Clausewitz verstehen

Christian Th. Müller

Clausewitz verstehen

Wirken, Werk und Wirkung

BRILL | **Ferdinand Schöningh**

Der Autor:
Christian Th. Müller ist habilitierter Historiker und außerplanmäßiger Professor für Neuere Geschichte an der Universität Potsdam. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der europäischen und nordamerikanischen Militärgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, der Geschichte der beiden Weltkriege und des Kalten Krieges in Europa und der Welt sowie der deutschen Zeitgeschichte. Zuletzt erschien von ihm bei Schöningh: *Jenseits der Materialschlacht: Der Erste Weltkrieg als Bewegungskrieg* (2018)

Alle im Buch verwendeten Abbildungen stammen vom Autoren desselben.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig.

© 2021 Verlag Ferdinand Schöningh, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)

www.schoeningh.de

Einbandgestaltung: Nora Krull, Hamburg
Herstellung: Brill Deutschland GmbH, Paderborn

ISBN 978-3-506-70317-0 (hardback)
ISBN 978-3-657-70317-3 (e-book)

Inhalt

1. Warum dieses Buch? 1

2. Carl von Clausewitz. Leben und Werk 8
- Epoche und frühe Prägung 8
- Niederlage und Reform 18
- Russlandfeldzug und Befreiungskrieg 30
- In der Restaurationszeit 37
- Methode und geistige Prägung 43
- Die Entstehung des Hauptwerks 46
- Die Edition der „Hinterlassenen Werke“ 51

3. „Was ist der Krieg?“ 54

4. Die Probleme einer Theorie des Krieges 70

5. Die moralischen Kräfte und das Phänomen der Friktion 91

6. Zwecke und Mittel 108

7. Politik und Kriegführung 122

8. Strategie und Taktik 144

9. Angriff und Verteidigung 166

10. Kleiner Krieg und Volkskrieg 187

11. Die Clausewitz-Rezeption im 19. und 20. Jahrhundert 209

12. Clausewitz und die Militärhistoriographie 233
- Der Russlandfeldzug von 1812 233
- Schlieffenplan und Marneschlacht 241
- Der Vietnamkrieg 249

13. Clausewitz und die Kriege des 21. Jahrhunderts 259

14. Rückblick und Ausblick 274

Anhang

Abkürzungsverzeichnis 281
Gliederungsübersicht von Carl von Clausewitz, Vom Kriege 282
Literaturverzeichnis 287
Deutschsprachige Ausgaben von „Vom Kriege“ 297
Personenregister 300

KAPITEL 1

Warum dieses Buch?

„The strategic genius of Karl [sic!] von Clausewitz is one that is often quoted, seldom read and little understood."[1]
William D. Franklin

Carl von Clausewitz (1780-1831) ist neben Sunzi (um 544-um 496 v. Chr.) der weltweit wahrscheinlich bekannteste Theoretiker des Krieges. Doch während Sunzi in seinem Büchlein „Die Kunst des Krieges" in dreizehn knapp gehaltenen Kapiteln relativ klare Prinzipien formuliert hatte,[2] stellte Clausewitz bewusst keine „positive Lehre" auf. Angesichts der historischen Wandelbarkeit des Phänomens Krieg kam er zu dem Schluss, dass ein bestimmtes, womöglich gar auf mathematischen Grundsätzen beruhendes „System" über kurz oder lang zwangsläufig in Widerspruch zur Realität der konkreten Kriege geraten müsse.

Die in seinem Werk „Vom Kriege"[3] entwickelte Theorie ist daher kein Regelkatalog für die „richtige" Kriegführung, sondern in erster Linie eine kritische Betrachtung. Diese bietet Hilfestellung bei der geistigen Durchdringung der historischen Universalie Krieg im Allgemeinen und soll den „Takt des Urteils" bei der Analyse der individuellen Kriege im Besonderen schulen.

In dieser betrachtenden Theorie sind vor allem drei thematische Komplexe relevant. Den ersten bilden die „politischen Verhältnisse" im weitesten Sinn, also die politische, kulturelle und sozioökonomische Verfasstheit der kriegführenden Subjekte. Der zweite konstituiert sich aus dem Verhältnis zwischen

1 William D. Franklin, Clausewitz on Limited War, In: Military Review. Professional Journal of the US Army, 47 Heft 6 (1967), S. 23. Übersetzung: „Das strategische Genie Carl von Clausewitz ist eines, das oft zitiert, selten gelesen und wenig verstanden wurde."

2 Sunzis Werk ist in verschiedenen Ausgaben erhältlich, unter anderem auch als Online-Ressource: Sunzi, Die Kunst des Krieges. https://zielniok.de/sunzi-die-kunst-des-krieges.pdf (Stand 04.02.2020). Vgl. John Lewis Gaddis, On grand strategy, New York, NY 2018, S. 63.

3 Für das vorliegende Buch wurde die folgende von Werner Hahlweg herausgegebene Ausgabe verwendet: Carl von Clausewitz, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Vollständige Ausgabe im Urtext, drei Teile in einem Band, Bonn 1980. Um die im Text erwähnten Passagen auch in den zahlreichen anderen Ausgaben leichter auffinden zu können, werden im Folgenden neben den Seitenzahlen stets auch die Buch- und Kapitelnummern als römische bzw. arabische Zahlen angegeben. Für eine bessere Orientierung im Gesamtwerk wird außerdem die Gliederung der genannten Ausgabe im Anhang wiedergegeben. Etwaige Hervorhebungen in Zitaten wie Kursiv- oder Sperrsatz etc. wurden, soweit nicht anderweitig gekennzeichnet, stets aus den Originaltexten übernommen.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_003

dem politischen Zweck *des* Krieges, den daraus abgeleiteten Zwecken *im* Krieg, das sind primär die strategische Ziele, sowie den im Krieg eingesetzten Mitteln, den Streitkräften und der durch diese ausgeübten Gewalt. Den dritten Komplex bilden schließlich die in der „wunderlichen Dreifaltigkeit" von Clausewitz benannten Tendenzen im Krieg: Gewalt und Haß, das Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls sowie dessen Charakter als politisches Werkzeug und damit Gegenstand des Verstandes.[4]

Ihre immanente Variabilität und die Wechselwirkungen zwischen den drei Komplexen sorgen dafür, dass der Krieg – wie Clausewitz es formulierte – zu einem „wahren Chamäleon"[5] wird und sein Erscheinungsbild je nach spezifischer Konstellation immer wieder verändert.

Im Vergleich zu den „positiven Lehren" der Ende des 18. Jahrhunderts in Europa populären quasi-geometrischen Kriegstheorien, deren höchst begrenzte Gültigkeit sich schon alsbald im Zuge der Napoleonischen Kriege zeigen sollte, bietet der Clausewitzsche Weg der kritischen Betrachtung die Möglichkeit einer nicht zeitgebundenen Theorie des Krieges. Antulio J. Echevarria misst daher dem Werk „Vom Kriege" für die neuzeitliche Kriegstheorie eine ähnliche Bedeutung zu, wie sie die Kopernikanische Wende für die Astronomie hatte.[6]

Allerdings ist „Vom Kriege" keine Lektüre, die sich dem unvorbereiteten Leser ohne weiteres erschließt. Das liegt zum einen an der seinem Gegenstand eigenen Komplexität und Wandelbarkeit, zum anderen aber auch an Clausewitz' Analysemethode, bei der er Satz und Gegensatz, einerseits und andererseits, Begriff und Realität gegenüberstellt, bevor er seine Schlussfolgerung zieht. Für diejenigen, die Clausewitz tatsächlich lesen, ist er aber aus Sicht von Christopher Bassford gar nicht so schwer zu ergründen. Drei Minuten Nachdenken würden normalerweise ausreichen, um eine seiner interessanten Aussagen zu begreifen. Leider aber sei Denken anstrengend und drei Minuten seien eine lange Zeit.[7]

In der Konsequenz ist Clausewitz lange Zeit nur bruchstückhaft und verkürzt rezipiert worden. Vor allem die Leser aus dem Militär suchten in seinem Werk nach Siegesrezepten und interessierten sich nicht für seine komplexen Aussagen zum Verhältnis von Politik und Kriegführung oder zur Relation von Zweck, Ziel und Mittel. Stattdessen wurde aus „Vom Kriege" vorzugsweise das herausgelesen, was im militärischen Zeitgeist gerade Mode war. So wurde aus

4 Ebd., (I.1.) S. 212-213.

5 Ebd., (I.1.) S. 212.

6 Antulio J. Echevarria, Clausewitz and Contemporary War, New York 2007, S. 6.

7 Christopher Bassford, John Keegan and the Grand Tradition of Trashing Clausewitz. A Polemic, In: War and History (1994), Onlineversion unter: http://www.clausewitz.com/mobile/keegandelenda.htm (Stand 15.11.2020).

Clausewitz im Deutschen Kaiserreich der entschiedene Verfechter des Vernichtungsgedankens gemacht, während nach 1945 vor allem seine berühmte Formel vom Krieg als der „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“[8] im Hinblick auf das Primat der Politik hervorgehoben wurde.

Für den breiteren Leserkreis erfolgte die Clausewitz-Rezeption dabei überwiegend aus zweiter Hand durch Werke über ihn oder mit Clausewitz-Zitaten geschmückte militärische Handbücher. Clausewitz wurde so zu einem der Theoretiker, die – wie William D. Franklin es inzwischen fast schon klassisch formuliert hat – zwar häufig zitiert, aber selten gelesen und nur wenig verstanden wurden. Nach Einschätzung Werner Hahlwegs vergingen fast 120 Jahre, bis die Clausewitz-Forschung ein einigermaßen umfassendes und adäquates Verständnis seines hinterlassenen Werkes „Vom Kriege“ entwickelt hatte.[9]

Bis dahin hatte sich jedoch bereits ein in mehrfacher Hinsicht verkürztes, ja verzerrtes Clausewitz-Bild herausgebildet, welches bis heute mannigfach reproduziert wurde und wird. Neben der Reduzierung seiner Überlegungen auf den Vernichtungsgedanken, aus der nach 1918 dann vor allem in Großbritannien der Vorwurf erwuchs, Clausewitz sei der Apostel des Vernichtungskrieges und als solcher gleichsam der geistige Urheber des Grauens der beiden Weltkriege, betrifft dies vor allem seine Politikbegriffe sowie die „wunderliche Dreifaltigkeit“. Besonders publikumswirksam waren und sind in dieser Hinsicht die Werke von Basil Henry Liddell Hart, John Keegan und Martin van Creveld, wobei letzterer – wie bereits Erich Ludendorff nach dem Ersten Weltkrieg – die Auffassung vertrat, dass Clausewitz’ Überlegungen zum Thema Krieg überholt und für die aktuelle Praxis nicht mehr relevant seien.[10]

Die Clausewitz-Forschung hat diesen Verkürzungen zwar ein differenziertes und auf gründlichem Quellenstudium basierendes Clausewitz-Bild entgegengesetzt. Nach den klarsichtigen Arbeiten von Werner Hahlweg[11] ist es aber in den letzten fünf Jahrzehnten zunehmend die Clausewitz-Forschung selbst, die für Verwirrung sorgt. Ein Großteil der inzwischen kaum noch zu überblickenden Menge an Büchern und Aufsätzen über Clausewitz’ Person und Werk wendet

8 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.1.) S. 210.

9 Franklin, Clausewitz, S. 23. Werner Hahlweg, Das Clausewitzbild einst und jetzt. In: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Vollständige Ausgabe im Urtext, drei Teile in einem Band. Hrsg. von Werner Hahlweg, Bonn 1980, S. 154.

10 Vgl. Basil Henry Liddell Hart, Strategie, Wiesbaden 1955. John Keegan, Die Kultur des Krieges, Reinbek bei Hamburg 1997. Martin L. van Creveld, Die Zukunft des Krieges, München 1998. Erich Ludendorff, Der totale Krieg, München 1935.

11 Werner Hahlweg, Carl von Clausewitz. Soldat, Politiker, Denker, Göttingen, Zürich, Frankfurt am Main 1969. Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9).

sich in erster Linie an einen kleinen Kreis von Spezialisten und ist oft auch nur für diese verständlich. Dabei spielt wohl auch das Bestreben einzelner Autoren nach intellektueller Profilierung eine nicht zu unterschätzende Rolle. Bereits Raymond Aron ist dafür kritisiert worden, dass er dazu neige, „in Clausewitz' Werk intellektuelle Muster und Kategorien hineinzulesen, die absolut künstlich sind und einen Gegenstand, der bereits hinreichend schwer verständlich ist, noch schwerer verständlich zu machen."[12]

Neben Spezialthemen von nicht selten eher nachgeordneter Relevanz ist es vor allem der Umstand, dass Clausewitz sein zwischen 1816 und 1830 entstandenes Hauptwerk nicht mehr vollenden konnte, der in der Forschung immer wieder diskutiert wird. So war es nach Clausewitz' plötzlichem Tod 1831 an seiner Witwe Marie von Clausewitz (1779-1836) und ihren Helfern, die zum Teil in mehreren Varianten hinterlassenen Manuskripte der einzelnen Bücher und Kapitel zu sichten, die jeweils als letztgültig zu betrachtende Fassung zu bestimmen und zu dem Werk „Vom Kriege", wie wir es heute kennen, zusammenzustellen.

Unter diesen Umständen war es fast zwangsläufig, dass die zu verschiedenen Zeiten und im Hinblick auf verschiedene Aspekte seines Themas von Clausewitz niedergeschriebenen Gedanken in ihrer Gesamtheit auch inhaltliche Inkonsistenzen ebenso wie Varianzen im Verständnis der verwendeten Begriffe aufweisen. Es ist aber auch mehr als zweifelhaft, ob Clausewitz diese, wenn er länger gelebt hätte, tatsächlich hätte beseitigen können oder dies überhaupt gewollt hätte. Stattdessen hätte der Blick auf bislang nicht näher betrachtete historische Beispiele und deren spezifische Konstellationen wahrscheinlich zu neuen Erkenntnissen geführt, die zwar inhaltlich in Spannung zu Clausewitz' älteren Überlegungen stehen mochten, aber nicht per se einen höheren Wahrheitsgrad für sich in Anspruch nehmen könnten.

Von einem großen Teil der Clausewitz-Forscher wurden diese Inkonsistenzen als Defizit betrachtet. Manche von ihnen machten sich auf die Suche nach dem „wahren" Clausewitz und spekulierten darüber, welche Positionen Clausewitz in einem vollendeten Werk wohl schlussendlich eingenommen hätte. So verglich Raymond Aron „Vom Kriege" mit einem Kriminalroman, „dem das letzte Kapitel fehlt", was dazu führe, das jeder Leser „das Geheimnis auf seine Weise" löse.[13]

Andreas Herberg-Rothe betrachtet demgegenüber vor allem die argumentativen Inkonsistenzen und immanenten Widersprüche wie unter einem

12 Beatrice Heuser, Clausewitz lesen! Eine Einführung, München 2005, S. 24 bezogen auf: Raymond Aron, Clausewitz, den Krieg denken, Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1980.

13 Ebd., S. 19.

Brennglas und erklärt Clausewitz insgesamt zum „Rätsel". Dabei geraten jedoch nicht nur die offensichtlichen begrifflichen und argumentativen Kontinuitäten im Clausewitzschen Werk aus dem Blick, sondern auch die Möglichkeit, dass es sich bei den festgestellten Widersprüchen vielleicht auch nur um die Darstellung von zwei Seiten derselben Medaille handeln könnte.[14]

Deutlich sinnvoller als solche, dem Verständnis eher abträgliche „Verrätselung" ist daher der Vorschlag von Hew Strachan, „Vom Kriege" als „work in progress" zu betrachten. Sein Charakter als unvollendetes Werk sollte demnach weniger als Problem, sondern vielmehr als Stärke betrachtet werden, welche das Vorstellungsvermögen beim Nachdenken über kriegerische Auseinandersetzungen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eher fördert als behindert.[15]

Die Erschließung und Nutzung dieses Erkenntnispotenzials setzt freilich ein gründliches Studium der Clausewitzschen Texte und die kritische Auseinandersetzung mit den darin enthaltenen Gedanken voraus. Gerade Studierende und Leser, die sich das erste Mal mit Clausewitz beschäftigen, zeigen sich mit der eigenständigen Erschließung der Clausewitzschen Gedankenwelt jedoch zumeist überfordert. John Lewis Gaddis warnte seine Studenten sogar davor, dass die sorgfältige Lektüre – „close reading" – von „Vom Kriege" das Risiko geistiger Verwirrtheit mit sich bringe.[16]

Eine Folge dieses Erschließungsproblems besteht darin, dass in Deutschland nur ein kleiner Kreis von in der Regel Politikwissenschaftlern und Historikern aus dem zivilen Bereich überhaupt näher mit dem Clausewitzschen Werk vertraut ist. Die Bundeswehr nutzt Clausewitz zwar gern als Namenspatron, verfügt aber kaum über eigene Clausewitz-Expertise und nutzt ihn dementsprechend auch nicht in der Ausbildung. Wie Beatrice Heuser hervorhebt, konzentriert sich die Lehre an der Führungsakademie der Bundeswehr vor allem auf Truppenführung und Taktik. Strategie und strategisches Denken werden als Sache der NATO betrachtet und kommen in der Lehre allenfalls am Rande vor. Für deutsche Politiker sei Clausewitz ohnehin „passé".[17]

Dieser Befund korrespondiert mit den bereits seit Längerem immer wieder beklagten Strategiedefiziten der deutschen Sicherheitspolitik.[18]

---

14 Andreas Herberg-Rothe, Das Rätsel Clausewitz. Politische Theorie des Krieges im Widerstreit, München 2001.

15 Hew Strachan, Carl von Clausewitz's On war. A biography, London 2008, S. 193.

16 Gaddis, Grand Strategy (wie Anm. 2), S. 190.

17 Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 27.

18 Vgl. etwa die Studien von Philipp Münch, Strategielos in Afghanistan. Die Operationsführung der Bundeswehr im Rahmen der International Security Assistance Force, Halle

Dementsprechend sieht Lennart Souchon bei den jüngeren Auslandseinsätzen der Bundeswehr immer wieder ein ähnliches Muster:

> „Sie sind ohne eindeutige politische Zweckvorgaben, ganzheitliche Ziele und Zwischenziele sowie entsprechend kontingentierte Mittel auf operativer Ebene geplant, mit militärischen und zivilen Ressourcen ausgestattet und postheroisch geprägt in der Durchführung. Sie erreichen bisher keine stabilen Friedenszustände und drohen zu scheitern, wenn ein Abzug einzuleiten ist."[19]

Wo komplexe Konfliktszenarien strategisches Denkvermögen erforderten, dominiere in der Praxis „taktische Vorteilsnahme" und „vordergründiges Durchwursteln". Beides blockiere strategisches Denken und die Entwicklung einer stimmigen und realistischen grand strategy.[20]

Wohl nicht zuletzt mit Blick auf den Vietnamkrieg war Werner Hahlweg bereits vor mehr als vier Jahrzehnten zu einem ähnlichen Befund gelangt:

> „Die Kriegspraxis unserer Epoche beweist, wie schwer es verantwortlichen politischen und militärischen Führern fällt, Zweck, Ziel und Mittel in der Wirklichkeit sinnvoll zu koordinieren, wiewohl die Notwendigkeit einer solchen Koordinierung in der Vorstellung leicht einleuchtet."[21]

Die Clausewitzsche Theorie bildet dementsprechend ein wichtiges heuristisches Mittel bei der Analyse konkreter Konfliktszenarien. Darüber hinaus sensibilisiert sie für die Diversität des historisch und daher auch zukünftig Möglichen und schult auf diese Weise das Urteilsvermögen von Analytikern und Entscheidungsträgern.

Allerdings ist damit das Erschließungsproblem noch nicht gelöst. Trotz verschiedener Anläufe[22] fehlt bislang immer noch ein Buch, welches den

---

(Saale), Berlin 2011 sowie Klaus Naumann, Einsatz ohne Ziel? Die Politikbedürftigkeit des Militärischen, Hamburg 2011.

19 Lennart Souchon, Carl von Clausewitz. Strategie im 21. Jahrhundert, Hamburg, Berlin, Bonn 2012, S. 8.

20 Ebd., S. 11-14.

21 Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 50.

22 Die bislang vorliegenden Werke geben Clausewitz' Gedanken zum Teil stark verkürzt oder gar fehlerhaft wieder: vgl. Albert A. Stahel, Klassiker der Strategie – eine Bewertung, Zürich 1996. Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12). Andere konzentrieren sich lediglich auf Teilaspekte oder sind analytisch nur unzureichend durchgearbeitet: vgl. Souchon, 21. Jahrhundert (wie Anm. 19). Dietmar Schössler, Clausewitz – Engels – Mahan: Grundriss einer Ideengeschichte militärischen Denkens, Berlin, Münster 2009. Sebastian Schindler,

mit Clausewitz noch nicht vertrauten Leser an dessen Werk auf der Höhe der Forschung, systematisch und allgemeinverständlich heranführt.

Zweck des vorliegenden Buches ist es daher, diese Lücke zu schließen. Nah an den Originaltexten sollen Clausewitz' Gedanken präsentiert und für einen breiten Leserkreis erschlossen werden. Auf diesem Wege soll einerseits die Lektüre seines Hauptwerkes „Vom Kriege" für Studierende sowie für zukünftige politische und militärische Entscheidungsträger erleichtert werden und andererseits die Clausewitzsche Theorie als Instrument der strategischen Analyse fruchtbar gemacht werden.

Gleichzeitig stellt dieses Buch die – vorläufige – Quintessenz meiner eigenen langjährigen Beschäftigung mit Clausewitz dar. Diese begann vor mehr als einem Vierteljahrhundert mit einem Clausewitz-Seminar bei Herfried Münkler an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit dem Sommersemester 2002 führte ich dann selbst Clausewitz-Seminare an den Universitäten Potsdam und Hamburg durch, die seit 2011 zu meinem regelmäßigen Lehrangebot als Privatdozent an der Universität Potsdam gehören.

Der Aufbau des Buches entspricht dabei im Wesentlichen dem meines Seminars. Nach einem Überblick auf Leben und Werk des Carl von Clausewitz werden zunächst dessen Kriegsbegriff und Theorieverständnis erörtert. Dem folgen sechs Kapitel zu den wesentlichen Aspekten seiner Theorie: moralische Kräfte und Friktion, Zwecke und Mittel, Politik und Kriegführung, Strategie und Taktik, Angriff und Verteidigung sowie Kleiner Krieg und Volkskrieg. Das elfte Kapitel beschäftigt sich mit der deutschen und internationalen Clausewitz-Rezeption im 19. und 20. Jahrhundert. Im zwölften wird Clausewitz' Theorie auf ausgewählte historische Beispiele angewendet, bevor im dreizehnten Kapitel die Erkenntnispotenziale der Clausewitzschen Theorie im 21. Jahrhundert analysiert werden. Den Abschluss der Darstellung bildet ein resümierender Rück- und Ausblick.

Clausewitz zur Einführung, Hamburg 2020, während die analytisch zum Teil brillanten Arbeiten ausgewiesener Clausewitz-Forscher für den Clausewitz-Neueinsteiger nicht oder nur schwer verständlich sind: vgl. Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15). Panajotis Kondylis, Theorie des Krieges. Clausewitz – Marx – Engels – Lenin, Stuttgart 1988.

KAPITEL 2

Carl von Clausewitz. Leben und Werk

Epoche und frühe Prägung

Carl von Clausewitz lebte in einer Zeit tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandels. Hineingeboren in das Preußen der letzten Regierungsjahre Friedrichs II. (1712-1786) wurde seine intellektuelle Sozialisation geprägt durch den Geist der Spätaufklärung unter den Bedingungen des ausgehenden Ancien Regime. Dieser fand seinen Ausdruck im Glauben an die Macht der Vernunft, an die Rationalisierung von Staat und Wirtschaft sowie an die Veredelung des Menschen durch Bildung. Gleichzeitig war damit aber auch die Entwicklung eines kritischen Bewusstseins verbunden, welches den feudalen Obrigkeitsstaat und die überkommene Ständegesellschaft zunehmend in Frage stellte und in die Idee des Verfassungsstaates mit gleichberechtigten Staatsbürgern als Nationalstaat mündete.

Wie die Französische Revolution und die nachfolgenden Revolutionskriege zeigten, setzten die Idee der Nation und der bürgerlich geprägte Nationalismus ungeahnte Kräfte frei. Die französische Levée en masse leitete 1793 eine grundlegende Revolutionierung der Kriegführung ein. Seit Ende des Siebenjährigen Krieges 1763 hatte der Geist der Aufklärung vor allem mäßigend gewirkt. Kriege waren durch vernünftige Politik möglichst zu vermeiden. Einzelne dachten bereits über die Voraussetzungen für einen ewigen Frieden nach.[23] Kam es dennoch zum Krieg, so sollten die Grundsätze von Völkerrecht und Humanität gewahrt und die Kriegshandlungen auf die Kombattanten beschränkt werden. Manche Kriegstheoretiker glaubten gar, man könne Kriege ohne größere Schlachten, allein durch geschicktes Ausmanövrieren des Gegners nach mathematischen Grundsätzen für sich entscheiden.

Doch nachdem der Krieg auf diese Weise eingehegt worden war, folgte nun die Entfesselung der gerade erst gezähmten Bellona. Konnten sich die stehenden Heere der europäischen Monarchien gegen die improvisierten französischen Revolutionsheere zunächst noch behaupten, so standen sie der Schlagkraft und operativen Beweglichkeit der Napoleonischen Heere sowie dem Feldherrntalent eines Napoleon Bonaparte (1769-1821) lange nahezu hilflos gegenüber.

23 Vgl. Immanuel Kant, Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf, Königsberg 1795.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_003

Erst nach einer Reihe schwerer Niederlagen und nachdem Napoleon weite Teile des europäischen Kontinents unter seine Hegemonie gebracht hatte, stellten sich die anderen europäischen Mächte auf das veränderte Kriegsbild ein. In Preußen wurden die längst überfälligen Reformen in Verwaltung, Militär und Gesellschaft in Angriff genommen. Der französischen Vorherrschaft wurden nun preußischer Patriotismus und deutscher Nationalismus entgegengesetzt, die nach Napoleons gescheitertem Russlandfeldzug von 1812 im Befreiungskrieg der Jahre 1813 und 1814 wirksam wurden.

Nach der endgültigen Niederlage Napoleons 1815 suchten die Mächte der Heiligen Allianz – Russland, Österreich, Preußen und ab 1818 auch Frankreich – den Geist der Französischen Revolution wieder zurück in die Flasche zu bekommen. In der nun anbrechenden Restaurationsphase sollte die frühere Machtfülle der Monarchen wieder hergestellt werden. Alle Bestrebungen, diese durch eine Verfassung einzuschränken oder gar einen bürgerlichen Nationalstaat zu schaffen, galten als suspekt und konnten empfindliche Repressionen nach sich ziehen. Allerdings war auch klar, dass die liberalen Ideen damit nicht aus der Welt waren und es nur eine Frage der Zeit sein würde, bis sie wieder wirkungsmächtig auf den Plan treten würden.

Die hier nur kursorisch geschilderten Entwicklungen widerspiegeln sich unmittelbar sowohl im praktischen Lebensweg als auch im Denken des Carl von Clausewitz. Das beginnt bereits mit den widersprüchlichen Angaben zu seiner Herkunft und Geburt.

Gemäß der Familienlegende stammte sein Urgroßvater väterlicherseits aus der schlesischen Adelsfamilie von Clauswitz und hatte Ende des 17. Jahrhunderts sein Adelsprädikat abgelegt, um einen bürgerlichen Beruf auszuüben. Für diese familiäre Verbindung gibt es aber keinerlei Belege. Bereits Werner Hahlweg ging daher von einer rein bürgerlichen Abstammung aus. Danach waren Clausewitz' Vorfahren väterlicherseits protestantische Prediger und Lehrer. Sein Großvater Benedikt Gottlob Clauswitz (1692-1749) war Theologieprofessor in Halle.[24]

Dessen Sohn Friedrich Gabriel Clausewitz (1740-1802) war 1759 in die preußische Armee eingetreten und hatte es dort bis zum Leutnant gebracht. Nach Ende des Siebenjährigen Krieges wurde er – laut Familienlegende wegen einer Verwundung an der Hand, tatsächlich aber wohl aufgrund seiner bürgerlichen Herkunft – aus dem Militärdienst entlassen und erhielt eine Stelle als Steuereinnehmer in Burg bei Magdeburg. Hier heiratete er 1768 die

24 Vanya Eftimova Bellinger, Marie von Clausewitz. The Woman behind the Making of On War, Oxford, New York 2016, S. 28. Werner Hahlweg, Clausewitz, Carl Philipp Gottlieb von, In: Neue Deutsche Biographie, 3 (1957).

Amtmannstochter Friederike Charlotte Dorothea Schmidt (1746-1811) mit der er vier Söhne und zwei Töchter bekam. Das fünfte Kind und gleichzeitig der jüngste der vier Söhne war Carl von Clausewitz, der am 1. Juli 1780 geboren und acht Tage später auf den Namen Carl Philipp Gottlieb getauft wurde.[25]

Bis kurz vor Vollendung seines zwölften Lebensjahres wuchs der kleine Carl unter bescheidenen Verhältnissen in seinem Elternhaus in der Burger Schulstraße auf. Er besuchte die städtische Schule, wo er neben Lesen, Schreiben und Rechnen auch die Grundlagen der lateinischen und der französischen Sprache erlernte. Prägend für seine frühe Sozialisation waren darüber hinaus das fortdauernde Selbstverständnis seines Vaters als preußischer Offizier und die regelmäßigen Besuche von dessen alten Regimentskameraden im Hause Clausewitz. So wurde auch in Carl das Interesse am Offiziersberuf geweckt.[26]

Ohne Adelsprädikat standen die Chancen dafür aber zunächst eher schlecht. Erst nach dem Tod Friedrichs II. gelang es Clausewitz' Vater, seinen zweit- und seinen drittgeborenen Sohn als Offizieranwärter in der Armee unterzubringen. Friedrich Volmar Clausewitz (1771-1854) trat am 1. Juni 1787 als Gefreitenkorporal in das Füsilierbataillon Nr. 14 – einen der leichten Infanterie zuzurechnenden Truppenteil – ein. Sein Bruder Wilhelm Benedikt (1773-1849) wurde im gleichen Jahr in das demgegenüber deutlich vornehmere Infanterieregiment Nr. 34 „Prinz Ferdinand" aufgenommen. Das wurde wohl auch durch familiäre Beziehungen erleichtert, nachdem Juliane Friederike Clauswitz, Clausewitz' Großmutter väterlicherseits, in zweiter Ehe den Regimentskommandeur Oberstleutnant Gustav Detlof von Hundt geheiratet hatte.[27]

Im späten Frühjahr 1792 war es auch für den noch elfjährigen Carl soweit. Zusammen mit seinem Vater reiste er nach Neuruppin zum Infanterieregiment Nr. 34, um sich bei dessen neuem Kommandeur als Offizieranwärter zu bewerben. Sein Vater stellte ihn dabei als am 1. Juni 1780 geborenen Carl von Clausewitz vor. Derart einen Monat älter und adlig gemacht, wurde er als Gefreitenkorporal in das Regiment aufgenommen. Carl machte sich diese Darstellung zu eigen und beging seinen Geburtstag künftig stets am 1. Juni. Sein Adelsprädikat wurde zwar nicht offen angefochten, galt aber als dubios – ein Makel, der Clausewitz noch jahrzehntelang Verdruss bereiten sollte. Erst 1827 wurde es – wohl nicht zuletzt mit Blick auf die militärischen Verdienste

25 Dietmar Schössler, Carl von Clausewitz, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 9f. Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 28-30.

26 Donald J. Stoker, Clausewitz. His life and work, Oxford, New York 2014, S. 6f.

27 Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 11. Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 31. Beide Brüder machten in der preußischen Armee Karriere, wurden für Tapferkeit mit dem Eisernen Kreuz und dem Pour le Merite ausgezeichnet, bevor sie 1830 bzw. 1839 jeweils im Rang eines Generalleutnants in den Ruhestand gingen.

seiner beiden Brüder – durch König Friedrich Wilhelm III. (1770-1840) formal bestätigt.[28]

Als Clausewitz in die Armee eintrat, hatte bereits der Krieg der ersten Koalition gegen das revolutionäre Frankreich begonnen. Nach einem halben Jahr Ausbildung zog er daher im Januar 1793 in seinen ersten Krieg. Sein Regiment wurde ins Rheinland beordert. Bei Ginsheim machte Clausewitz am 2. Februar sein erstes Gefecht mit. Danach nahm er von März bis Juli 1793 an der Belagerung von Mainz teil. Zwei Tage bevor Mainz kapitulierte, wurde Clausewitz am 20. Juli 1793 mit gerade 13 Jahren zum Fähnrich und damit zum damals niedrigsten Offiziersdienstgrad ernannt.[29]

Nach dem Fall von Mainz setzte das preußische Heer seine Operationen im Saargebiet und den Vogesen fort. Das Geschehen wurden nun vor allem durch Formen des Kleinen Krieges geprägt. Lediglich die Abwehr französischer Vorstöße auf Pirmasens im September und Kaiserslautern im November 1793 führte zu größeren Gefechten. Ansonsten dominierten Vorpostendienst, Patrouillen und kleinere Geplänkel. Der Winter 1793/94 war für Clausewitz gleichwohl mit erheblichen Entbehrungen verbunden. Zwei der drei Fähnriche seines Regiments überlebten die physischen Strapazen und die raue Witterung in den Vogesen nicht. Erst mit der Rückkehr ins Rheintal im Frühjahr verbesserten sich die Lebensbedingungen wieder. Doch damit war auch eine zunehmende Intensität der Kampfhandlungen verbunden. Von Ende Mai bis Ende Juli 1794 nahm Clausewitz an nicht weniger als neun Gefechten teil.[30]

In den folgenden Monaten gingen die kriegerischen Aktivitäten im Rheinland dann sukzessive zurück. Der Frieden von Basel warf bereits seine Schatten voraus. Einen Monat bevor Preußen aus der antifranzösischen Koalition ausschied, wurde Clausewitz am 5. März 1795 noch zum Sekondeleutnant befördert.[31]

Im Frühjahr 1795 hatte Clausewitz nicht nur seinen ersten Krieg er- und überlebt, sondern auch prägende Eindrücke für sein Selbstverständnis und sein späteres Nachdenken über den Krieg erfahren. Gegenüber seiner aus dem Hochadel stammenden, hoch gebildeten Verlobten Marie von Brühl wies er zwölf Jahre später daraufhin:

---

28 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 28. Vgl. Brief an seine Verlobte vom 02.06.1807 in: Carl von Clausewitz, Ausgewählte Briefe an Marie von Clausewitz und Gneisenau, Berlin 1953, S. 57. Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 33.

29 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 11-15 und 290.

30 Ebd., S. 21f.

31 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 14.

> „Bedenke, daß ich ein Sohn des Lagers bin, aber aus der wirklichen, nicht aus Schillers poetischer Welt, wie Max Piccolomini. Nach einer sehr mittelmäßigen Erziehung war im zwölften Jahr mein erster Ausflug in die Laufgräben vor Mainz – da trug, als Mainz ein Raub der Flammen wurde, die wir angefacht, das Jauchzen des rohen Soldatenhaufens auch meine kindliche Stimme empor."[32]

Zur Selbstverortung als „Sohn des Lagers" kam die Erfahrung der Atmosphäre des Krieges, mit den Schrecken und Gefahren, den Anstrengungen und Entbehrungen, aber auch seiner eigentümlichen Dynamik, bei der sich Phasen der Spannung mit solchen des Stillstandes abwechselten. Weiterhin hatte er während der Abwehroperationen des preußischen Heeres gegen zahlenmäßig zum Teil deutlich überlegene französische Verbände Gelegenheit, die Überlegenheit der Defensive sowie die Eigenheiten des Kleinen Krieges aus eigener Anschauung kennenzulernen. Noch denkwürdiger waren freilich die ins Auge stechenden Unterschiede zwischen dem altpreußischen Heer und der französischen Revolutionsarmee. Das betraf die flexiblere französische Doktrin mit Tirailleur- und Kolonnentaktik, das Requisitionsverfahren und nicht zuletzt die politisch grundierte Motivation der französischen Soldaten.

Mit dem Friedensschluss wurde Clausewitz' Regiment zunächst nach Westfalen verlegt, wo es in der Grafschaft Tecklenburg in weitläufige Kantonierungen gelegt wurde. Hier verbrachte Clausewitz mehrere Monate bei einer Bauernfamilie und hatte das erste Mal Gelegenheit, über sich und die Welt nachzudenken.

> „Mit einem Male dem Schauplatze des Krieges entzogen, in die Stille des Landlebens in seiner ganzen Bedeutung versetzt, fiel der Blick des Geistes zum ersten Male in mein Innerstes. Wir waren in der Nähe von Osnabrück; man konnte dort Bücher haben; ich fing an zu lesen, und zufällig fielen mir einige Illuminaten-Schriften und andere Bücher über die Perfektibilität in die Hände. Da wurde mit einem Male die Eitelkeit des kleinen Soldaten zu einem äußerst philosophischen Ehrgeize, und ich befand mich damals der Schwärmerei so nahe, als die Natur eines Geistes dies erlauben wollte, der überhaupt keine starke Tendenz dazu hat."[33]

---

32 Brief vom 28.01.1807 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 47.

33 Brief vom 03.07.1807 in: Ebd., S. 64. Tirailleure = Plänkler, Schützen in aufgelöster Gefechtsordnung. Kantonierung = Einquartierung in besiedelten Orten.

Auch wenn die Begeisterung für die Illuminaten bald wieder verflog, so waren doch der Bildungshunger sowie die Neigung zum Lesen und zum eigenständigen, kritischen Denken geweckt. Als das Regiment im Sommer 1795 in seine Garnison nach Neuruppin zurückkehrte, fand er dafür gute Voraussetzungen vor. Denn anders als Clausewitz im Brief an seine Verlobte suggeriert, war Neuruppin nicht irgendeine „kleine Garnison", wo er „von lauter prosaischen Erscheinungen und Naturen umgeben und bearbeitet" wurde, sondern eine Garnisonsstadt, die gleich in mehrfacher Hinsicht Modellcharakter hatte.[34]

Nachdem die Stadt Ruppin 1787 in einer Feuersbrunst weitgehend zerstört worden war, wurde in den folgenden Jahren mit Neuruppin eine moderne Planstadt im frühklassizistischen Stil errichtet. Dazu gehörten auch ein Gymnasium und eine Bibliothek. Im nahegelegenen Rheinsberg befand sich überdies eine der besten preußischen Militärbibliotheken. Doch auch das Infanterieregiment Nr. 34 entwickelte sich nach Kriegsende 1795 zu einer über Neuruppin hinaus beachteten Bildungsstätte.[35]

Das war vor allem Oberst Alexander von Tschammer-Osten (1737-1809) zu verdanken, der das Regiment während des Krieges als Kommandeur übernommen hatte. Vom Bildungsideal der Aufklärung durchdrungen, ging Tschammer daran, die bereits in den 1770er Jahren gegründete Regimentsschule zu einer Musterbildungseinrichtung weiterzuentwickeln. Neben einer Spinn- und Klöppelschule wurde eine „Industrieanstalt" zur Textilproduktion gegründet. Für die wissenschaftliche Grundlagenbildung angehender Offiziere wurde die Regimentsjunkerschule eingerichtet. Hier wurden als Vorbereitungswissenschaften Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie, Mechanik und mathematische Geographie sowie als Hilfswissenschaften politische Geographie, Geschichte und Statistik gelehrt. Durch eine Vereinbarung mit dem Direktor des städtischen Gymnasiums konnten die Offizieranwärter außerdem an dessen Französisch- und Englischunterricht teilnehmen.[36]

Auch Clausewitz nahm 1799 an einem derartigen Kurs teil. Außerdem begann er, sich – zunächst vor allem anhand der Werke von Georg Heinrich von Berenhorst (1733-1814) und Dietrich Heinrich von Bülow (1757-1807) – mit der Kriegstheorie seiner Zeit auseinanderzusetzen. Dazu regte auch die mehrfache Teilnahme an den Herbstmanövern bei Potsdam und Berlin an.

---

34 Brief vom 03.07.1807 in: Ebd., S. 65.

35 Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 24. Azar Gat, The Origins of Military Thought from the Enlightenment to Clausewitz, Oxford 1989, S. 61.

36 Friedrich Wienecke, Tschammer-Osten, Alexander von, In: Allgemeine Deutsche Biographie, 54 (1908).

Ins Auge stach ihm dabei vor allem die Diskrepanz zwischen dem sorgsam choreographierten Übungsverlauf und seinen eigenen Gefechtserfahrungen. Durchaus bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang der Umstand, dass in der Ausbildung des Infanterieregiments Nr. 34 zumindest ein Teil der jüngsten Kriegserfahrungen aufgegriffen werden konnte. So bildete Clausewitz seine Soldaten nicht nur in der konventionellen Lineartaktik aus, bei der geschlossene Einheiten sich exerziermäßig über das Gefechtsfeld bewegten und auf Kommando Salven feuerten, sondern auch im zerstreuten Gefecht der selbständig agierenden Schützen.[37]

Nach der eher zufälligen Lektüre während des Aufenthalts im Tecklenburger Land, markieren die Neuruppiner Jahre in Clausewitz' Biographie den Übergang zum teils angeleiteten, zum überwiegenden Teil aber eigenständigen Studium des militärfachlichen, aber mindestens genauso des allgemeinen Wissens seiner Zeit. Das fiel auch seinen militärischen Vorgesetzten auf, die Clausewitz in ihren Beurteilungen als intelligenten und tüchtigen Offizier charakterisierten, der sich Wissen anzueignen suche.[38]

Derart vorbereitet bewarb sich Clausewitz 1801 erfolgreich für die Teilnahme am ersten Dreijahreskurs der Lehranstalt für junge Infanterie- und Kavallerieoffiziere in Berlin. Die Berliner Studienjahre sollten für Clausewitz zu einem entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben werden.

Das lag vor allem an seiner Begegnung mit Gerhard Johann David von Scharnhorst (1755-1813), über den Clausewitz später schreiben sollte: „Er ist der Vater und der Freund meines Geistes."[39]

Der im Hannoverschen als Sohn eines Landwirts und ehemaligen Unteroffiziers geborene Scharnhorst war gleichermaßen Produkt wie Protagonist der vom Geist der Aufklärung inspirierten Bildungs- und Verwissenschaftlichungsbestrebungen im Militärwesen. Ausgebildet in der vom Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe (1724-1777) gegründeten Kriegsschule auf dem Wilhelmstein im Steinhuder Meer, hatte sich Scharnhorst in hannoverschen Diensten einen Ruf als herausragender Militärschriftsteller und intellektueller Offizier erworben. Nachdem seine Karriere im Kurfürstentum Hannover dennoch stagniert und seine Vorschläge für militärische Reformen dort kein Gehör gefunden hatten, wechselte er im Mai 1801 bei gleichzeitiger Nobilitierung als Oberstleutnant der Artillerie in preußische Dienste.[40]

---

37 Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 26. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 26.

38 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 27.

39 Brief vom 28.01.1807 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 49.

40 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 28-30.

Hier sollte er sich um die Reorganisation des militärischen Bildungswesens kümmern. Seine erste Aufgabe bestand im Aufbau eines Instituts zur Ausbildung von Generalstabsoffizieren in Berlin, aus dem 1810 die Berliner Kriegsschule, 1816 die Allgemeine Kriegsschule und 1859 schließlich die Preußische Kriegsakademie hervorgehen sollte. Der Lehrkörper der neuen Schule war allerdings sehr überschaubar. Neben Scharnhorst als Superintendent gab es lediglich zwei hauptamtliche Lehrkräfte, den Pioniermajor Ludwig Christian Müller (1734-1804) für die Fächer Geographie und Festungskunde sowie den Kant-Schüler Johann Gottfried Kiesewetter (1766-1819) für die Fächer Logik und Mathematik.[41]

Für Clausewitz war mit der Kommandierung zum Studium in Berlin eine beträchtliche Erweiterung seines geistigen Horizonts verbunden. Zunächst hatte er zwar aufgrund lückenhafter Vorbildung Probleme, dem Unterricht zu folgen. Doch dank des pädagogischen Geschicks seiner Lehrer und namentlich der Unterstützung Scharnhorsts konnte er diese Defizite schon bald kompensieren, so dass er 1804 den Kurs als Bester seiner 40köpfigen Klasse abschloss.[42]

Auf Scharnhorsts Initiative ging auch die Gründung der Militärischen Gesellschaft zurück, die 1802 ihre Tätigkeit aufnahm. In erster Linie sollte sie als militärwissenschaftliches Forum dienen. Hier sollten die jüngsten Entwicklungen im Militärwesen sowie die daraus abzuleitenden Konsequenzen für die Organisation der preußischen Armee diskutiert werden. Neben hohen Militärs sowie mehreren Prinzen wurden auch Clausewitz und eine Reihe seiner Klassenkameraden Mitglieder der Gesellschaft.[43]

Mittelbar öffnete sich so für Clausewitz der Zugang zu höchsten Kreisen. Auf Empfehlung von Scharnhorst wurde er im Frühjahr 1803 zunächst zum Adjutanten des 23jährigen Prinzen August von Preußen (1779-1843) bestimmt. Aufgrund dieser Dienststellung hatte Clausewitz, der mittellose Leutnant von fragwürdigem Adel, der sich den teuren Lebensunterhalt in Berlin nur leisten konnte, weil er für andere Offiziere Wachdienste übernahm und sich so etwas Geld dazuverdiente, plötzlich Zugang zum königlichen Hof.[44]

Auf diese Weise lernte er die Hofdame Gräfin Marie von Brühl, seine spätere Ehefrau, kennen. Marie war die am 3. Juni 1779 in Warschau geborene Enkeltochter des sächsischen Ministers Heinrich von Brühl (1700-1763). Ihr Vater Carl Adolph (1742-1802) hatte am polnischen Hof und in der sächsischen

41 Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 30.
42 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 41.
43 Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 31.
44 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 30 und 37.

Armee gedient, bevor er 1787 als Erzieher des preußischen Kronprinzen – des späteren Königs Friedrich Wilhelm III. – nach Berlin gekommen war. Ihre Mutter Sophie (1761-1837) war die Tochter eines britischen Diplomaten in St. Petersburg.[45]

Marie war umfassend gebildet. Sie sprach fließend Englisch und Französisch und beschäftigte sich mit Malerei, Musik, Literatur und Geschichte. Zudem verkehrte sie im Salon der Karoline von Berg (1760-1826), wo sie in Kontakt mit führenden Künstlern und Gelehrten der damaligen Zeit kam. Anders als ihre jüngere Schwester Fanny (1783-1804) galt Marie zwar nicht unbedingt als Schönheit. Dafür verfügte sie über hohen Intellekt und Charme, der sie zu einer angenehmen Gesprächspartnerin machte.[46]

Marie und Carl stammten somit aus durchaus unterschiedlichen Welten. Bei ihrem ersten Zusammentreffen im Dezember 1803 anlässlich eines Soupers des Prinzen Ferdinand im Schloss Bellevue deutete dementsprechend auch noch nichts auf eine sich anbahnende Liebesbeziehung hin, zumal das nächste Treffen über ein Jahr, bis Anfang 1805, auf sich warten ließ. Im Laufe des Jahres 1805 ergaben sich dann jedoch bei Bällen und Banketten immer wieder Gelegenheiten, miteinander zu sprechen und sich auf diese Weise besser kennenzulernen. Es dauerte aber noch bis zum Sommer 1806, bis die beiden sich ihre Gefühle offenbarten und ein Paar wurden.[47]

An eine öffentliche Verlobung oder gar Heirat war einstweilen jedoch nicht zu denken. Maries Mutter war strikt gegen die Verbindung zu einem mittellosen Offizier von dubiosem Adel und strebte für ihre älteste Tochter eine standesgemäße Partie an. Angesichts der ökonomischen Probleme der Familie Brühl und des inzwischen bereits fortgeschrittenen Alters von Marie standen die Chancen dafür jedoch eher schlecht. Gleichwohl dauerte es noch fast drei Jahre bis Sophie von Brühl die Beziehung ihrer Tochter akzeptierte. Immerhin hatte sich Clausewitz' Einkommenssituation bis dahin durch die Beförderung zum Kapitän Anfang 1809 deutlich verbessert. Nachdem der König Carl im Sommer 1810 zum Major befördert und ihm die Heiratserlaubnis erteilt hatte, konnten Marie und Carl endlich ihre Verlobung öffentlich bekannt geben und am 17. Dezember 1810 in der Berliner Marienkirche heiraten.[48]

Neben seinem väterlichen Freund Scharnhorst war es vor allem Marie, welche Clausewitz durch lange Gespräche über Literatur und Politik, aber auch durch ihre Kontakte zu führenden Köpfen der damaligen Zeit intellektuell

45 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 14-21.
46 Ebd., S. 33-38.
47 Ebd., S. 51-58.
48 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 35. Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 104-107.

bereicherte und über ein Vierteljahrhundert wie keine andere Person an seinem Denken Anteil hatte.

Die ersten fünf Jahre in Berlin waren für Clausewitz vor allem durch das Bestreben geprägt, die Mängel seiner „sehr mittelmäßigen Erziehung“ auszugleichen. Er las Machiavelli, Montaigne und Montesquieu, beschäftigte sich mit den historischen Arbeiten von Johannes von Müller und Justus Möser, der Geschichtsphilosophie Johann Gottfried Herders ebenso wie mit den Werken von Schiller und Goethe. Vermittelt über seinen Lehrer Kiesewetter lernte er die Grundsätze der Kantischen Philosophie, der Logik und damit verbunden der „philosophischen“ – im Sinne von wissenschaftlichen – Methodik kennen.[49]

So nahm er begierig die geistigen Strömungen seiner Zeit in sich auf. Obschon „Soldat aus Neigung“, war es für Werner Hahlweg eine Tatsache, „daß Clausewitz jene Einseitigkeit des Spezialistentums fremd war.“[50]

Damit war vor allem eigenständiges, kreatives und kritisches Denken verbunden, mit dem er die kriegstheoretischen Werke der Spätaufklärung reflektierte. Seine anfänglichen Sympathien für die darin entwickelte rationalistische Doktrin, den Versuch, die strategischen Faktoren in einem geometrischen System zu erfassen, wichen daher schon bald einer grundsätzlichen, zum Teil mit beißendem Spott vorgetragenen Kritik.[51]

Das wird vor allem in seiner 1805 anonym in der „Neuen Bellona“ erschienenen Besprechung von Dietrich Heinrich von Bülows Buch „Lehrsätze des neuern Krieges, oder reine und angewandte Strategie aus dem Geist des neuern Kriegssystems hergeleitet von dem Verfasser desselben“ deutlich. Darin entlarvte er Bülows Begriffsbildung als vordergründig und seine Lehre vom Verhältnis der Operationsbasis zu den Operationswinkeln als zu mechanistisch, als dass sie das komplexe Zusammenwirken der verschiedenen strategischen Faktoren angemessen widerspiegeln könnte.[52]

Wichtige Erkenntnisquelle war dabei für Clausewitz bereits zu diesem Zeitpunkt die historische Analyse von Feldzügen. So verfasste er in seinen frühen Berliner Jahren mehrere Aufsätze zum Dreißigjährigen Krieg, zum Russisch-Türkischen Krieg 1736-1739 sowie eine lange Studie zu den Feldzügen Gustav

49 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 16. Peter Paret, Clausewitz' Frühe Schriften. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege“. Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 357f.

50 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 18.

51 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 34.

52 Carl von Clausewitz, Bemerkungen über die reine und angewandte Strategie des Herrn von Bülow oder Kritik der darin enthaltenen Ansichten 1805. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979.

Adolfs in den Jahren 1630 bis 1632, welche ihn für die Individualität jedes Feldzuges und die Relevanz der jeweiligen soziopolitischen Rahmenbedingungen sensibilisierten.[53]

Ein Jahr vor seinem „Anti-Bülow" hatte Clausewitz selbst seine ersten militärtheoretischen Überlegungen zu Papier gebracht. Diese in den Jahren 1808 und 1809 ergänzte „Strategie von 1804" hatte sich zwar noch nicht völlig von der rationalistischen Doktrin getrennt, sie enthielt aber bereits eine Reihe von Kerngedanken seines späteren Werkes „Vom Kriege". Hier findet sich bereits die Zweck-Ziel-Mittel-Relation. Damit ist auch eine frühe Vorstellung der doppelten Art des Krieges verbunden, wonach der politische Zweck eines Krieges entweder darin bestehen könne, die staatliche Existenz des Gegners aufzuheben oder diesem lediglich bestimmte Friedensbedingungen vorzuschreiben. Darüber hinaus betont er die Rolle der moralischen Kräfte, namentlich das Genie des Feldherrn und den bei diesem zu entwickelnden Takt des Urteils, während er die hier bereits entwickelten Definitionen für die Begriffe Strategie und Taktik praktisch unverändert bis zu seinem Lebensende beibehalten wird.[54]

Niederlage und Reform

Der Beginn des 4. Koalitionskrieges im Herbst 1806 bildete den Endpunkt von Clausewitz' frühen Berliner Jahren. Damit verband sich auch eine Veränderung seiner Haltung zum altpreußischen Staat und seiner Armee. Bereits seit 1805 hatte Clausewitz die kleinmütige Neutralitätspolitik König Friedrich Wilhelms III. und seines Kabinetts gegenüber den Zumutungen der Napoleonischen Machtpolitik, welche Preußen nicht nur gedemütigt, sondern auch in eine außenpolitische Zwickmühle gebracht hatte, mit zunehmender Frustration verfolgt.

Im September 1806 war Clausewitz daher zutiefst davon überzeugt, dass Preußen einen Krieg nötig habe, wenn es seine außenpolitische Handlungsfähigkeit wiederherstellen und seinen Status als europäische Großmacht bewahren wollte. Mit Blick auf die früheren Leistungen der preußischen Armee unter Friedrich II. glaubte er einerseits zunächst auch noch an einen

53 Paret, Frühe Schriften (wie Anm. 49), S. 354f.

54 Carl von Clausewitz, Strategie aus dem Jahre 1804 mit Zusätzen von 1808 und 1809. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979. Paret, Frühe Schriften (wie Anm. 49), S. 367. Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 80.

preußischen Sieg. Andererseits blieb ihm nicht verborgen, dass sich die zögerliche preußische Politik nun in einer unentschlossenen Führung des Feldzuges fortzusetzen drohte.

Bezogen auf Scharnhorst, der als Generalquartiermeister der Hauptarmee unter dem Kommando des Herzogs Ferdinand von Braunschweig (1735-1806) diente, verwies er in seinem Brief an Marie vom 29. September 1806 auf die „schwierigen Umstände" unter denen dieser arbeiten müsse. Diese seien

> „kaum zu glauben; man erhält davon einige Vorstellungen, wenn man weiß, daß drei Feldherren und zwei Generalquartiermeister sich bei dieser Armee befinden, da doch nur ein Feldherr und ein Generalquartiermeister da sein sollten. Ich bin in meinem Leben noch nie auf einen Menschen gestoßen, der mehr geeignet gewesen wäre, Schwierigkeiten der Art zu besiegen, als der Mann, von dem ich hier rede; allein wie viel muß nicht von den Wirkungen des Talents verloren gehen, wenn es sich an so vielen Hindernissen der Convenienz bricht, wenn es durch eine unaufhörliche Friction fremder Meinungen gelähmt wird."[55]

Hier verwendet Clausewitz nicht nur erstmals den im fünften Kapitel noch näher zu betrachtenden Begriff der „Friktion", sondern verweist bereits auf eine entscheidende Ursache für die zwei Wochen später eintretenden katastrophalen Niederlagen bei Jena und Auerstedt – die unklaren Führungsverhältnisse und das daraus resultierende Unvermögen, zeitgerecht einen verbindlichen Operationsplan zu schmieden. Aus der rückblickenden Sicht von Clausewitz hatte das Anfang Oktober zu allem Überfluss in drei Armeen geteilte preußische Heer zwei Optionen. Entweder griff es die sukzessive von Bayern heranrückenden französischen Truppen unverzüglich an der Saale an. Oder es zog sich alsbald auf Naumburg zurück, um im Raum Halle-Leipzig Verstärkungen aufzunehmen und dann eine Hauptschlacht zu liefern. Stattdessen blieben die preußischen Truppen mehrere Tage untätig westlich der Saale stehen, während Napoleon östlich des Flusses in ihren Rücken vorrückte und sie am 14. Oktober 1806 bei Jena und Auerstedt zum Kampf mit verkehrter Front zwang.[56]

---

55 Brief vom 29.09.1806 in: Karl Schwartz, Leben des Generals Carl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz geb. Gräfin von Brühl. Mit Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken, Berlin 1878, Bd. 1, S. 224f.

56 Carl von Clausewitz, Historische Briefe über die großen Kriegsereignisse 1806. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979, S. 95-101.

Clausewitz selbst nahm mit dem Bataillon des Prinzen August an der Schlacht bei Auerstedt teil. Hier hatte die preußische Hauptarmee mit 63.000 Mann grundsätzlich gute Chancen, das nur 27.000 Mann starke Korps von Marschall Louis-Nicolas Davout (1770-1823) zu schlagen. Doch erst verpasste der Herzog von Braunschweig die Gelegenheit, das französische Korps noch in der Entwicklung anzugreifen, dann fielen er und zwei seiner Divisionskommandeure durch Verwundung aus, so dass die preußische Armee in der Schlacht praktisch führerlos war. Die preußische Reserve unter General Friedrich Adolf von Kalkreuth (1737-1818), zu der auch Clausewitz gehörte, griff erst zum Ende der Schlacht ein. Während Prinz August mit vier Bataillonen einen Entlastungsangriff unternahm, führte Clausewitz erst das dritte Glied des Bataillons Prinz August im aufgelösten Schützengefecht. Nach Verwundung des amtierenden Bataillonskommandeurs übernahm er das Kommando über das gesamte Bataillon und deckte mit diesem den preußischen Rückzug. Dies sollte Clausewitz' höchstes Kommando in einem Gefecht bleiben.[57]

Währenddessen war bei Jena auch die kleinere Armee von Fürst Friedrich Ludwig zu Hohenlohe-Ingelfingen (1746-1818) mit 35.000 Mann von der fast dreimal so starken französischen Hauptarmee unter Napoleon geschlagen worden. Infolge der beiden Niederlagen zogen sich die preußischen Armeen – unablässig von französischen Truppen bedrängt – nach Norden zurück. Um weiteren Gefechten möglichst auszuweichen und die verbliebenen Kräfte vor der Vernichtung zu bewahren, wurden zum Teil beträchtliche Umwege in Kauf genommen. Das steigerte aber die um sich greifenden Auflösungserscheinungen bei den demoralisierten, hungernden und erschöpften preußischen Truppen nur noch mehr. Nach massenhaften Desertionen und einer Reihe von Teilkapitulationen blieben von der altpreußischen Armee nur noch Trümmer übrig.[58]

Das war auch Clausewitz' Erfahrung beim Bataillon Prinz August, das zusammen mit Hohenlohes Truppen Ende Oktober im Raum Prenzlau angelangt war. Immerhin hatte das Bataillon sich bis dahin vergleichsweise tapfer geschlagen und eine Reihe von Rückzugsgefechten geführt. Noch am 28. Oktober gelang es den verbliebenen 240 Mann, mehrere Attacken zahlenmäßig überlegener französischer Kavallerie durch Salvenfeuer auf kurze Distanz abzuwehren. Doch als die Munition verschossen und der Versuch

57 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 50-53.

58 Clausewitz, Historische Briefe (wie Anm. 56), S. 113-118.

gescheitert war, sich durch einen Sumpf in Richtung Pasewalk abzusetzen, blieb am Nachmittag nur noch die Kapitulation übrig.[59]

Prinz August und sein Adjutant Clausewitz gerieten in Kriegsgefangenschaft. Nach einem längeren Zwischenaufenthalt in Berlin wurden sie Anfang 1807 nach Frankreich gebracht, wo sie mehrere Monate unter recht komfortablen Bedingungen interniert wurden. Insgesamt hatte die Gefangenschaft eher den Charakter einer erzwungenen Bildungsreise, welche die beiden erst nach Nancy und dann nach Soissons führte. Clausewitz hatte dabei Gelegenheit, seine französischen Sprachkenntnisse zu vervollkommnen und die französische Kultur näher kennenzulernen. Dazu diente auch ein von französischer Seite für Prinz August organisiertes Besichtigungsprogramm in Reims und Paris. Clausewitz zeigt sich davon zwar durchaus beeindruckt, monierte aber „die nationalistische Überheblichkeit der französischen Geisteshaltung und die auf Brillanz zielende Sprache".[60]

Anfang August 1807 erhielten Prinz August und Clausewitz zwar die Erlaubnis, Soissons zu verlassen. Die Heimkehr nach Preußen blieb ihnen aber vorerst verwehrt. So reisten sie in die Schweiz, wo sie der damals berühmten Saloniere und Literatin Germaine de Stael (1766-1817) einen längeren Besuch abstatteten und den Philologen August Wilhelm Schlegel (1767-1845) trafen. Danach besuchten sie den Schulreformer Johann Heinrich Pestalozzi (1846-1827). Hier zeigte sich Clausewitz vor allem von Pestalozzis durch die Grundsätze des Sokratischen Dialogs von Fragen und Antworten, aus denen sich stets neue Fragen ergeben, geprägten Methode für ein aktives, denkendes Lernen beeindruckt. Später wird er auf diese Methode bei der Abfassung seines Werkes „Vom Kriege" zurückgreifen.[61]

Eigentlich war nach dem Aufenthalt in der Schweiz auch noch ein Reise durch Italien geplant. Doch als im Oktober endlich die lang erwarteten Reisepässe vorlagen, endete Clausewitz' unfreiwillige Bildungsreise. Anfang November 1807 waren Prinz August und er wieder zurück in Berlin.[62]

Für Clausewitz stellte der katastrophal verlaufene Feldzug von 1806 eine zutiefst desillusionierende Erfahrung dar, die ihn bis zu seinem Tod immer wieder umtrieb. Er hatte erlebt, wie sich Napoleon über die vermeintlich allgemeingültigen Regeln der rationalistischen Kriegstheorie hinweggesetzt

59 Clausewitz schilderte diese Begebenheiten ausführlich in: Carl von Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe, 1823/24. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979, S. 479-481.

60 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 68. Zitat bei: Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 44.

61 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 71f.

62 Ebd., S. 72.

und die in ihren überkommenen Formen erstarrte altpreußische Militärmaschine innerhalb kürzester Zeit mit wuchtigen Schlägen und gänzlich ohne strategische Künsteleien zertrümmert hatte.

In den 1823/24 entstandenen „Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe" konstatierte er schonungslos, dass Preußen „in seinen Formen" untergegangen sei. „Ein unmäßiges, mit Eitelkeit vermischtes Vertrauen auf diese Formen ließ es ganz übersehen, daß der Geist daraus entwichen war." Das zeigte sich vor allem im preußischen Militärapparat.

> „Die Generale und Führer waren nicht unter den Waffen ergraut, sondern im Frieden verweichlicht und veraltert; die Kriegserfahrung war meist erloschen, der Geist Friedrichs des Zweiten wehte nicht mehr über dem Ganzen, das Material des Heeres sank bei Einhaltung des alten Etats und immer steigenden Preisen aller Bedürfnisse zum dürftigen und unbrauchbaren herab."[63]

Bereits Ende 1806, kurz vor seiner Abreise nach Frankreich, hatte Clausewitz mit den „Historische[n] Briefe[n] über die großen Kriegsereignisse 1806" eine vorläufige Analyse des Feldzuges zu Papier gebracht, die 1807 in der Hamburger Zeitschrift „Minerva" erschien. Darin manifestiert sich erstmals auch eine Verschiebung seiner – wenn man es so nennen will – politischen Identität von Preußen hin zur deutschen Nation. Unter dem Eindruck der preußischen Niederlage schloss er mit den Worten:

> „So bedürfen wir wohl doppelten Muthes, um mit der Nation das Unglück und die Schande der Zeit zu tragen! und doch möchte ich allen Deutschen zurufen: Ehret euch selbst, das ist: verzweifelt nicht an eurem Schicksal!"[64]

Clausewitz' erwachender Nationalismus paarte sich dabei mit antifranzösischem Ressentiment und antiaufklärerischem Romantizismus, der sich bis 1812 zu einer radikalen, „existentiellen Kriegsauffassung" (Herfried Münkler) entwickelte.[65]

---

63 Clausewitz, Nachrichten (wie Anm. 59). Zitate auf S. 303 und 311.

64 Clausewitz, Historische Briefe (wie Anm. 56), S. 125.

65 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 72. Herfried Münkler, Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken, Frankfurt/Main 1992, S. 92.

Vorerst dominierte jedoch die Frustration über das erlebte Versagen der preußischen Armee und vor allem das ihrer Führung. Am 2. April 1807 schrieb er seiner Verlobten aus Paris:

> „Denke Dir, Freundin, daß ich in unserem kurzen Feldzuge nichts gesehen habe, was nicht schlecht und erbärmlich gewesen wäre; wie verlangt es mich, wenigstens das Schulgerechte, wenn auch nicht das Genialische, zu sehen!“[66]

Damit verband sich einerseits der ehrgeizige Wunsch nach Bewährung an entscheidender Stelle. Dessen Erfüllung standen andererseits aber unklare bis ungünstige Berufsaussichten gegenüber. Dementsprechend klagte er: „jetzt komme ich nicht von der Stelle“ und fügte eingedenk der greisen preußischen Befehlshaber im gerade vergangenen Feldzug hinzu: „und einst wird man vielleicht mir wie vielen anderen das Wohl des Staates, die Leitung der Armee anvertrauen, wenn mein Arm vor Altersschwäche zittert.“[67]

Tatsächlich war Clausewitz’ weitere Verwendung nach seiner Rückkehr aus der Internierung zunächst weitgehend offen. Nach einigen Monaten in Berlin reiste er zusammen mit Prinz August nach Königsberg, wo Clausewitz Anfang April 1808 zum Kreis der Reformer um Scharnhorst stieß und bis Ende 1809 bleiben sollte. Hier lernte er den Staatsminister Karl vom und zum Stein (1757-1831) sowie Oberstleutnant August Neidhardt von Gneisenau (1760-1831) kennen, mit dem ihn bald eine fast so enge Freundschaft wie mit Scharnhorst verbinden sollte.[68]

Obschon Clausewitz faktisch bereits als Assistent Scharnhorsts für die Militär-Reorganisationskommission arbeitete, war er formal immer noch Adjutant von Prinz August. Als dieser Anfang August 1808 eine neue Aufgabe erhielt und zum Generalinspekteur der Artillerie ernannt wurde, drohte Clausewitz aus dem aktiven Dienst entlassen und mit halbem Sold zur Disposition gestellt zu werden, so wie es nach dem Tilsiter Frieden 1807 einem Großteil der preußischen Offiziere widerfuhr. Erst nach mehreren Bittbriefen an den König wurde er offiziell zu Scharnhorst versetzt.[69]

Ab September 1808 arbeitete er als dessen Referent und wurde rasch zu Scharnhorsts engstem und vertrautesten Mitarbeiter. Als solcher war er mit praktisch allen Fragen der Heeresreform befasst.

---

66 Brief vom 02.04.1807 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 53.

67 Brief vom 02.04.1807 in: Ebd., S. 54.

68 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 76.

69 Ebd., S. 79f.

Deren grundsätzliches Ziel war eine Nationalbewaffnung nach französischem Muster. Allgemeine Wehrpflicht, Abschaffung der Körperstrafen und eine Rekrutierung des Offiziersnachwuchses nicht mehr nach Stand, sondern nach persönlicher Befähigung und Leistung, sollten der Armee einen neuen Geist verleihen. Streitkräftestruktur, taktische Doktrin und Ausbildung sollten dem veränderten Kriegsbild angepasst werden. Allerdings ließ sich dieses Konzept gegen den Widerstand des konservativen Landadels und angesichts der von der französischen Besatzungsmacht festgesetzten Rüstungsbeschränkungen nur unvollständig umsetzen. So konnte die allgemeine Wehrpflicht erst 1813/14 eingeführt werden.[70]

Doch neben der organisatorischen Arbeit wurde auch die Öffentlichkeitsarbeit nicht vergessen. So wurde es eine der ersten Aufgaben für Clausewitz, Zeitungsartikel über die modifizierten Kriegsartikel und andere Neuerungen der Militärreform zu verfassen.[71]

Im Februar 1809 wurde Clausewitz in das neugegründete Kriegsministerium versetzt. Hier diente er im Allgemeinen Kriegsdepartement als Scharnhorsts Büroleiter. In dieser Funktion führte er dessen Dienstkorrespondenz, leistete Pressearbeit und kümmerte sich um Organisations-, Ausrüstungs- und Personalfragen. Nachhaltigen Einfluss hatte vor allem seine Mitarbeit an der Erarbeitung neuer Dienstvorschriften. So war er federführend beteiligt in der Kommission für das neue Exerzierreglement der Infanterie, welches 1812 in Kraft trat und erst 1847 durch eine neues Reglement abgelöst werden sollte.[72]

Darüber hinaus war er mit der Beobachtung und Auswertung des zeitgenössischen Kriegsgeschehens befasst. Wie bereits bei den Reformen in der preußischen Armee, ging es Clausewitz dabei – anders als den meisten seiner Mitstreiter – nicht primär um rein militärhandwerkliche Neuerungen. Für Clausewitz kam es vielmehr darauf an, die neuen Erscheinungsformen des Krieges auch in ihrem Wesen zu erfassen und zu deuten.[73]

Mit Hoffnung betrachtete er im Frühjahr 1809 den österreichischen Versuch, die Napoleonische Vorherrschaft abzuschütteln. Allerdings war der preußische König nicht bereit, Österreich im 5. Koalitionskrieg zu unterstützen. Stattdessen stand sogar eine preußische Kriegsbeteiligung auf französischer Seite im Raum, was Clausewitz zutiefst frustrierte. Am 23. April 1809 schrieb er an seine Verlobte:

---

70 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 27. Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 52f. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 74f.

71 Brief vom 04.09.1808 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 81-108.

72 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 30-32.

73 Ebd., S. 33-35.

> „Über meine persönliche Lage und Zukunft kann ich noch wenig sagen, nur zweier Dinge bin ich mir als gewiß bewußt: einmal, daß es mir unmöglich ist, gegen mein Vaterland zu fechten, und daß ich folglich, wenn der König seine Truppen für Frankreich marschieren läßt, augenblicklich den Dienst verlasse, und zweitens, daß es mir ganz unmöglich ist, ganz müßiger Zuschauer zu bleiben."[74]

Dass ihm der erwogene Übertritt in österreichische Dienste bei Hofe als Undank und Illoyalität gegenüber dem König ausgelegt werden würde, wie er es bereits bei mehreren Offizierskollegen beobachten musste, war Clausewitz durchaus bewusst. Doch hatte er über jene Höflinge, welche den Status quo den für eine Befreiung von der Napoleonischen Vorherrschaft erforderlichen Anstrengungen und Risiken vorzogen, eine klare Meinung:

> „Die aber, welche sich aus lauter Anhänglichkeit an den König nicht von ihrem Gehalte und aus einer gesicherten Anstellung losreißen können, die aus lauter Patriotismus lieber auf Parade gehen als zur Schlacht, die den Namen Preußen unaufhörlich im Munde führen, damit der Name Deutsche sie nicht an schwerere, heiligere Pflichten mahne, sind schwerlich die Besten. Mich wird, wenn ich früh oder spät Gelegenheit finde, den Degen mit der Feder [sic!] zu vertauschen, und hineile an den Altar des Vaterlandes, mein Blut freudig zu vergießen, auch ein solches Urteil treffen, […]"[75]

Seine Verlobte Marie dachte in dieser Hinsicht wohl ähnlich. Im Berliner Salon der Gräfin Luise von Voß (1780-1865) diskutierte sie mit den führenden Köpfen der Berliner Gesellschaft die politische Entwicklung. Hier lernte sie auch den Husarenmajor Ferdinand von Schill (1776-1809) kennen, dessen Verwegenheit und Patriotismus sie faszinierte. Schill hatte sich im Krieg von 1806/07 als geschickter Praktiker des Kleinen Krieges erwiesen. Auch in den Überlegungen der Militärreformer zur Befreiung der deutschen Lande spielte er eine wesentliche Rolle.[76]

Doch als sich Österreich 1809 gegen Napoleon erhob, glaubte Schill, dass nun auch in Deutschland die Zeit zum Handeln gekommen sei. Am 28. April 1809 verließ er mit seinem Regiment eigenmächtig Berlin, zog durch die Lande und versuchte einen antinapoleonischen Aufstand zu entfachen. Marie von Brühl

74 Brief vom 23.04.1809 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 124.
75 Brief vom 23.04.1809 in: Ebd., S. 128.
76 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 96f.

verband mit Schills Aktion große Hoffnungen und äußerte sich im Salon regelrecht enthusiasmiert. Diese Haltung wurde von der Mehrheit der anderen Salongäste jedoch nicht geteilt. Vielmehr löste sie Befremden aus. Auch bei Hofe zeigte man sich verstimmt. Marie hatte sich zu rechtfertigen und wurde gemaßregelt.[77]

Da hatte sich die erhoffte mobilisierende Wirkung des Schillschen Rebellenzuges aber auch schon längst als Illusion herausgestellt. Der große deutsche Aufstand gegen Napoleon kam nicht zustande. Stattdessen hatte der preußische König Schills Handlungen verurteilt, während sich überlegene französische Truppen und deren Verbündete auf die Jagd nach Schill und seinen Männern machten. Einen Monat nach seinem Auszug aus Berlin stellten sie ihn in Stralsund, wo er am 31. Mai 1809 im Straßenkampf fiel.

Für Marie von Brühl war diese Erfahrung ernüchternd. Clausewitz erwog zwar noch bis in den Sommer hinein, in österreichische Dienste zu treten. Zusammen mit Gneisenau schmiedete er Pläne für die Aufstellung einer preußischen Legion zur Unterstützung Österreichs. Doch nichts davon kam tatsächlich zustande.[78]

Das lag zum einen daran, dass die österreichischen Truppen nach ihrem Sieg bei Aspern im Mai 1809 bereits Anfang Juli bei Wagram eine schwere Niederlage erlitten hatten. Auch wenn der Frieden zu Schönnbrunn erst am 14. Oktober geschlossen wurde und der Widerstand der Tiroler sogar noch bis November 1809 fortdauerte, war der 5. Koalitionskrieg damit faktisch beendet.

Zum anderen machten Clausewitz gesundheitliche Probleme zu schaffen, für die er vor allem das raue ostpreußische Klima verantwortlich machte. Bereits im Januar/Februar 1809 hatte ihn ein heftiges „Nervenfieber“ für mehrere Wochen ans Bett gefesselt, was sich im August in etwas schwächerer Form wiederholte. Außerdem plagte ihn ein wohl vom Reiten begünstigtes Hämorrhoidenleiden derart, dass nach seiner Rückkehr nach Berlin Ende 1809 ein chirurgischer Eingriff erforderlich wurde, dem sich ein langwieriger Genesungsprozess anschloss.[79]

Gleichwohl wurde 1810 zu einem Jahr des beruflichen Aufstiegs und des persönlichen Glücks. Im Juni wurde Clausewitz zum Generalstabsoffizier ernannt. Ende August folgte die Beförderung zum Major, welche mit einer Erhöhung seines Einkommens von 900 auf 1.300 Taler pro Jahr verbunden war.

---

77 Ebd., S. 97-99.

78 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 81.

79 Vgl. Briefe vom 23.01.1809, vom 23.02.1809 und vom 17.08.1809 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 111, 114 und 148. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 84.

Neben seiner Tätigkeit für Scharnhorst im Allgemeinen Kriegsdepartement wurde Clausewitz nun auch mit Lehraufgaben betraut.[80]

Zusammen mit Major Carl Ludwig Heinrich von Tiedemann (1777-1812) wurde Clausewitz zum Lehrer an der neueröffneten Berliner Kriegsschule bestellt. Während Tiedemann die „Natur des Krieges in seinen großen Umrissen" lehrte, wurde Clausewitz mit den Themen „Kleiner Krieg, Generalstabsverrichtungen und eine[r] Uebersicht von den Wirkungen der Artillerie, der Feldverschanzungskunst und von dem Bau der Kriegsbrücken" im Umfang von vier Stunden pro Woche beauftragt.[81]

Im Zentrum seiner in den Wintersemestern 1810/11 und 1811/12 gehaltenen Vorlesungen stand aber der Kleine Krieg. Clausewitz ging dabei vom Allgemeinen zum Konkreten vor. Der Begriffsbestimmung folgte eine allgemeine Betrachtung der Merkmale und Methoden des Kleinen Krieges bevor er eine ganze Reihe von erläuternden Beispielen durcharbeitete. Dazu gehörten Verweise auf die zeitgenössischen Volkskriege in der Vendée, in Spanien und in Tirol ebenso wie praktische Anwendungsbeispiele für das Berliner Umland.

Hier konnte Clausewitz direkt an seine Arbeit im Allgemeinen Kriegsdepartement anknüpfen. Denn dort war er unter anderem auch für die Planung und praktische Organisation einer preußischen Volksbewaffnung als Voraussetzung eines Volkskrieges gegen Napoleon verantwortlich. Dazu gehörten die Konzeptionen für Landwehr und Landsturm, aber auch bereits ausgedehnte Terrainstudien zur Vorbereitung des Kleinen Krieges in der Mark Brandenburg, auf welche er nun für Lehrzwecke zurückgreifen konnte.[82]

Clausewitz stand schon bald in dem Ruf, ein sehr guter Lehrer zu sein, weshalb seine Dienste nun auch bei Hofe gefragt waren. So kam es, dass er von Ende 1810 bis Anfang 1812 den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm (1795-1861), dessen Bruder Prinz Wilhelm (1797-1888) sowie Prinz Friedrich von den Niederlanden (1797-1881) wöchentlich drei Stunden in den militärischen Wissenschaften zu unterrichten hatte.[83]

Die Lehrtätigkeit an der Kriegsschule und am königlichen Hof stellte Clausewitz aber auch vor die Herausforderung, zu seinen Unterrichtsthemen verallgemeinernde Aussagen zu treffen, also Grundsätze oder gar Regeln zu

80 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 84f.

81 Carl von Clausewitz, Meine Vorlesungen über den kleinen Krieg, gehalten auf der Kriegs-Schule 1810 und 1811. In: Carl von Clausewitz. Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1966, S. 208f, S. 228.

82 Ebd., S. 211-214.

83 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 35f. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 85.

formulieren, die seinen Schülern Orientierung in der Praxis bieten sollten. So regte sich bei Clausewitz erneut das Bedürfnis nach einer umfassenden Theorie des Krieges. Während seine „Strategie aus dem Jahre 1804 mit Zusätzen von 1808 und 1809“ noch sehr selektiv einzelne Aspekte aufgegriffen hatte, zeigen „Die wichtigsten Grundsätze des Kriegsführens zur Ergänzung meines Unterrichts bei Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen“ aus dem Frühjahr 1812 bereits das Bestreben einer systematischen Betrachtung des Krieges.[84]

Kann man letztere bereits als eine gleichsam embryonale Vorstufe des späteren Werkes „Vom Kriege“ charakterisieren, so entstanden für dieses in den Jahren 1809 bis 1812 auch bereits mehrere Kapitelentwürfe. Dabei ging es Clausewitz um so elementare Fragen wie die Einteilung der Kriegskunst und eine klare begriffliche Abgrenzung der Strategie von der höheren Taktik. Grundsätzlicher Natur waren jedoch die Fragen nach dem aktuellen Entwicklungsstand und der möglichen Reichweite der Kriegstheorie, die er in dem Kapitel „Ueber den Zustand der Theorie der Kriegskunst“ erörterte.[85]

Obschon Clausewitz die vorliegenden Theorien allesamt für unzureichend hielt, weil sie wesentliche Faktoren nicht erfassten und immer wieder in Widerspruch zur Praxis gerieten, glaubte er zunächst noch, dass sich dieser Widerspruch überwinden lasse und Regeln für die Operationsführung grundsätzlich möglich seien. Erst allmählich unter dem Einfluss Scharnhorsts und dann vor allem durch die geistige Auseinandersetzung mit dem Genie-Begriff von Immanuel Kant (1724-1804) erkannte Clausewitz, dass ein derartiger Anspruch an die Theorie illusorisch bleiben musste.[86]

In diesem Zusammenhang muss der Einfluss des geistigen Klimas in der preußischen Hauptstadt hervorgehoben werden. Clausewitz erhielt hier jenseits seines unmittelbaren beruflichen Umfeldes zwischen 1810 und Frühjahr 1812 wichtige Impulse, die nicht nur seinen soziokulturellen Horizont erweiterten, sondern auch sein politisches Denken und seine wissenschaftliche – „philosophische“ – Methode wesentlich prägen sollten.

Die zentrale Vermittlerrolle nahm dabei seine vielseitig interessierte und gut vernetzte Ehefrau Marie ein. Sie verkehrte seit Jahren in den Berliner Salons

---

84 Clausewitz, Strategie (wie Anm. 54). Carl von Clausewitz, Die wichtigsten Grundsätze des Kriegsführens zur Ergänzung meines Unterrichts bei Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege“. Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980.

85 Die Kapitelentwürfe sind enthalten in: Carl von Clausewitz, Entwürfe und Vorarbeiten zum Werk „Vom Kriege“. In: Carl von Clausewitz. Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1990.

86 Gat, Origins (wie Anm. 35), S. 195. Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 94.

und ließ ihren Mann daran Anteil nehmen. Lange Gespräche über Literatur, Kunst, Geschichte und Politik prägten das alltägliche Zusammenleben der Eheleute. Auf diese Weise angeregt begann sich Clausewitz, mit Kunst, Architektur und Literatur zu befassen. Schließlich dichtete er sogar selbst und verfasste mehrere Texte über Kunst- und Architekturtheorie.

Darüber hinaus besuchten Marie und Carl von Clausewitz zuweilen gemeinsam den Salon der Luise von Voß, wo sie auf Persönlichkeiten wie Wilhelm von Humboldt (1767-1835) und Achim von Arnim (1781-1831) trafen. Letzterer lud Clausewitz bereits Anfang 1811 zur Teilnahme an den Sitzungen der Deutschen Tischgesellschaft ein.[87]

Dieser gehörten bürgerliche und adlige Dichter, Künstler, Militärs und Gelehrte an. Darunter waren allein zwölf Professoren der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, von denen insbesondere Johann-Gottlieb Fichte (1762-1814) und Friedrich Schleiermacher (1768-1834) zu erwähnen sind. Kennzeichnend für die jeden zweiten Dienstag in wechselnden Gasthäusern tagende Gesellschaft war eine antinapoleonische und preußisch-patriotische Grundhaltung. Den preußischen Reformen standen die Mitglieder jedoch differenziert gegenüber. Eine Reihe ihrer tonangebenden Vertreter, wie Achim von Arnim und Clemens Brentano (1778-1842) polemisierten gegen die beabsichtigte Gleichstellung der jüdischen Bevölkerung und vertraten dezidiert antisemitische Positionen. Generell verstand sich die Tischgesellschaft als elitäres Forum, zu dem „Philister", Frauen und Juden keinen Zutritt haben sollten.[88]

Inwieweit sich Clausewitz den Antisemitismus von Arnim und Brentano zu eigen gemacht hat, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen. Zumindest punktuell lassen sich aber auch in seinen Schriften antijüdische Ressentiments nachweisen.[89]

Sehr viel prägender für Clausewitz' Denken in dieser Zeit dürften aber die hier auch durch persönliche Begegnung vermittelten Einflüsse des Deutschen Idealismus und der Romantik gewesen sein. Vor allem letztere hat wesentlich zu seiner anti-rationalistischen, vitalistischen, aktionsorientierten Haltung beigetragen, wie sie sich Anfang 1812 manifestierte.[90]

87 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 112f.

88 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 113. Sibylle Scheipers, On small war. Carl von Clausewitz and people's war, Oxford 2018, S. 65.

89 Vgl. z. B. Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.23.) S. 767.

90 Scheipers, On small war (wie Anm. 88), S. 54.

Russlandfeldzug und Befreiungskrieg

Zu diesem Zeitpunkt stand ein neuer Krieg zwischen Frankreich und Russland unmittelbar bevor. Damit stellte sich aber wie bereits 1809 die Frage, wie sich Preußen im Kriegsfall verhalten sollte. Während die Militärreformer für eine Unterstützung Russlands plädierten, gaben König und Kabinett dem französischen Druck nach und schlossen am 24. Februar 1812 mit Napoleon einen Bündnisvertrag, der Preußen dazu verpflichtete, für den bevorstehenden Feldzug gegen Russland die Hälfte seiner Armee bereitzustellen sowie materielle und logistische Unterstützung zu leisten.

Zusammen mit seinen reformorientierten Mitstreitern hatte Clausewitz die vorsichtige, ja kleinmütige Haltung bei Hofe und in der Regierung mit wachsender Frustration beobachtet. Nun aber, wo sich das offizielle Preußen an die Seite Napoleons stellte, sahen sie keine andere Option, als die preußische Armee zu verlassen und sich in den Dienst jener Mächte zu stellen, die den Kampf gegen diesen nicht scheuten. Einzelne gingen nach Großbritannien und Spanien. Clausewitz, Tiedemann, Hermann von Boyen (1771-1848) und eine Reihe ihrer Kollegen beschlossen, nach Russland zu gehen.[91]

Noch bevor Clausewitz Mitte März 1812 beim König sein Abschiedsgesuch einreichte, begründete er seine Sicht der Dinge in der „Bekenntnisdenkschrift". Diese stellt den Höhepunkt und klarsten Ausdruck von Clausewitz' existentieller Kriegsauffassung dar.[92]

Die Denkschrift besteht dabei aus drei Teilen. Im ersten Teil unterzog er die preußische Politik und öffentliche Meinung einer grundsätzlichen Kritik. Er sagte sich los „von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls; […] von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören, durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen; […]"[93]

Stattdessen bekannte er,

> „daß ein Volk nichts höher zu achten hat, als die Würde und Freiheit seines Daseins; […] daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; […] daß man die Ehre nur einmal verlieren kann, [aber auch – CTM,] daß ein Volk unter den meisten Verhältnissen unüberwindlich ist in dem großmütigen Kampfe um seine Freiheit; daß selbst der

91 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 94-98.

92 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 53f.

93 Carl von Clausewitz, Bekenntnisdenkschrift 1812. In: Carl von Clausewitz. Politische Schriften und Briefe. Hrsg. von Hans Rothfels, München 1922, S. 85.

> Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum die sichere Wurzel schlägt."[94]

Demgegenüber erörterte Clausewitz im zweiten Teil die schwierige politische und ökonomische Situation Preußens unter der Napoleonischen Hegemonie, während er im dritten Teil den Umfang des preußischen Militärpotentials hervorhob sowie das Mittel des Volkskrieges propagierte und legitimierte.[95]

Die Erarbeitung der eigentlich für den preußischen König gedachten Denkschrift war von Gneisenau und Boyen begleitet worden. Doch als Gneisenau das fertige Papier vorlag, hielt er dessen Inhalt für zu brisant, als dass es in die Hände des Königs oder gar in die Öffentlichkeit gelangen sollte. Gneisenau und Clausewitz galten wegen ihrer Befürwortung von Volksbewaffnung und Volkskrieg in konservativen Kreisen ohnehin bereits als Radikale oder gar verkappte „Jakobiner", die eine Gefahr für den gesellschaftlichen Status quo und die Monarchie darstellten.[96]

Unter diesen Umständen empfahl Gneisenau Clausewitz, die Denkschrift sorgfältig unter Verschluss zu halten, während er das ihm vorliegende Exemplar bei seinen Privatpapieren verwahrte. So wurde die „Bekenntnisdenkschrift" erst 1869, fast vier Jahrzehnte nach Gneisenaus Tod, in dessen Nachlass gefunden und veröffentlicht.[97]

Im März und April organisierte Clausewitz seine Reise nach Russland und den Übertritt in russische Dienste. Nachdem er Berlin am 31. März 1812 verlassen hatte, besuchte er Scharnhorst für mehrere Wochen in Schlesien, wo er auf Nachricht vom russischen Botschafter sowie auf seinen Ende April vom König bewilligten Abschied wartete. Mit der Zusage, als Oberstleutnant in die russische Armee übernommen zu werden, machte er sich Anfang Mai auf die Reise nach Wilna, wo Zar Alexander I. (1777-1825) seine Armee versammelte.

Hier traf Clausewitz am 20. Mai 1812 ein und wurde zunächst dem Generaladjutanten des Zaren Generalleutnant Karl Ludwig von Phull (1757-1826) zugeteilt. Nach einem mehrwöchigen Russischkurs und einer Inspektionsreise ins Lager von Drissa ließ er sich zum III. Kavalleriekorps unter dem Kommando von Generalleutnant Peter von der Pahlen (1777-1864) versetzen. Als Teil der Nachhut hatte das Korps die Aufgabe, den Rückzug des russischen Heeres zu decken. Hier wurde Clausewitz als Stabschef eingesetzt. Aufgrund

94 Ebd., S. 85f.
95 Ebd., S. 87-116.
96 Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 62.
97 Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 62. Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 53f.

seiner geringen Russischkenntnisse konnte Clausewitz dieser Aufgabe aber nur sehr eingeschränkt gerecht werden. Der Wunsch, selbst lenkend an entscheidender Stelle in das Geschehen einzugreifen, blieb daher unbefriedigt. Zudem litt er unter den wochenlangen Strapazen, dem Dreck, dem Hunger und den regelmäßig unter freiem Himmel verbrachten Nächten.[98]

Bis Mitte August hatte das Korps nicht nur an den Schlachten bei Witebsk und Smolensk teilgenommen, sondern dem nachdrängenden Gegner beinahe tägliche Nachhutgefechte geliefert. In einem Brief schilderte Clausewitz seiner Frau sein Befinden:

> „Die Gicht quält mich zuweilen, fast unausgesetzt leide ich an Zahnweh, da ich seit Wilna drei hohle Zähne bekommen habe, dabei gehen mir die Haare aus, und – meine Hände, die seit vierzehn Tagen aller Handschuhe entbehren, sehen aus wie gelbes Leder. Du siehst, meine Vorzüge sind alle verschwunden. Dauert der Krieg noch einen Feldzug, so hoffe ich im nächsten brauchbarer zu sein; denn ich werde im Winter Russisch lernen; dann werde ich auch etwas vergnügter sein; denn jetzt, ich muß es Dir gestehen, bin ich sehr traurig."[99]

Nach Erkrankung des Generals Pahlen wurde Clausewitz als Quartiermeister in den Stab von Generalleutnant Fjodor Petrowitsch Uwarow (1769-1824) versetzt. Mit dessen I. Kavalleriekorps nahm er am 7. September 1812 an der Schlacht bei Borodino – der wohl blutigsten Schlacht der Napoleonischen Kriege – teil. Darauf folgten zwei weitere Wochen Rückzug, die noch einmal gekennzeichnet waren durch heftige Nachhutgefechte, große Entbehrungen und chronische Erschöpfung. Dabei hinterließen die russischen Nachhuten ihrem Gegner nichts als „verbrannte Erde". Vorräte wurden verbraucht oder vernichtet, Brücken und selbst die zur Orientierung dienenden Meilensteine am Straßenrand wurden zerstört.[100]

Als Napoleon Mitte September Moskau erreichte, fand er dort nichts von dem vor, was er sich erhofft hatte. Der Zar war nicht zu Friedensverhandlungen bereit. Die Vorräte waren abtransportiert oder vernichtet und schon kurze Zeit nach Einzug der vermeintlichen Sieger ging die Stadt in Flammen auf. Vier Wochen wartete Napoleon auf einen Sinneswandel des Zaren, bevor er Mitte Oktober angesichts des bevorstehenden Winters den Rückzug antrat.

---

98 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 114-117.

99 Brief vom 24. August 1812 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 180.

100 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 122-127.

Zu diesem Zeitpunkt diente Clausewitz bereits in der Armee von General Peter zu Sayn-Wittgenstein (1769-1843). Dessen Stab bestand zumeist aus Deutschen, so dass Clausewitz hier seinen Fähigkeiten entsprechend eingesetzt werden konnte.

Mit Wittgensteins Armee nahm er an der Verfolgung der zurückgehenden Napoleonischen Armee und an den Kämpfen an der Beresina teil. Dabei wurde er auch Zeuge des brutalen Vorgehens insbesondere der Kosaken gegen französische Versprengte und Gefangene. In einem Brief an Marie schrieb er erschüttert:

> „Aber welche Szenen habe ich hier gesehen! Wenn mein Gefühl nicht schon abgehärtet oder vielmehr abgestumpft wäre, ich würde vor Schauder und Entsetzen nicht zu mir selbst kommen, so wie ich noch nach vielen Jahren nicht ohne Schauder daran werde denken können. Ich mag meinen Brief nicht damit anfüllen aus vielen Gründen; aber wenn wir uns einst wiedersehen, muß ich Dich einen Blick tun lassen auf dieses blutige Blatt der Geschichte …“[101]

Tatsächlich historisch wirkungsmächtig konnte Clausewitz dann Ende Dezember 1812 werden. Zu diesem Zeitpunkt hatte Wittgensteins Armee das zur französischen Grande Armée gehörende preußische Hilfskorps unter General Ludwig von Yorck (1759-1830) in Kurland abgeschnitten. Mehrere Tage lang verhandelten Clausewitz und der aus Preußen stammende russische General Hans Karl von Diebitsch (1785-1831) mit Yorck, um zu erreichen, dass dieser einem Waffenstillstand zustimmte und sein Korps für neutral erklärte. Die am 30. Dezember 1812 abgeschlossene Konvention von Tauroggen bahnte den Weg zum preußisch-russischen Bündnisvertrag von Kalisch zwei Monate später und damit zum gemeinsamen Befreiungskrieg gegen Napoleon.[102]

Anlässlich der Verhandlungen mit Yorck hatte Clausewitz auch Gelegenheit, seine beiden älteren Brüder wiederzusehen, die im preußischen Hilfskorps dienten. Zehn Wochen später, nachdem russische Truppen Berlin erreicht hatten, gab es auch ein Wiedersehen mit seiner Frau Marie.

Eine Rückkehr in den preußischen Militärdienst war einstweilen aber nicht möglich. Stattdessen wurde er zusammen mit anderen ehemals preußischen Offizieren wegen seines unerlaubten Eintritts in den russischen Militärdienst juristisch verfolgt. Noch am 11. März 1813 verfügte das Berliner Kammergericht seine Enteignung. Nachdem Scharnhorst und Gneisenau beim König

101 Brief vom 29.11.1812 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 188.
102 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 47.

interveniert hatten, stoppte dieser am 19. März den Prozess gegen Clausewitz. Die Rückkehr in die preußische Armee wurde aber an die Bedingung geknüpft, dass sich Clausewitz zunächst im kommenden Feldzug in russischen Diensten bewähren solle.[103]

Formal diente Clausewitz daher als russischer Verbindungsoffizier bei der Schlesischen Armee unter General Gebhard Leberecht von Blücher (1742-1819). Faktisch fungierte er aber bereits wieder als Scharnhorsts Büroleiter. Über das Klima im Stab der Schlesischen Armee äußerte sich Clausewitz sehr zufrieden:

> „Blücher, Scharnhorst und Gneisenau behandeln mich mit ausgezeichneter Güte und Freundschaft; ich kann mir kein schöneres Verhältnis denken. Diese Einigkeit, dieses gegenseitige Vertrauen, diese wechselseitige Achtung und Freundschaft wird man lange vergebens suchen."[104]

Andererseits blickte er mit Sorge in seine berufliche Zukunft. Der König hatte den Prozess gegen Clausewitz zwar einstellen lassen, ihn aber nicht offiziell rehabilitiert. So galt er gerade in der Königsfamilie als suspekt. Prinz Wilhelm nannte ihn „Mr. Lausewitz", während Prinzessin Charlotte (1798-1860) monierte, dass in einer Schrift Ernst-Moritz Arndts (1769-1860) „Clausewitz und Consorten als die größten Ehrenmänner und Vaterlandsfreunde" dargestellt würden.[105]

Neben der Befürchtung, dass der König „ungnädig" sein könnte, trieb Clausewitz vor allem der Ehrgeiz um, sich im Krieg auszuzeichnen. Nachdem er dazu in Russland – aus seiner Sicht – nur unzureichend Gelegenheit hatte, galt es unbedingt, dies nun in Deutschland nachzuholen.[106]

Doch dies wollte nicht recht gelingen. Clausewitz nahm an den Schlachten bei Großgörschen und Bautzen sowie am Gefecht bei Haynau teil. Bei Großgörschen kämpfte er am 2. Mai 1813 mit dem Säbel mitten im Getümmel und wurde ebenso wie Blücher und Scharnhorst verwundet. Zu seinem großen Bedauern musste er jedoch feststellen, dass er als russischer Offizier kein Eisernes Kreuz bekommen könne und so wurde er wieder von der Sorge heimgesucht „auch hier übergangen" zu werden.[107]

---

103 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 135f.

104 Brief vom 09.04.1813 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 201.

105 Herfried Münkler, Carl von Clausewitz. In: Pipers Handbuch der Politischen Ideen. Hrsg. von Iring Fetscher und Herfried Münkler, München, Zürich 1996 (= Bd. 4), S. 94. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 152.

106 Brief vom 26.03.1813 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 194.

107 Brief vom 18.05.1813 in: Ebd., S. 207.

Viel schlimmer war jedoch, wie sein Brief an Marie vom 30. Juni 1813 verdeutlicht, der Verlust seines Mentors und Freundes Scharnhorst, der acht Wochen nach Großgörschen an den Folgen der dort erlittenen Verwundung verstarb.

> „Ob er gleich für die Armee, für den Staat und für Europa unersetzlich ist, so kann ich doch an alles dies kaum denken, und ich verliere in diesem Augenblicke nur den teuersten Freund meines Lebens, den mir nie ein anderer ersetzen kann, der mir immer fehlen wird. Ich kann nicht beschreiben, wie tief ich mich von Rührung und Wehmut und Trauer ergriffen fühle."[108]

Später würdigte er „den Vater seines Geistes" in einem ausführlichen, 1832 posthum erschienenen Aufsatz. Einstweilen verfasste er während des Waffenstillstandes von Pläswitz noch auf Scharnhorsts Veranlassung eine kurze Geschichte des Frühjahrsfeldzuges 1813, welche als Teil der alliierten Kriegspropaganda bereits im Sommer 1813 anonym publiziert wurde.[109]

Noch vor Ende des Waffenstillstandes war Clausewitz als Stabschef zur Russisch-Deutschen Legion unter Generalleutnant Ludwig von Wallmoden-Gimborn (1769-1862) versetzt worden. Bereits Mitte August ernannte Wallmoden ihn auch zum Generalstabschef seines gesamten Korps. Als Teil der alliierten Nordarmee hatte das Korps Wallmoden die Aufgabe, die in Nordwestdeutschland stehenden Truppen unter Marschall Davout zu beobachten und sie an einer Vereinigung mit den französischen Hauptkräften zu hindern.

Während die entscheidenden Kämpfe südlich von Berlin stattfanden, hatte es Clausewitz auf einen ausgesprochenen Nebenkriegsschauplatz verschlagen. Abgesehen von gelegentlichen Geplänkeln der Patrouillen geschah zum Leidwesen Clausewitz' wochenlang nichts. Erst Mitte September kam es an der Göhrde zum ersten größeren Gefecht, wodurch die französische Verbindungslinie zwischen Hamburg und Magdeburg erfolgreich unterbrochen werden konnte. Kurze Zeit später wurde Clausewitz zum Oberst befördert. Nach zwei Monaten relativer Ruhe, in denen Marie ihren Mann für längere Zeit im Hauptquartier besuchen konnte, ging die Nordarmee Anfang Dezember 1813 in die Offensive. Der weitere Verlauf des Feldzuges führte das Korps Wallmoden

---

108 Brief vom 30.06.1813 in: Ebd., S. 211.

109 Carl von Clausewitz, Über das Leben und den Charakter von Scharnhorst 1817. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979. Carl von Clausewitz, Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand und der Feldzug von 1814 in Frankreich, Berlin 1835.

zunächst in den Raum Kiel, wo es bei Sehestedt am 10. Dezember zu einem verlustreichen Gefecht mit dänischen Truppen kam. Danach wurde das Korps während des Feldzuges von 1814 erst in den Niederlanden und später in Belgien eingesetzt.[110]

Mit dem sich abzeichnenden Kriegsende stellte sich für Clausewitz die Frage, wie es mit der Russisch-Deutschen Legion und ihm selbst weitergehen sollte. Auf Clausewitz' Ersuchen hin wurde die Legion im Juli 1814 ins preußische Heer übernommen und dem III. Korps zugeordnet. Wann Clausewitz, der inzwischen die 2. Brigade der Legion kommandierte, wieder in preußische Dienste trat, ist hingegen nicht ganz klar. Während Hew Strachan hierfür den 11. April 1814 angibt, datiert Werner Hahlweg die Wiederaufnahme in die preußische Armee erst auf den 30. März 1815.[111]

Sicher ist hingegen, dass Clausewitz den Großteil der zwischen diesen beiden Daten liegenden Zeit im Rheinland verbrachte. Im Herbst 1814 war er mit der Russisch-Deutschen Legion bei Königswinter stationiert. Danach weilte er mit seiner Frau in Aachen auf einer längeren Badekur. Nachdem Napoleon im März 1815 aus der Verbannung zurückgekehrt war und sich ein neuer Krieg ankündigte, wurde Clausewitz im April zum Generalstabschef des III. Korps unter Generalleutnant Johann Adolph von Thielmann (1765-1824) ernannt.[112]

In dieser Funktion nahm er am Feldzug von 1815 teil. Entsprechend seinen Dispositionen kämpfte das III. Korps in den Schlachten bei Ligny und Wavre. Nachdem die preußische Armee unter Blücher am 16. Juni 1815 bei Ligny eine Niederlage erlitten hatte, wurde das III. Korps als Nachhut eingesetzt. Bei Wavre band es dann zwei Tage später die von Napoleon zur Verfolgung der preußischen Armee entsandte, doppelt so starke französische Armeeabteilung von General Emanuel de Grouchy (1766-1847). Beinahe 20 Stunden lang leistete das III. Korps am 18. und 19. Juni 1815 zähen Widerstand. In dieser Zeit erreichten die drei übrigen preußischen Korps am späten Nachmittag des 18. Juni das Schlachtfeld von Waterloo, eilten der schwer bedrängten britischen Armee zur Hilfe und wendeten die fast schon verlorene Schlacht. Erst als am Vormittag des folgenden Tages die Nachricht vom britisch-preußischen Sieg in Wavre eingetroffen und die eigene Stellung nicht mehr zu halten war, leiteten Thielmann und Clausewitz den geordneten Rückzug ein. Grouchy tat nur

110 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 174-206. Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 147-149.

111 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 62. Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 49.

112 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 155. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 223 und 227.

eine halbe Stunde später, nachdem er von Napoleons Niederlage bei Waterloo erfahren hatte, das Gleiche.[113]

Clausewitz war jedoch klar, dass die verlorene Schlacht bei Wavre seine militärfachliche Reputation belasten und er wahrscheinlich nie mehr Gelegenheit zur Erringung eigener Schlachtenerfolge haben würde. Tatsächlich gab es danach auch Stimmen, die Clausewitz als bloß theoretischen Kopf abtun wollten, der die einzige von ihm geleitete Schlacht verloren habe. Dabei wird jedoch übersehen, dass es der ausdauernde und entschlossen geführte Widerstand des III. Korps gegen eine deutliche Übermacht war, der entscheidend dazu beigetragen hatte, dass der alliierte Sieg bei Waterloo überhaupt erst möglich wurde.[114]

Mit der Schlacht bei Wavre war der Feldzug aber noch nicht zu Ende. Obschon Napoleon bereits am 22. Juni 1815 erneut abgedankt hatte, endeten die Kämpfe erst zwei Wochen später mit der alliierten Siegesparade in Paris. Bis dahin hatten das III. Korps und die alliierten Verbände insgesamt noch große Anstrengungen und Entbehrungen sowie eine Reihe zum Teil heftiger Gefechte mit den verbliebenen französischen Truppen in den Pariser Vororten zu bestehen. Einzelne französische Festungen hielten sich sogar noch bis zum Zweiten Pariser Frieden im November 1815.[115]

In der Restaurationszeit

Mit dem Ende der Napoleonischen Kriege begann für Clausewitz eine Zeit, die vor allem im Zeichen der theoretischen Reflexion stand. Im Oktober 1815 wurde er Gneisenaus Stabschef im neugebildeten Generalkommando in Koblenz. Hier verbrachte das Ehepaar Clausewitz – aus der Rückschau betrachtet – seine glücklichste Zeit. Der Freiherr vom Stein hatte in der Nähe seinen Alterssitz und im Generalkommando dienten neben Gneisenau mit Scharnhorsts ältestem Sohn, Wilhelm von Scharnhorst (1786-1854), sowie Karl von der Groeben (1788-1876) und Franz August O'Etzel (1784-1850) mehrere Offiziere, mit denen es enge freundschaftliche Beziehungen pflegte.[116]

Doch schon legten sich die Schatten von Restauration und Reaktion über das Idyll. Bei der konservativen Kamarilla in Berlin und Potsdam war das Koblenzer

113 Vgl. Clausewitz Schilderung im Brief vom 03.07.1815 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 245-248. Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 61. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 240-246.

114 Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 248.

115 Ebd., S. 251f.

116 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 162 und 166.

Generalkommando bald als „Wallensteins Lager am Rhein“ verschrien. Vor allem Gneisenau und Clausewitz, die einer preußischen Verfassung und sozio-politischen Reformen aufgeschlossen gegenüberstanden, galten als suspekt und wurden von manchen sogar als „Jakobiner“ angefeindet.[117]

Gneisenau reichte daher bereits im Sommer 1816 seinen Abschied ein und zog sich auf sein Gut in Schlesien zurück. Sein Nachfolger wurde der als ebenso konservativ wie ideenlos beschriebene General Albrecht Georg von Hake (1769-1835). Clausewitz war über diese Entwicklung gar nicht glücklich. Angesichts der Pedanterie seines neuen Vorgesetzten verglich er seine Rolle mit der eines „trainierten Pudels“ oder eines „alten Postgauls“, der den mit allerlei „Rumpeleien“ beladenen Wagen des Generalkommandos zu ziehen habe. Viel schlimmer war aber das sich aufgrund der neuen Personalkonstellation im Generalkommando bei ihm einstellende „Gefühl der Einsamkeit mitten unter Menschen“.[118]

In der Konsequenz strebte er eine Veränderung seiner beruflichen Situation an und beschäftigte sich einstweilen verstärkt mit historischen und militärtheoretischen Studien. So entstanden in der Koblenzer Zeit beispielsweise die Studien zum Feldzug von 1814, zu den Kriegen Friedrichs II. sowie zum Leben von Scharnhorst. Bestärkt durch Gneisenau begann er nun aber auch mit einer umfassenden theoretischen Abhandlung über den Krieg, wobei ihm zunächst eine kompakte und präzise Abhandlung im Stile Montesquieus vorschwebte.[119]

Im September 1817 zeichnete sich endlich die erhoffte berufliche Veränderung ab. Kriegsminister von Boyen hatte Clausewitz als Direktor der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin vorgeschlagen. Angesichts der Verdächtigungen von konservativer Seite gegen ihn bedurfte es jedoch noch der intensiven Fürsprache Gneisenaus und einer positiven Beurteilung des Generals von Hake, bevor sich der König am 9. Mai 1818 endlich dazu durchringen konnten, die Ernennungsurkunde zu unterzeichnen. Vier Monate später, am 19. September 1818, erfolgte außerdem Clausewitz' Beförderung zum Generalmajor.[120]

Bevor er jedoch seinen neuen Dienstposten antrat, wurde Clausewitz von September bis November 1818 als Stadtkommandant mit der Absicherung des Aachener Kongresses beauftragt. Hier lernte er den neuen preußischen

117 Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 74.

118 Brief an Gneisenau vom 14.11.1816 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 263. Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 172.

119 Brief an Gneisenau vom 14.11.1816 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 263. Peter Paret, Clausewitz und der Staat. Der Mensch, seine Theorien und seine Zeit, Bonn 1993, S. 399f.

120 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 174f. Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 75.

Außenminister Graf Christian Günther von Bernstorff (1769-1835) kennen, mit dessen Familie das Ehepaar Clausewitz fortan enge Kontakte pflegen sollte.[121]

Kurz vor Weihnachten 1818 bezog das Ehepaar Clausewitz die Direktorenwohnung der Allgemeinen Kriegsschule in der Burgstraße 19 unweit des Berliner Stadtschlosses. Clausewitz ging sofort daran, eine umfangreiche Denkschrift zur Reform von Curriculum und Organisation der Allgemeinen Kriegsschule zur verfassen, die er am 21. März 1819 an den Kriegsminister schickte. Doch keiner seiner Vorschläge wurde aufgegriffen. Während eine Studienkommission für die inhaltliche Ausrichtung der Lehre verantwortlich zeichnete, beschränkte sich Clausewitz' Tätigkeitsfeld lediglich auf Verwaltungsangelegenheiten.[122]

Obschon Carl von Clausewitz deutlich schneller befördert worden war als seine beiden älteren Brüder und er mit 38 Jahren ein sehr junger General war, wurde seine Stimmungslage nun zunehmend durch Enttäuschung und Frustration geprägt. Während der Napoleonischen Kriege war es ihm nicht vergönnt gewesen, an wirklich entscheidender Stelle tätig zu werden und den Ruhm eines erfolgreichen Schlachtenlenkers zu erwerben. Nun im Frieden waren die Chancen dafür vorüber und er fand sich auf einem beruflichen Abstellgleis wieder, das weder seine intellektuellen noch seine Karriereambitionen befriedigte. So hoffte er nun, bestärkt durch seine Frau, auf einen neuen Wirkungskreis im diplomatischen Dienst. Doch seine Bewerbungen auf Botschafterposten in London, München und Bern wurden von seinen Gegnern bei Hofe hintertrieben und blieben erfolglos.[123]

Das lag nicht zuletzt an Clausewitz' als „schwierig" geltendem Charakter, der zumindest bei denjenigen, die ihn nicht näher kannten, einen ungünstigen Eindruck hinterließ. Während er im Kreis seiner Freunde und gegenüber seiner Frau liebenswürdig und heiter sein konnte, sahen ihn Fremde und flüchtige Bekannte vor allem mit ernstem oder gar kalt abweisendem Gesicht. So wurde er bereits in jungen Jahren öfter gefragt: „Was ist Ihnen? Sie sehen so verdrießlich aus!"[124]

Manche Zeitgenossen attestiertem ihm ein „kaltes, stolzes und höhnisches Wesen", in dem schroffes Auftreten mit Überempfindlichkeit kombiniert war. Andere hoben seinen „oft ätzenden Witz" und seinen Sarkasmus hervor, „der an Schärfe kaum übertroffen werden kann und ihm viele Feinde machte."

121 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 176f.

122 Echevarria, Clausewitz (wie Anm. 6), S. 46. Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 52.

123 Hew Strachan, Clausewitz and the Dialectics of War. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 16. Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 55.

124 Brief vom 05.10.1807 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 77.

Werner Hahlweg charakterisierte ihn als fein empfindende Persönlichkeit „von hohem Herzenstakt", der „weder menschlich, noch politisch oder als Denker [...] in irgendein Schema" passte, so dass man sagen könne: „Clausewitz stand für sich."[125]

Sein Schüler und Freund Generalmajor Karl von der Groeben würdigte Clausewitz' Persönlichkeit in seiner Vorrede zum 9. Band der Hinterlassenen Werke mit den ebenso abwägenden wie treffenden Worten:

> „Selten findet sich in einer Person eine solche Stärke der Meditation mit so großer Tiefe des Gemüths und Zartheit der Empfindung verbunden als in Clausewitz. Wem die Wahrheit indeß nicht mehr gilt, als der Schmerz, sie zu tragen, dem konnte sein Urtheil, auch im gewöhnlichen Leben, oft da zu scharf dünken, wo er nur gerecht war, oder der, dessen Blick an der Oberfläche streift, konnte sich wohl von ihm abwenden, weil ihm das Herz kalt schien, das gleichwohl so tief, wahr und warm empfand. Wie eine Sinnpflanze, die sich öffnet oder schließt, so erschloß er sich dem Vertrauen oder verschloß sich dem Mißtrauen. Aber Freund oder Feind fand in allen Wechselfällen des Lebens in ihm den Ehrenmann, der über all nur die Sache kennt, nicht die Person."[126]

Der Empfindsamkeit von Clausewitz' Psyche, den melancholischen oder gar depressiven Phasen standen auch physische Beschwerden gegenüber. So litt er immer wieder unter „Nervenfieber" und Gicht, während er vom kalten Winter 1812/13 in Russland bleibende Gefäßschäden im Gesicht zurückbehalten hatte. In Anbetracht seines stets hochroten Gesichts und einer bereits ins purpurfarbene changierenden Nase glaubte nach der Erinnerung seines Adjutanten Steinmann von Friederici so mancher Zeitgenosse, dass der General „schon des Morgens bei der Weinflasche säße".[127]

Seine gesundheitlichen Probleme, mit denen wohl auch die ihn betrübende Kinderlosigkeit seiner Ehe zusammenhing, zwangen ihn 1817, 1825 und 1826 zu ausgedehnten Kuraufenthalten in Wiesbaden, Marienbad und Ems. 1822 war sein rechter Arm, wahrscheinlich infolge eines Schlaganfalls, zeitweise

---

125 Zitiert nach: Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 6f. Werner Hahlweg, Einleitung. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979, S. XVIf.

126 Carl von Clausewitz, Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Gustav Adolph, Turenne, Luxemburg und andere historische Materialien zur Strategie. Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz, Berlin 1837, S. XVf.

127 Schwartz, Leben (wie Anm. 55), Bd. 2, S. 248.

gelähmt gewesen. Unter diesen Umständen ist es nachvollziehbar, dass er in seiner „Nachricht“ von 1827 seinen frühen Tod für möglich hielt.[128]

Die ihn nicht befriedigenden und unterfordernden Dienstpflichten als Direktor der Allgemeinen Kriegsschule hatten zumindest den Vorteil, dass sie Clausewitz viel Zeit für seine historischen und militärtheoretischen Untersuchungen ließen, wobei er auf die 15.000 Bände umfassende Bibliothek der Kriegsschule zurückgreifen konnte. Seine Tage folgten dabei einer strikten Routine. Schon früh am Morgen begann er mit seinen Studien. Gegen 9 Uhr begab er sich in sein Büro und erledigte die angefallenen Dienstgeschäfte. Danach ging er wieder ins Schreibzimmer seiner Frau, wo er sich weiter seinen Studien widmete. Zwischen 12 und 14 Uhr wurden Besuche empfangen oder erwidert. Dann gab es Mittagessen, bei dem regelmäßig Freunde und Bekannte zu Gast waren. Die Nachmittage gehörten dann wieder ganz der wissenschaftlichen Arbeit, bevor man die Abende im Hause Gneisenau oder Bernstorff verbrachte. Die Ferien von Anfang August bis Anfang Oktober verlebte das Ehepaar Clausewitz zumeist auf Gneisenaus Gut im niederschlesischen Erdmannsdorf.[129]

So verging zwischen 1818 und 1830 ein Jahr beinahe wie das andere. Noch stärker als die Jahre zuvor waren diese elf Jahre durch die enge geistige Symbiose der beiden Eheleute geprägt. Das Werk „Vom Kriege“ und zahllose weitere Schriften entstanden nicht nur an ihrem Schreibtisch, sondern Marie war auch – als Gesprächspartnerin, kritische Leserin und Sekretärin – unmittelbar an deren Entstehung beteiligt.[130]

Neben „Vom Kriege“ verfasste Clausewitz in dieser Zeit eine ganze Reihe politischer und historischer Schriften. Hervorzuheben sind dabei vor allem seine historischen Studien zu insgesamt schließlich mehr als 130 Feldzügen vom niederländischen Aufstand 1568 bis zu den Napoleonischen Kriegen, welche gleichsam die empirische Basis für Clausewitz’ verallgemeinernde theoretische Betrachtungen bildeten. Nach Andreas Herberg-Rothe waren es vor allem seine Arbeiten zu den Feldzügen von 1806, 1812 und 1815 aus den Jahren 1823/24, 1824/25 und 1827/28, welche die Entwicklung seiner theoretischen Reflexion in den Berliner Jahren entscheidend geprägt hatten.[131]

Doch nach elf Jahren, in denen er lediglich als Manöverschiedsrichter Kontakt zum Truppendienst hatte, ersuchte Clausewitz den König am

128 Brief vom 25.04.1813 in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 205. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 258. Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), S. 180.

129 Schwartz, Leben (wie Anm. 55), Bd. 2, S. 248-252.

130 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 196f. Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 74-76.

131 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 48f.

27. Dezember 1829 um die Übertragung eines Truppenkommandos. Keine zwei Wochen später gab Friedrich Wilhelm III. am 7. Januar 1830 dem Gesuch statt. Allerdings erhielt Clausewitz nicht wie erhofft das Kommando über eine Division, sondern wurde zum Inspekteur der 2. Artillerieinspektion in Breslau bestimmt. Interimsmäßig wurde er am 9. März zur 1. Artillerieinspektion in Berlin kommandiert, bevor er am 19. August 1830 seinen neuen Posten in Breslau antrat. Zuvor hatte er noch seine Manuskripte geordnet, verpackt und versiegelt.[132]

Angesichts des im November 1830 ausgebrochenen Aufstandes in Kongresspolen wurde Clausewitz aber bereits im Dezember 1830 wieder zurück nach Berlin beordert. Wenig später wurde er zum Generalstabschef der von Gneisenau geführten Armee zur Beobachtung des polnischen Aufstandes ernannt. Während ihres Einsatzes im Raum Posen hatte die preußische Observationsarmee dann aber vor allem damit zu tun, ein Übergreifen der in Kongresspolen grassierenden Cholera nach Preußen zu verhindern. Dies gelang jedoch nicht.

Bereits im Juli war Clausewitz' Diener Hensel der Cholera zu Opfer gefallen. Am 23. August 1831 traf es auch Gneisenau. Der Verlust seines engsten Freundes erschütterte Clausewitz zutiefst und schwächte seinen Lebenswillen. Nach Ende des polnischen Aufstandes kehrte Clausewitz am 7. November 1831 augenscheinlich gesund nach Breslau zurück. Neun Tage später, am 16. November 1831, erkrankte aber auch er. Über die Umstände seines Todes berichtete seine Frau in einem Brief dem Ehepaar von Bernstorff:

> „Er steht offensichtlich ohne Beschwerden auf; einige Stunden später hat er das Gefühl, sich erkältet zu haben; die ersten Anfälle von Durchfall stellen sich gegen 11 Uhr ein. Die ersten Symptome der Cholera treten um ein Uhr auf; um vier Uhr scheint das Schlimmste vorüber, und der Arzt verläßt das Haus für einige Stunden. Bald darauf bekommt er Nierenschmerzen und leidet unter Krämpfen in der Brust, schließlich erleidet er einen Nervenschlag. Um neun Uhr ist er tot."[133]

Während die Ärzte damals sagten, dass der Zustand seiner Nerven viel mehr zu Clausewitz' Tod beigetragen habe als die Cholera, würde man heute aus der geschilderten Symptomatik schließen, dass Clausewitz wahrscheinlich an einem Herzinfarkt gestorben ist. Aufgrund der Cholera-Epidemie wurde Clausewitz wenig später im kleinsten Kreis auf dem Breslauer Militärfriedhof

132 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 53. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 277.
133 Zitiert nach: Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 607.

beigesetzt. Fünf Jahre später wurde die am 28. Januar 1836 verstorbene Marie von Clausewitz hier an der Seite ihres Mannes bestattet. Schließlich wurden beider Gebeine 1971 exhumiert und in die damalige Deutsche Demokratische Republik überführt, wo sie in Clausewitz' Geburtsstadt Burg mit militärischen Ehren erneut beigesetzt wurden.[134]

Methode und geistige Prägung

„Vom Kriege" ist der Versuch, das Wesen der historischen Universalie Krieg begrifflich zu erfassen und deren Erscheinungen in ihrer historischen Wandelbarkeit zu verstehen. Dazu nutzte Clausewitz Methoden, die er bei seinem Lehrer Kiesewetter kennengelernt hatte. Diese stammten aus der Philosophie im Allgemeinen und den Lehren Kants im Besonderen. Das waren insbesondere die Begriffsbildung mit ihrer Unterscheidung von reinem und empirischem Begriff, die allgemeine Logik sowie die dialektische Betrachtung von Satz und Gegen-Satz. Letztere hatte Clausewitz dann 1807 in Form des Sokratischen Dialogs bei Pestalozzi noch näher kennen und schätzen gelernt.

Die methodischen Anleihen bei der Philosophie und vor allem die Methode der dialektischen Betrachtung seines Untersuchungsgegenstandes führten in der Clausewitz-Rezeption immer wieder zu gravierenden Fehldeutungen. Weil er sich philosophischer Methoden bediente, galt er spätestens ab Ende des 19. Jahrhunderts als „Philosoph des Krieges" oder als „Philosoph im Waffenrock".[135]

Clausewitz verwendet in seinem Werk zwar selbst die Begriffe „Philosophie" und „philosophisch". Allerdings ist dabei zu beachten, dass die Begriffe „philosophisch" und „wissenschaftlich" bis weit in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts synonym verwendet wurden. So erklärt sich auch, dass Clausewitz sich mit den im eigentlichen Sinne philosophischen Problemen des Krieges praktisch gar nicht beschäftigte. Das Phänomen Krieg gehörte für ihn in das „Gebiet des gesellschaftlichen Lebens"[136] und wurde als gegeben hingenommen. Clausewitz äußerte sich hier weder bellizistisch noch pazifistisch. Der Krieg war für ihn aber stets „ein ernstes Mittel für einen ernsten Zweck."[137]

134 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 607. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 281.

135 Jehuda Lothar Wallach, Das Dogma der Vernichtungsschlacht. Die Lehren von Clausewitz und Schlieffen und ihre Wirkungen in zwei Weltkriegen, Frankfurt a.M. 1967, S. 13.

136 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (II.3.) S. 303.

137 Echevarria, Clausewitz (wie Anm. 6), S. 23. Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.1.) S. 209.

Die ethisch-moralische Seite, die Frage nach der Recht- oder Unrechtmäßigkeit oder die Möglichkeiten der völkerrechtlichen Einhegung von Kriegen war für Clausewitz ebensowenig ein Thema wie die Frage nach ihrem Sinn aus einer geschichtsphilosophischen Perspektive. Clausewitz betrachtete die Geschichte – zumindest in seinen letzten Lebensjahren – weitgehend unteleologisch. Historischer Fortschritt war für ihn kein Kriterium. In Anlehnung an Leopold von Ranke (1795-1886) könnte man sagen, dass auch für Clausewitz jede historische Epoche gleich „unmittelbar zu Gott" war.[138]

Ähnlich hartnäckig wie Clausewitz' Einstufung als Philosoph hält sich die Behauptung, dass Clausewitz seine dialektische Methode von Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) übernommen habe.[139] Erstmals findet sich diese These im 1911 veröffentlichten Buch von Oberstleutnant Paul Creuzinger „Hegels Einfluss auf Clausewitz" sowie in der im gleichen Jahr erschienenen Clausewitz-Biographie des französischen Obersts Hubert Camon (1855-1942). Beide meinten unter anderem in der von Clausewitz beschriebenen Wechselwirkung von Angriff und Verteidigung, die dialektische Methode Hegels zu erblicken.[140]

Tatsächlich ist Clausewitz' Methode dialektisch. Aber nicht überall, wo Dialektik draufsteht, ist deshalb auch Hegel drin. Ebenso gut könnten es Sokrates, Platon oder Kant sein. Im Kern hat, wie Raymond Aron verdeutlicht, die Clausewitzsche mit der Hegelschen Dialektik nichts zu tun:

> „Das Wesentliche der Hegelschen Geschichtsdialektik, die Synthese, die die Widersprüche in der Zeit überwindet und dem Werden einen vernünftigen Sinn gibt, taucht in ‚Vom Kriege' nirgendwo auf."[141]

Darüber hinaus gibt es auch keinerlei Quellenbeleg, dass Clausewitz in irgendeiner Form Hegels Werke rezipiert oder diesen während dessen Berliner Jahren zwischen 1818 und 1831 persönlich gekannt hätte. Während zwischen Clausewitz und Kant über dessen Schüler Kiesewetter zumindest eine mittelbare Verbindung bestanden hatte, gibt es nichts dergleichen zu Hegel.[142]

Der einzige Philosoph, der in „Vom Kriege" erwähnt wird, ist Charles de Secondat, Baron de Montesquieu (1689-1755), dessen Werk „De l'esprit des

138 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 71. Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 33. Paret, Staat (wie Anm. 119), S. 427.

139 Zuletzt bei: Schössler, Ideengeschichte (wie Anm. 22), S. 105f.

140 Paul Creuzinger, Hegels Einfluß auf Clausewitz, Berlin 1911. Hubert Camon, Clausewitz, Paris 1911.

141 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 325.

142 Ebd., S. 322f.

loix“ Clausewitz in seiner Koblenzer Zeit zunächst als stilistisches Vorbild für sein beabsichtigtes Buch über die Natur des Krieges gedient hatte.[143] Generell interessierte ihn aber auch hier die philosophische Form, die Methode des Denkens und der Argumentation, mehr als der Inhalt. Panajotis Kondylis merkt dementsprechend an:

> „Das Wenige, was sich Clausewitz von der Philosophie seiner Zeit (insbesondere über Kiesewetters Kantianismus) angeeignet hatte, diente ihm entsprechend als formales Bildungsprinzip und als Mittel geistiger Disziplinierung. Es lassen sich aber keinerlei inhaltliche Ähnlichkeiten zwischen seinen Ausführungen und den Texten der bekannten zeitgenössischen Philosophen nachweisen.“[144]

Während er den Inhalten des Faches Philosophie weitgehend fremd gegenüber stand, interessierte sich Clausewitz für Politik und Geschichte. Nach Kondylis entsprangen die Bestrebungen, Clausewitz in die deutsche Klassik einzuordnen, primär ideologischen oder geschichtspolitischen Bedürfnissen. So gehe die „Domestizierung von Clausewitz im Rahmen eines deutschen Humanismus mit seiner liberalen Interpretation einher“, während die etwa in marxistisch-leninistischer Lesart behauptete Prägung des Clausewitzschen Denkens durch Hegel nur dazu diene, eine Verbindung zwischen Clausewitz und den linkshegelianisch inspirierten Begründern des Marxismus – Karl Marx (1818-1883) und Friedrich Engels (1820-1895) – zu konstruieren.[145]

Deutlich stärker stand Clausewitz in der Tradition des europäischen realpolitischen Denkens. So hatte er bereits in jungen Jahren die Schriften von Niccolo Machiavelli (1469-1527) studiert, die ihn nachhaltig beeindruckten. Daneben waren es vor allem Denker und Militärpublizisten des 18. Jahrhunderts, mit deren Werken er sich näher beschäftigt hatte.[146]

Clausewitz Werk „Vom Kriege“ fußte dabei vor allem auf drei Säulen: erstens den drei oben genannten, aus der Philosophie entlehnten Methoden, zweitens der in seinen Feldzugsstudien ausgeloteten Tiefe des historischen Erfahrungsraumes sowie drittens der kritischen Auswertung der militärischen und politischen Praxis seiner eigenen Zeit.[147]

---

143 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (Vorrede) S. 175.

144 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 100.

145 Ebd., S. 95 und 99f. Vgl. z. B. die Einleitung, in: Clausewitz, Ausgewählte Briefe (wie Anm. 28), S. 31.

146 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 101.

147 Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 19.

Sollte man die darin entfaltete Theorie einer oder mehreren der heutigen wissenschaftlichen Disziplinen zuordnen, so wäre dies sicher nicht die Philosophie. Stattdessen analysierte und argumentierte Clausewitz vor allem als Historiker sowie an einzelnen Stellen auch als Anthropologe, Soziologe und Politologe. Als Proto-Sozialwissenschaftler nahm er mit dem „reinen Begriff" des Krieges als heuristischem Hilfsmittel sogar die Idealtypentheorie von Max Weber (1864-1920) vorweg. Ein Handicap war dabei freilich, dass die zugehörigen Disziplinen nebst ihrer spezifischen Methodik zu seiner Zeit noch nicht oder kaum entwickelt waren.[148]

Obschon sich daraus sicherlich punktuell auch analytische Defizite ergaben, ist an dieser Stelle Panajotis Kondylis unbedingt zuzustimmen, wenn er konstatiert:

> „In ihrer Einfachheit, ihrem common sense und ihrer Flexibilität steht seine Methode hinter den besten analogen Konzepten unseres Jahrhunderts in nichts zurück, und darüber hinaus hat sie den doppelten Vorteil, sich nicht in angeblich tiefsinnigen Spitzfindigkeiten zu verlieren und sich in engstem Zusammenhang mit einem konkreten und zugleich umfangreichen Gegenstand zu entfalten."[149]

Die Entstehung des Hauptwerks

Clausewitz' Hauptwerk „Vom Kriege" ist das Ergebnis eines Vierteljahrhunderts theoretischer Reflexion, welche durch die widerstreitenden Eindrücke der Zeitläufte und nicht zuletzt durch Clausewitz' persönliche Kriegserfahrung immer wieder neue Impulse erhalten hatte. Es widerspiegelt auch die Entwicklungsphasen in Clausewitz' intellektueller Biografie.

Die anfängliche Tendenz zur Idealisierung des – preußischen – Staates wich nach der Niederlage von 1806 der Desillusionierung und der Hinwendung zum preußischen Patriotismus im Dienste des deutschen Nationalismus. Mit dem Ende der Napoleonischen Kriege ließ die nationalistische Emphase dann aber rasch nach. Stattdessen wurde Clausewitz' Weltsicht ab 1815 zunehmend

148 Petra Ahrweiler, Clausewitz als Repräsentant des wissenschaftlichen Weltverhältnisses der beginnenden Moderne. In: Clausewitz-Kolloquium. Theorie des Krieges als Sozialwissenschaft. Hrsg. von Gerhard Vowinckel, Berlin 1993, S. 108-110. Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 7.

149 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 95.

durch machtpolitischen Realismus und eine moderat konservative Haltung geprägt.[150]

Herfried Münkler konstatiert in diesem Zusammenhang die Abkehr von der existentiellen Kriegsauffassung, wie sie ihren handgreiflichsten Ausdruck in der „Bekenntnisdenkschrift" von 1812 gefunden hatte. Krieg war demnach für Clausewitz nun nicht mehr Medium der „Konstitution oder Transformation" politischer Entitäten und der „Selbststeigerung des Menschen", sondern primär Mittel zum politischen Zweck. Der um 1819 beginnende Übergang zur instrumentellen Kriegsauffassung ging zunächst mit einer Rückverschiebung des politischen Bezugspunktes vom Volk auf den Staat, genauer gesagt auf dessen Regierung, einher. Seine Vollendung fand er jedoch im Jahr 1827 mit der Umbewertung der Napoleonischen Kriegführung vor dem Hintergrund der Kriegsgeschichte und der Erkenntnis, dass der Krieg ein Instrument der Politik ist, deren Zwecke dabei beträchtlich variieren können.[151]

Die Arbeit an „Vom Kriege" lässt sich im wesentlichen in vier Etappen unterteilen – eine Vorphase zwischen 1804 und 1815 sowie die drei eigentlichen Arbeitsphasen zwischen 1816 und 1818, 1819 und 1827 sowie 1827 und 1830. In der Vorphase entstanden die „Strategie von 1804" und die für den Kronprinzen 1812 verfassten „Grundsätze des Kriegführens". Hinzu kamen mehrere zwischen 1809 und 1812 entstandene Kapitelentwürfe für ein größeres militärtheoretisches Werk. In diesen frühen Texten findet sich bereits eine ganze Reihe von Ideen und Definitionen, die in „Vom Kriege" zum Teil weiterentwickelt, zum Teil aber auch unverändert weiter verwendet wurden.

In seiner Koblenzer Zeit wandte sich Clausewitz zwischen 1816 und 1818 dann einer etwas umfassenderen theoretischen Abhandlung über den Krieg zu. Er selbst charakterisierte sein Vorhaben mit den Worten:

> „Meine Absicht war anfangs, ohne Rücksicht auf System und strengen Zusammenhang über die wichtigsten Punkte dieses Gegenstandes dasjenige in ganz kurzen, präzisen, gedrungenen Sätzen niederzuschreiben, was ich darüber mit mir selbst ausgemacht hatte. Die Art, wie Montesquieu seinen Gegenstand behandelt hat, schwebte mir dabei dunkel vor."[152]

Im Ergebnis stellte sich das heute nicht mehr überlieferte Oktavbändchen mit „kurze[n], sentenzreiche[n] Kapitel[n]" dann aber wohl als zu abstrakt dar, als

150 Münkler, Gewalt (wie Anm. 65), S. 99 und 103f.
151 Ebd., S. 94 und 100f.
152 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (Vorrede) S. 175.

dass es Clausewitz' theoretischen Anspruch zu befriedigen vermochte. Nachdem er als Direktor der Allgemeinen Kriegsschule ab Ende 1818 auch mehr Zeit für seine – im Grunde ja privaten – Studien hatte, erweiterte er daher sein Vorhaben.[153]

Er entwickelte nun den Plan für ein ebenso umfassendes wie systematisches Werk, das – soweit sich das heute noch nachvollziehen lässt – aus neun „Büchern" bestehen sollte. Die ersten acht entsprechen den heute in „Vom Kriege" anzutreffenden acht Büchern:

Erstes Buch: Über die Natur des Krieges
Zweites Buch: Über die Theorie des Krieges
Drittes Buch: Von der Strategie überhaupt
Viertes Buch: Das Gefecht
Fünftes Buch: Die Streitkräfte
Sechstes Buch: Verteidigung
Skizzen zum siebenten Buche: Der Angriff
Achtes Buch: Kriegsplan

Das ursprünglich auch noch geplante neunte Buch, sollte die „ungeheure Veränderung" des Krieges in der Napoleonischen Epoche thematisieren. Der einzige Hinweis auf dieses Buch ist jedoch lediglich ein Querverweis im neunten Kapitel des fünften Buches. Die Nichtrealisierung dieses Buches dürfte mit Clausewitz' Neubewertung der Napoleonischen Kriege und der damit verbundenen Abkehr vom Begriff des „absoluten Krieges" im achten Buch zusammenhängen.[154]

Zwischen 1823 und 1827 entstanden die ersten sechs Bücher, die Skizze zum siebten und der Entwurf zum achten Buch. Kennzeichnend für Clausewitz' Arbeitsweise war, dass er seine Manuskripte fortwährend korrigierte und modifizierte. Das betraf sowohl den Inhalt, als auch die Reihenfolge der einzelnen Kapitel, von denen dann nicht selten mehrere, zum Teil auch unterschiedlich zugeordnete Versionen existierten.[155]

153 Zitat aus: Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (Vorrede) S. 175. Paret, Staat (wie Anm. 119), S. 443.

154 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (V.9.) S. 549f.

155 Näheres zu diesem Problem findet sich in der Vorbemerkung von Werner Hahlweg: Carl von Clausewitz, Niederschriften des Werkes „Vom Kriege". In: Carl von Clausewitz. Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1990, S. 623-625.

Die Datierung und damit die Feststellung der „letztgültigen" Version bildete unter diesen Umständen bereits für Marie von Clausewitz und ihre Helfer bei der Veröffentlichung der ersten Auflage von „Vom Kriege" ein nicht zu unterschätzendes Problem. Heute, nachdem ein Großteil des Clausewitz-Nachlasses in Folge des Zweiten Weltkrieges für die Forschung nicht mehr zur Verfügung steht, kann über den genauen Prozess der Werksentstehung ebenso wie der Edition nur noch spekuliert werden.

Besonders kontrovers wird in der Clausewitz-Forschung die Frage diskutiert, bis zu welchem Grade Clausewitz sein Hauptwerk vollenden konnte oder anders formuliert, wie unvollendet „Vom Kriege" tatsächlich geblieben ist. Von zentraler Bedeutung ist dafür die Interpretation der beiden von Clausewitz verfassten „Nachrichten", die seine Witwe dem Werk vorangestellt hat.

In der auf den 10. Juli 1827 datierten Nachricht bezeichnet Clausewitz die ersten sechs bereits „ins reine" geschriebenen Bücher „nur als eine noch ziemlich unförmliche Masse, die durchaus noch einmal umgearbeitet werden soll." Leitende Gesichtspunkte sollten dabei die „doppelte Art des Krieges" und die Vorstellung sein, „daß der Krieg nichts ist als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln". Zum siebten Buch merkt Clausewitz an, dass er „die Skizzen der einzelnen Kapitel bereits entworfen" habe, während er für das achte Buch mehrere Kapitelentwürfe erwähnt, die aber nicht mehr als „ein bloßes rohes Durcharbeiten durch die Masse" seien und noch gründlich ausgearbeitet werden müssten. Beinahe schon prophetisch sieht Clausewitz in diesem Schreiben die einseitigen und fehlerhaften Interpretationen seines Werkes voraus, wenn er schreibt:

> „Sollte mich ein früher Tod in dieser Arbeit unterbrechen, so wird das, was sich vorfindet, freilich nur eine unförmliche Gedankenmasse genannt werden können, die, unaufhörlichen Mißverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben wird; denn in diesen Dingen glaubt jeder das, was ihm einfällt, indem er die Feder ergreift, eben gut genug, um gesagt und gedruckt zu werden, und hält es für ebenso unbezweifelhaft, als daß zwei mal zwei vier ist."[156]

Interpretationsbedarf besteht aber vor allem bei der zweiten, undatierten Nachricht. Herbert Rosinski sowie nach ihm Peter Paret und Raymond Aron datierten diese Nachricht auf das Jahr 1830. Es spricht jedoch vieles dafür, dass

156 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (Nachricht) S. 179-181.

die zweite Nachricht – wie Werner Hahlweg annahm – vor der Nachricht vom 10. Juli 1827 verfasst worden ist.[157]

Marie von Clausewitz verwies zwar darauf, dass die zweite Nachricht, „wie es scheint von sehr neuem Datum ist." Eine kritische Betrachtung ihres Inhalts spricht jedoch eher dagegen. So bezeichnet Clausewitz sein bisheriges Manuskript darin „nur als eine Sammlung von Werkstücken" und das sechste Buch als „bloße[n] Versuch". Weiterhin führt er aus:

> „Das siebente Buch sollte den Angriff enthalten, wovon die Gegenstände flüchtig hingeworfen sind; das achte den Kriegsplan, worin ich die politische und menschliche Seite des Krieges noch besonders aufgefaßt haben würde.
>
> Das erste Kapitel des ersten Buches ist das einzige, was ich als vollendet betrachte; es wird wenigstens dem Ganzen den Dienst erweisen, die Richtung anzugeben, die ich überall halten wollte."[158]

Diese Aussage lässt sich so interpretieren, dass die Skizze zum siebten und das achte Buch zu diesem Zeitpunkt noch nicht verfasst worden waren, was für eine Datierung auf 1827 oder früher spricht. Der Verweis auf das erste Kapitel des ersten Buches scheint dem zumindest vordergründig zu widersprechen, nachdem das erste Kapitel des ersten Buches von „Vom Kriege" gleichsam als Höhe- und Endpunkt der Clausewitzschen Theoriebildung gilt.

Allerdings muss dabei in Rechnung gestellt werden, dass gerade von den für seine Theorie zentralen Kapiteln zumeist mehr als eine Version existierte. So spricht vieles dafür, dass es sich bei dem von Clausewitz erwähnten Kapitel nicht um das in „Vom Kriege" verwendete Kapitel „Was ist der Krieg?", sondern um eine ältere und deutlich kürzere Version mit dem Titel „Zweck des Krieges" handelte.[159]

Wenn aber die zweite Nachricht nicht 1830, sondern bereits 1827 oder noch davor verfasst worden ist, so bedeutet dies, dass Clausewitz zwischen 1827 und 1830 noch Gelegenheit hatte, die von ihm festgestellten Defizite zumindest teilweise zu beheben. So kann davon ausgegangen werden, dass Clausewitz in dieser Zeit das achte Buch vollendet sowie das erste und bestimmte Kapitel des zweiten Buches unter den in der Nachricht vom 10. Juli 1827 genannten

157 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 71f. Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 92.

158 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), S. 181.

159 Der Text diese Kapitels findet sich hier: Clausewitz, Niederschriften (wie Anm. 155), S. 630-636.

Gesichtspunkten überarbeitet hat. Das dritte bis sechste Buch ist demgegenüber nach 1827 wahrscheinlich nicht noch einmal überarbeitet worden.[160]

Dies erklärt zumindest zum Teil die in der Forschungsliteratur mitunter etwas dramatisierten inhaltlichen Spannungen zwischen dem ersten, zweiten und achten Buch einerseits sowie dem dritten bis sechsten Buch andererseits. Doch auch wenn in den älteren Teilen des Hauptwerkes von der doppelten Art des Krieges und dem Primat der Politik keine Rede ist, besitzen diese deshalb im Vergleich zu den neueren keinen geringeren Wahrheitsgrad.

Dies ist auch bei der Bewertung der parallel zur Arbeit an „Vom Kriege" entstandenen Studien zu den Feldzügen von 1806, 1812 und 1815 zu berücksichtigen, denen Andreas Herberg-Rothe eine prägende Rolle bei Clausewitz' Theorieentwicklung im Laufe der 1820er Jahre zuschreibt. Demnach stünde „Jena" für Entgrenzung, Offensive und Entscheidungsschlacht, „Moskau" für die Überlegenheit der Defensive und die Relativierung des strategischen Wertes der Entscheidungsschlacht, während „Waterloo" das Primat der Politik und die Sinnhaftigkeit der Begrenzung von Kriegen verdeutlicht hätte. Herberg-Rothe ordnet diese drei Studien jeweils der Entstehung des dritten und vierten Buches, des sechsten sowie des achten Buches zu. Im ersten Kapitel des ersten Buches habe Clausewitz schließlich diese widerstreitenden Kriegserfahrungen in einen einheitlichen Zusammenhang zu bringen versucht.[161]

Kennzeichnend für Clausewitz' Theorieentwicklung ist – bildlich gesprochen – das Denken in Spiralen. Die seit seiner „Strategie von 1804" formulierten Ideen und Definitionen werden im Laufe seines Nachdenkens über die zeitgenössischen und historischen Kriege immer wieder aufgegriffen, modifiziert oder unverändert fortgeschrieben. So wie sich dabei die analysierten Beispiele und Perspektiven veränderten, so unterschiedlich fielen auch die Bewertungen aus. Vordergründig betrachtet, mögen sich diese widersprechen. Tatsächlich verhalten sie sich in der Gesamtheit der chamäleonartigen Phänomenologie des Krieges jedoch komplementär zueinander.

Die Edition der „Hinterlassenen Werke"

Mit Clausewitz' Tod stand Marie von Clausewitz vor einer riesigen und höchst komplizierten Aufgabe. Wie von ihrem Mann gewünscht, ging sie daran, dessen hinterlassene Schriften zu veröffentlichen. Das war aber leichter gesagt als getan. Denn insbesondere für sein Hauptwerk hatte Clausewitz kein

160 Vgl. Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 135.
161 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 48f.

zusammenhängendes Manuskript, sondern eine nur mäßig sortierte Masse an Papieren hinterlassen. Während die Texte für das siebte und achte Buch in Rohfassung vorlagen, enthielten die Pakete für die Bücher eins bis sechs neben den eigentlichen Manuskripten einen regelrechten Wust an Instruktionen, Revisionen und langen Ergänzungen, die in die Texte eingearbeitet werden sollten.

Obschon Marie an der Entstehung dieser Schriften nicht selten unmittelbar beteiligt gewesen war, sah sie sich nicht in der Lage, diese Puzzlearbeit allein zu bewältigen. So bat sie ihren Bruder Friedrich Wilhelm von Brühl (1791-1859) um Hilfe. Nachdem sie 1832 eine Stelle als Oberhofmeisterin bei der Prinzessin Augusta (1811-1890) angetreten hatte, delegierte sie überdies einen Teil der Editionsaufgaben an die beiden Freunde ihres Mannes Franz August O'Etzel und Karl von der Groeben.[162]

Grundsätzlich sollten alle Manuskripte wortwörtlich, ohne Zusätze oder Streichungen veröffentlicht werden. Allerdings ließ sich dieses Prinzip angesichts unterschiedlicher Textversionen und zum Teil auch widersprüchlicher Anweisungen nicht durchhalten. So wurde gerade die Herausgabe von „Vom Kriege" für Marie, ihren Bruder und O'Etzel zu einem kreativen Prozess, der heute nicht mehr rekonstruierbar ist. Es ist daher durchaus möglich, dass die Herausgeberin und ihre Helfer bereits in der ersten Auflage wesentliche Änderungen an Clausewitz Texten vorgenommen haben.[163]

Mit einer Auflage von 1.500 Exemplaren erschien 1832, 1833 und 1834 das Hauptwerk „Vom Kriege" in drei Bänden. Zwischen 1833 und 1837 wurden außerdem sieben Bände mit Clausewitz' kriegsgeschichtlichen Studien veröffentlicht.[164] Im einzelnen handelt es sich um:

Carl von Clausewitz, Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung, Zehn Bände, Verlag Ferdinand Dümmler: Berlin 1832-1837.

1. Band: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk. Erster Teil, Berlin 1832.
2. Band: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk. Zweiter Teil, Berlin 1833.
3. Band: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk. Dritter Teil, Berlin 1834.
4. Band: Der Feldzug von 1796 in Italien, Berlin 1833.

---

162 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 227-230.

163 Bellinger, Marie (wie Anm. 24), S. 225. Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 70. Für die 1853 bis 1857 erschienene 2. Auflage sind mehrere, zum Teil gravierenden Änderungen durch Friedrich Wilhelm von Brühl belegt, die erst mit der von Werner Hahlweg 1952 herausgegebenen textkritischen 16. Auflage wieder revidiert worden sind.

164 Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 52.

5. Band: Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz, Erster Teil, Berlin 1833.
6. Band: Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz, Zweiter Teil, Berlin 1834.
7. Band: Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand und der Feldzug von 1814 in Frankreich, Berlin 1835.
8. Band: Der Feldzug von 1815 in Frankreich, Berlin 1835.
9. Band: Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Gustav Adolph, Turenne, Luxemburg, und andere historische Materialien zur Strategie, Berlin 1837.
10. Band: Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Sobiesky, Münich, Friedrich dem Grossen und dem Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, und andere historische Materialien zur Strategie, Berlin 1837.

Zu den zehn Bänden der „Hinterlassenen Werke“ kam bis 1990 eine Vielzahl weiterer aus dem Nachlass herausgegebener Schriften.[165] Eine Clausewitz-Gesamtausgabe ist in der Vergangenheit zwar mehrfach angeregt, aber bislang nicht umgesetzt worden.

165 Vgl. Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979. Carl von Clausewitz. Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1966. Carl von Clausewitz. Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1990. Vor allem Briefe enthält: Schwartz, Leben (wie Anm. 55).

KAPITEL 3

„Was ist der Krieg?“

Diese von Clausewitz im Titel zum ersten Kapitel des ersten Buches seines Hauptwerkes aufgeworfene Frage ist keineswegs so banal, wie sie auf den ersten Blick vielleicht erscheinen mag. Denn bislang gibt es keine allgemein anerkannte oder gar verbindliche Definition darüber, was Krieg nun eigentlich genau ist. Gerade die Wandelbarkeit der in der Tiefe des historischen Erfahrungsraumes mit diesem Begriff verbundenen Phänomene und Handlungspraxen ist es, welche eine einheitliche Definition so schwierig macht.

Diese Uneindeutigkeit wird bereits in den etymologischen Ursprüngen des deutschen Wortes „Krieg“ deutlich. Stand das althochdeutsche „chrēg“ noch für „Anstrengung“, „Streben“ und „Hartnäckigkeit“, so wurde mit dem mittelhochdeutschen „kriec“ zusätzlich die Bedeutung „Streit“ verbunden. Nicht minder bezeichnend sind die Ursprünge des französischen „guerre“ und des englischen „war“ im fränkischen „werra“, welches man im modernen Deutsch mit „Wirren“ übersetzen würde. Hier finden sich bereits einige der Phänomene, die Clausewitz später in seiner Beschreibung der Atmosphäre des Krieges verwenden wird.

Aufschlussreich sind auch die Worte für „Krieg“ im Altgriechischen und im Lateinischen. So steht das altgriechische „πόλεμος“ (polemos) sowohl für „Krieg“ im größeren Zusammenhang als auch für „Schlacht“ oder für „Kampf“ im Allgemeinen, während das lateinische „bellum“ für „Krieg“ seinen Ursprung in „duellum“ für „Zweikampf“ hatte. Wie wir unten noch sehen werden, weist Clausewitz’ Vorstellung vom „ursprünglichen“ oder „reinen“ Begriff des Krieges mit diesen Wortbedeutungen erkennbare Übereinstimmungen auf.

Als eine Art kleinster gemeinsamer Nenner kann die Definition von Andreas Herberg-Rothe gelten, wonach „Krieg […] der gewaltsame Kampf von Gemeinschaften [ist].“[166] Die deutsche Wikipedia spezifiziert den Begriff dahingehend:

> „Krieg ist ein organisierter und unter Einsatz erheblicher Mittel mit Waffen und Gewalt ausgetragener Konflikt, an dem planmäßig vorgehende Kollektive beteiligt sind. Ziel der beteiligten Kollektive ist es, ihre Interessen durchzusetzen. Der Konflikt soll durch Kampf und Erreichen einer Überlegenheit gelöst werden. Die dazu stattfindenden

166 Andreas Herberg-Rothe, Der Krieg. Geschichte und Gegenwart: eine Einführung, Frankfurt, New York 2017, S. 9.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_004

> Gewalthandlungen greifen gezielt die körperliche Unversehrtheit gegnerischer Individuen an und führen so zu Tod und Verletzung.“[167]

Krieg ist demnach eine Form der Konfliktaustragung mit dem wechselseitigen Einsatz potenziell tödlicher Gewalt. Ein wesentliches Problem sowohl für die Friedens- und Konfliktforschung als auch für das Völkerrecht besteht darin, das Phänomen Krieg klar von anderen Formen der gewaltsamen kollektiven Konfliktaustragung – etwa im Bereich der organisierten Kriminalität, des Hooliganismus, im Fall innerer Unruhen oder auch des Terrorismus – zu unterscheiden.

Die in Anlehnung an den ungarischen Friedensforscher Istvan Kende (1917-1988) von der „Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung“ (AKUF) geprägte Begriffsbestimmung ist dementsprechend klassifizierender Natur. Krieg ist demnach

> „ein gewaltsamer Massenkonflikt, der alle folgenden Merkmale aufweist:
> a) an den Kämpfen sind zwei oder mehr bewaffnete Streitkräfte beteiligt, bei denen es sich mindestens auf einer Seite um reguläre Streitkräfte (Militär, paramilitärische Verbände, Polizeieinheiten) der Regierung handelt;
> b) auf beiden (!) Seiten muss ein Mindestmaß an zentralgelenkter Organisation der Kriegführenden und des Kampfes gegeben sein, selbst wenn dies nicht mehr bedeutet als organisierte bewaffnete Verteidigung oder strategisch-taktisch planmäßige Überfälle (Guerillaoperationen, Partisanenkrieg usw.);
> c) die bewaffneten Operationen ereignen sich mit einer gewissen Kontinuierlichkeit und nicht nur als gelegentliche, spontane Zusammenstöße, d. h. beide Seiten operieren nach einer planmäßigen Strategie, gleichgültig ob die Kämpfe auf dem Gebiet einer oder mehrerer Gesellschaften stattfinden und wie lange sie dauern.“[168]

Werden diese Kriterien nicht in vollem Umfang erfüllt, so wird von „bewaffneten Konflikten“ gesprochen.

Eine ähnliche Unterscheidung findet auch im Völkerrecht statt. Hier ist die Verwendung des Kriegsbegriffs traditionell aber an eine formale Kriegserklärung und den Abbruch der diplomatischen Beziehungen gebunden.

---

167 Wikipedia-Eintrag Krieg auf: https://de.wikipedia.org/wiki/Krieg (Stand 20.03.2020).

168 Klaus Jürgen Gantzel und Torsten Schwinghammer, Die Kriege nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1992. Daten und Tendenzen, Münster 1995, S. 31.

Nachdem Krieg mit dem Briand-Kellog-Pakt 1928 und 1945 mit der UN-Charta auch militärische Gewaltanwendung praktisch verboten worden sind, vermieden die faktischen Kriegsparteien jedoch zunehmend diese formalen Schritte. In der völkerrechtlichen Debatte ist der Begriff „Krieg" daher weitgehend durch die Termini „internationaler bewaffneter Konflikt" und „nichtinternationaler bewaffneter Konflikt" abgelöst worden – ein Verständnis, das in erkennbarer Spannung zum Kriegsbegriff der AKUF steht.

Clausewitz' Definitionsbestrebungen gingen in eine komplett andere Richtung. Sein Interesse bestand nicht darin, Krieg von anderen Stufen gewaltsamer kollektiver Auseinandersetzungen klar abgrenzen zu können. Ihm ging es vielmehr darum, das Wesen des Krieges begrifflich zu erfassen und dessen Erscheinungen in ihrer historischen Wandelbarkeit zu verstehen.

Dies widerspiegelt sich auch im Aufbau des Kapitels „Was ist der Krieg?" Es besteht im wesentlichen aus vier Teilen. Am Anfang steht die zweckrationale Definition, der die Erörterung von jeweils drei eskalierenden und drei moderierenden Wechselwirkungen zwischen den Kriegsparteien folgt. Das dritte Element bildet eine Betrachtung des politischen Faktors mit der bekannten „Formel", wonach der Krieg „eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" sei. Als vierter Teil kommt schließlich die „wunderliche Dreifaltigkeit" der im Krieg „herrschenden Tendenzen" hinzu, welche in einem variablen Verhältnis zueinander stehen.

Während die zweckrationale Definition und die eskalierenden Wechselwirkungen den „bloßen Begriff", gleichsam den idealtypischen Wesenskern des Krieges konstituieren, wird dieser in den wirklichen Kriegen durch die moderierenden Wechselwirkungen, die politischen Kalküle und die sozio-politischen Verhältnisse der Beteiligten sowie das je spezifische Verhältnis der Bestandteile der „wunderlichen Dreifaltigkeit" relativiert. Eine kompakte Übersicht der vier Elemente bietet die Abbildung 1.

Frei nach Kant könnte man sagen, dass Clausewitz mit dem reinen Begriff beginnt und diesem dann den empirischen Begriff des Krieges gegenüberstellt. Im direkten Vergleich scheinen die einzelnen Teile des Kapitels einerseits „nicht miteinander kompatibel"[169] zu sein. Andererseits greifen sie je für sich genommen als Begriffsbestimmung eindeutig zu kurz. Stattdessen stehen sie komplementär zueinander. Dementsprechend ist das gesamte erste Kapitel des ersten Buches als Clausewitz' Antwort auf die Frage „Was ist der Krieg?" anzusehen. Dessen Bestandteile sollen nun näher analysiert und erläutert werden.

169 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 81.

I. Buch, 1. Kapitel: Was ist der Krieg?

a) Zweckrationale Definition

„Der Krieg ist nichts als ein erweiterter Zweikampf. […] Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willen zu zwingen. […] Um diesen Zweck sicher zu erreichen, müssen wir den Feind wehrlos machen.“ Daraus ergeben sich die drei eskalierenden Wechselwirkungen.

b) Wechselwirkungen

1. Äußerste Anwendung der Gewalt, 2. Das Ziel ist den Feind wehrlos zu machen. 3. Äußerste Anstrengung der Kräfte → dem „bloßen Begriff“ nach beständige Wechselwirkung zum Extremen

Gilt nur unter der Bedingung, dass der Krieg 1. ein isolierter Akt wäre, 2. aus einer einzigen Entscheidung bestünde und 3. der politische Zustand vor und nach dem Krieg nicht auf das Kalkül einwirkte.

In der Praxis wirken drei moderierende Faktoren: 1. Der Krieg ist nie ein isolierter Akt. 2. Er besteht nicht aus einem einzigen Schlag ohne Dauer. 3. Der Krieg ist mit seinem Resultat nie etwas Absolutes.

c) Die „Formel“ – „Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.“

Der „politische Zweck als das ursprüngliche Motiv“ wirkt wesentlich als Maß für die Ziele und Anstrengungen im Krieg. Die Verschiedenartigkeit der politischen Zwecke bedingt Kriege verschiedener Intensität „von dem Vernichtungskriege hinab bis zur bloßen bewaffneten Beobachtung“.

„So sehen wir also, daß der Krieg nicht bloß ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln.“

d) Die „wunderliche Dreifaltigkeit“

„Der Krieg ist also nicht nur ein wahres Chamäleon, weil er in jedem konkreten Falle seine Natur etwas ändert, sondern er ist auch seinen Gesamterscheinungen nach, in Beziehung auf die in ihm herrschenden Tendenzen eine wunderliche Dreifaltigkeit, zusammengesetzt aus der **ursprünglichen Gewaltsamkeit seines Elements, dem Haß und der Feindschaft**, die wie ein blinder Naturtrieb anzusehen sind, aus dem **Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls**, die ihn zu einer freien Seelentätigkeit machen, und aus der **untergeordneten Natur eines politischen Werkzeuges**, wodurch er dem bloßen Verstande anheimfällt.

Die erste dieser drei Seiten ist mehr dem Volke, die zweite mehr dem Feldherrn und seinem Heer, die dritte mehr der Regierung zugewendet.“

Tendenzen von veränderlicher Größe – Theorie muss sich zwischen ihnen „schwebend“ verhalten.

Abb. 1

Clausewitz geht in seiner Betrachtung systematisch „vom Einfachen zum Zusammengesetzten“ vor. Den Ausgangspunkt bildet – analog zum lateinischen „duellum“ – die Vorstellung vom Krieg als „ein[em] erweiterte[n] Zweikampf“. Die Vielzahl der tatsächlichen Zweikämpfe wird dabei im Bild von zwei Ringenden verdichtet.

> „Jeder sucht den anderen durch physische Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu zwingen; sein *nächster* Zweck ist, den Gegner *niederzuwerfen* und dadurch zu jedem ferneren Widerstand unfähig zu machen.
>
> *Der Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.*“[170]

Bereits an dieser Stelle ist der Zusammenhang zwischen Zweck, Ziel und Mittel klar zu erkennen. Um dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen (Zweck), muss dieser wehrlos gemacht werden (Ziel). Das Mittel dazu ist physische Gewalt. Das Bestreben, den Gegner wehrlos zu machen, „ist dem Begriff nach das eigentliche Ziel der kriegerischen Handlung. Es vertritt den Zweck und verdrängt ihn gewissermaßen als etwas nicht zum Kriege selbst Gehöriges.“[171]

Allerdings ist anzumerken, dass die Gewaltanwendung nicht einseitig, sondern wechselseitig sein muss. Erst die wechselseitige Gewaltanwendung konstituiert den Kampf und damit das zentrale Merkmal des Krieges. Dementsprechend beginnt der Krieg im eigentlichen Sinne auch erst, wenn dem Angriff die Verteidigung entgegengesetzt wird. Clausewitz stellt dazu fest:

> „Krieg in seiner eigentlichen Bedeutung ist Kampf; denn Kampf ist allein das wirksame Prinzip in der mannigfaltigen Tätigkeit, die man in der weiteren Bedeutung Krieg nennt. Kampf aber ist ein Abmessen der geistigen und körperlichen Kräfte vermittelst der letzteren.“[172]

Die Führung des Kampfes wird dabei maßgeblich durch zwei Elemente beeinflusst, das „feindselige Gefühl“ und die „feindselige Absicht“. Allein die Möglichkeit, vom Gegner niedergeworfen zu werden, führt in der Konsequenz zu den drei eskalierenden Wechselwirkungen – zur äußersten Anwendung der Gewalt, zum wechselseitigen Ziel, „den Feind wehrlos zu machen“ und zur „äußersten Anstrengung der Kräfte“.[173]

---

170 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.1.) S. 191f.
171 Ebd., (I.1.) S. 192.
172 Ebd., (II.1.) S. 269.
173 Ebd., (I.1.) S. 193-195.

So drängt „in dem abstrakten Gebiet des bloßen Begriffs“ alles zum Äußersten. In der Wirklichkeit würde dies aus Clausewitz’ Perspektive aber nur dann gelten,

> „wenn:
> 1. der Krieg ein ganz isolierter Akt wäre, der urplötzlich entstünde und nicht mit dem früheren Staatsleben zusammenhinge,
> 2. wenn er aus einer einzigen oder aus einer Reihe gleichzeitiger Entscheidungen bestünde,
> 3. wenn er eine in sich vollendete Entscheidung enthielte und nicht der politische Zustand, welcher ihm folgen wird, durch den Kalkül schon auf ihn zurückwirkte.“[174]

Außer vom „bloßen“, schreibt Clausewitz auch vom „reinen“, „strengen“ oder „ursprünglichen“ Begriff des Krieges. Letzterer deutet darauf hin, dass Clausewitz zumindest zeitweise davon ausgegangen ist, dass in den sehr frühen Phasen der Menschheitsgeschichte, Kriegführung und Kriegsbegriff noch miteinander identisch gewesen seien. Unter „den einfachen Verhältnissen wilder Völker“ sei es die „natürlichste Vorstellung“, sich den „Krieg auch als ein einziges großes Gefecht zu denken“. Dass diese quasi-anthropologische Vorstellung tatsächlich eine historische Grundlage gehabt haben kann, darauf weist die doppelte Bedeutung des altgriechischen Wortes „polemos“ hin, welches „Krieg“ und „Schlacht“ gleichermaßen bedeutet.[175]

Während Clausewitz aber im ersten Kapitel des ersten Buches systematisch zwischen dem Begriff und der Wirklichkeit des Krieges trennt, war er sich dessen bei der Arbeit an dem um 1827 entstandenen achten Buch noch keineswegs sicher. Im Grunde stand er vor dem Problem, wie die von ihm angestrebte Theorie der Verschiedenartigkeit der Kriege gerecht werden könne und wie die im Vergleich zu den Kabinettskriegen des 18. Jahrhunderts geradezu ungeheure Gewaltsamkeit der Napoleonischen Kriege darin zu verorten sei.

Bei der Gegenüberstellung von „absolutem Krieg“ – in einem früheren Entwurf des ersten Kapitels des ersten Buches hatte er auch vom „Total-Begriff“[176] des Krieges gesprochen – und „wirklichem Krieg“ stellte er fest, dass letzterer

174 Ebd., (I.1.) S. 195f.

175 Begriffe bei: Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.1.) S. 195, (I.2.) S. 216, (I.2.) S. 214, (I.2.) S. 230. Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 16f. Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (IV.3.) S. 422.

176 Clausewitz, Niederschriften (wie Anm. 155), S. 632.

an diesem Maßstab gemessen in der Mehrzahl der betrachteten Fälle nur als „Halbding" betrachtet werden könnte.

> „So finden wir ihn fast überall, und man könnte zweifeln, daß unsere Vorstellung von dem ihm absolut zukommenden Wesen einige Realität hätte, wenn wir nicht gerade in unseren Tagen den wirklichen Krieg [in Gestalt der Napoleonischen Kriege – CTM] in dieser absoluten Vollkommenheit hätten auftreten sehen."[177]

Dies warf aber für die Theoriebildung die Frage auf, „ob der Krieg nur so sein soll oder noch anders sein kann"? Sollte die Theorie nur auf den „absoluten Krieg" oder nicht vielmehr auf die dahinter zurückbleibenden wirklichen Kriege zugeschnitten werden? Clausewitz entscheidet sich nach einigem Überlegen für letzteres.

> „Wir werden uns also dazu verstehen müssen, den Krieg, wie er sein soll, nicht aus seinem bloßen Begriff zu konstruieren, sondern allem Fremdartigen, was sich darin einmischt und daransetzt, seinen Platz zu lassen, aller natürlichen Schwere und Reibung der Teile, der ganzen Inkonsequenz, Unklarheit und Verzagtheit des menschlichen Geistes; wir werden die Ansicht fassen müssen, daß der Krieg und die Gestalt, welche man ihm gibt, hervorgeht aus augenblicklich vorhergehenden Ideen, Gefühlen und Verhältnissen, ja wir müssen, wenn wir ganz wahr sein wollen, einräumen, daß dies selbst der Fall gewesen ist, wo der seine absolute Gestalt angenommen hat, nämlich unter Bonaparte."[178]

Implizit bedeutet dies, dass die Napoleonischen Kriege dem von Clausewitz imaginierten „absoluten Krieg" zwar nahe gekommen sind, ihm aber dann doch nicht entsprochen haben. Bei der Neufassung des ersten Kapitels des ersten Buches wird Clausewitz daher systematisch zwischen Begriff und wirklichem Krieg unterscheiden und den Begriff des „absoluten Krieges" nicht mehr verwenden. Der nun verwendete „bloße" oder „reine Begriff" des Krieges ist eine Fiktion, die gleichsam den existentiellen Wesenskern des Krieges – Gewalt, Haß und Feindschaft – herausdestilliert und dabei von den Rahmenbedingungen der wirklichen Kriege abstrahiert.[179]

---

177 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VIII.2.) S. 953.

178 Ebd., (VIII.2.) S. 954.

179 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 12 spricht in diesem Zusammenhang von einer „gesteigerten Wirklichkeit".

Im wirklichen Krieg stehen den drei eskalierenden, aber drei moderierende Wechselwirkungen gegenüber: „Der Krieg ist nie ein isolierter Akt.“ Das heißt, die Gegner kennen sich in der Regel und haben eine Vorstellung von den Absichten und Fähigkeiten ihres Kontrahenten. „Er besteht nicht aus einem einzigen Schlag ohne Dauer.“ Das bedeutet, eine Anpassung der eigenen Anstrengungen ist möglich. „Der Krieg ist mit seinem Resultat nie etwas Absolutes.“ Dementsprechend können die – politischen – Ergebnisse eines Krieges auch wieder revidiert werden. Unter diesen Umständen konstatiert Clausewitz: „Die Wahrscheinlichkeiten des wirklichen Lebens treten an die Stelle des Äußersten und Absoluten der Begriffe.“[180]

Ein entscheidender Faktor in diesen Wahrscheinlichkeitsrechnungen ist der politische Zweck des Krieges. Er ist dessen ursprüngliches Motiv sowie Maß für das zu wählende strategische Ziel und die zu unternehmenden Anstrengungen.

> „Ist nun das Ziel des kriegerischen Aktes ein Äquivalent für den politischen Zweck, so wird er im allgemeinen mit diesem heruntergehen, und zwar um so mehr, je mehr dieser Zweck vorherrscht; und so erklärt es sich, wie ohne inneren Widerspruch es Kriege mit allen Graden von Wichtigkeit und Energie geben kann, von dem Vernichtungskriege hinab bis zur bloßen bewaffneten Beobachtung.“[181]

Hier begegnet uns bereits die „doppelte Art des Krieges“ mit einer Bandbreite der politischen Zwecke von vollständiger Niederwerfung bei Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte bis zu sehr beschränkten Zwecken, die sich dann auch in einer deutlich abgeschwächten Intensität der Kriegführung widerspiegeln.

In diesem Zusammenhang wirft Clausewitz die Frage auf, warum es in den wirklichen Kriegen immer wieder zu teils ausgedehnten Phasen des Stillstandes und der beiderseitigen Inaktivität kommt. Das Bestreben, „einen günstigeren Zeitpunkt des Handelns abwarten zu wollen“, könne dabei vordergründig eigentlich immer nur bei einer Seite zu finden sein. Dass beide Seiten nicht handelten, hänge stattdessen zum einen mit der Überlegenheit der Verteidigung und zum anderen mit der „unvollkommenen Einsicht des Falles“, also dem lückenhaften Lagebild zusammen.[182]

---

180 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.1.) S. 196-199.

181 Ebd., (I.1.) S. 200f.

182 Ebd., (I.1.) S. 202-206.

Clausewitz hatte sich diesem Problem bereits in dem früher entstandenen 16. Kapitel des dritten Buches gewidmet. Eigentlich stünde ein Stillstand im kriegerischen Akt im Widerspruch zur Natur der Sache,

> „weil beide Heere wie zwei feindliche Elemente einander unausgesetzt vertilgen müssen, so wie Feuer und Wasser sich nie ins Gleichgewicht setzen, sondern solange auf einander einwirken, bis eines ganz verschwunden ist. […]
>
> Richten wir den Blick auf die Kriegsgeschichte überhaupt, so finden wir so sehr das Gegenteil von einem unaufhaltsamen Fortschreiten zum Ziel, daß ganz offenbar *Stillstehen* und *Nichtstun* der *Grundzustand* der Heere mitten im Kriege ist und das *Handeln* die *Ausnahme*."[183]

Clausewitz identifiziert hier drei Ursachen, welche als „innere Gegengewichte" das „unaufhaltsame Ablaufen des Uhrwerks verhindern." Es sind erstens „die natürliche Furchtsamkeit und Unentschlossenheit des menschlichen Geistes" und zweitens „die Unvollkommenheit menschlicher Einsicht und Beurteilung". Entscheidend ist aber die dritte Ursache,

> „welche wie ein Sperrad in das Uhrwerk eingreift und von Zeit zu Zeit einen gänzlichen Stillstand hervorbringt, [das – CTM] ist die größere Stärke der Verteidigung; A kann sich zu schwach fühlen, B anzugreifen, woraus aber nicht folgt, daß B stark genug zum Angriff gegen A sei."[184]

Allerdings könnten diese Faktoren noch nicht den langen Stillstand in früheren Kriegen erklären, „wo der Müßiggang neun Zehnteile der Zeit einnahmen [sic!], die man unter den Waffen zubrachte." Dies wird erst mit Blick auf die oft sehr begrenzten politischen Zwecke erklärlich, wie sie in den Kabinettskriegen des 18. Jahrhunderts verfolgt worden sind. Diese Kriege seien oft nicht viel mehr als „eine bewaffnete Neutralität" gewesen, eine Drohkulisse bei Verhandlungen, „ein mäßiger Versuch, sich in in einen kleinen Vorteil zu setzen" oder „eine unangenehme Bundespflicht, die man so karg als möglich erfüllt."[185]

Der Vorsicht der Kabinette entspräche daher „diese zahme Kriegführung, wo der feindselige Geist des wahren Krieges an die Kette gelegt wird." Clausewitz findet über die Kriegskunst und vor allem die Kriegstheorie dieser Zeit deutlich Worte:

183 Ebd., (III.16.) S. 407.
184 Ebd., (III.16.) S. 408.
185 Ebd., (III.16.) S. 409.

> „Das Hazardspiel mit Goldrollen scheint in ein Kommerzspiel mit Groschen verwandelt. Und in diesem Felde, wo die Kriegführung mit vielen kleinen Schnörkeln die Zeit ausfüllt, mit Vorpostengefechten, die zwischen Ernst und Scherz in der Mitte stehen, mit langen Dispositionen, die nichts hervorbringen, mit Stellungen und Märschen, die man hinterher nur darum gelehrt nennt, weil die winzig kleine Ursache derselben verloren gegangen ist und der Hausverstand sich nichts dabei denken kann, gerade in diesem Felde finden manche Theoretiker die wahre Kriegskunst zu Hause; in diesen Finten, Paraden, Halben und Viertelstößen der alten Kriege finden sie das Ziel aller Theorie, das Vorherrschen des Geistes über die Materie, und die letzten Kriege kommen ihnen dagegen wie rohe Faustschläge vor, bei denen nichts zu lernen ist und die man als Rückschritte gegen die Barbarei betrachten muß.“[186]

Eine solche Einstellung hält Clausewitz nicht nur für verfehlt, sondern aus eigener Erfahrung auch für höchst gefährlich.

> „Hat uns denn nicht Frankreichs Revolution mitten in der eingebildeten Sicherheit unserer alten Künste überfallen und von Châlons bis Moskau geschleudert? […] Wehe dem Kabinett, das mit einer halben Politik und gefesselten Kriegskunst auf einen Gegner trifft, der wie das rohe Element keine anderen Gesetze kennt als die seiner innewohnenden Kraft!“[187]

Hängt bereits der Grad des Stillstandes nicht unwesentlich mit den im jeweiligen Krieg verfolgten politischen Zwecken zusammen, so prägt die Politik auch den Charakter des Krieges insgesamt. Das Primat der Politik wirkt dabei sowohl objektiv als auch subjektiv.

> „Der Krieg einer Gemeinheit – ganzer Völker – und namentlich *gebildeter* Völker geht immer von einem politischen Zustande aus und wird nur durch ein politisches Motiv hervorgerufen. Er ist also ein politischer Akt.“[188]

Wäre der Krieg „eine absolute Äußerung der Gewalt“, wie sie im reinen Begriff imaginiert wird, so würde er als etwas von ihr Unabhängiges an die Stelle der Politik treten. Tatsächlich wird der Krieg aber nicht nur durch den

186 Ebd., (III.16.) S. 410.
187 Ebd., (III.16.) S. 410.
188 Ebd., (I.1.) S. 209.

politischen Zweck hervorgerufen, sondern auch von der politischen Intelligenz durchzogen.

> „Aber der politische Zweck ist deshalb kein despotischer Gesetzgeber, er muß sich der Natur des Mittels fügen und wird dadurch oft ganz verändert, aber immer ist er das, was zuerst in Erwägung gezogen werden muß. Die Politik also wird den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben, soweit es die Natur der in ihm explodierenden Kräfte zuläßt."[189]

Diese Erkenntnis mündet in die berühmte „Formel": „Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln."[190] Im sechsten Kapitel B des achten Buches hatte Clausewitz diesen Gedanken noch etwas anders, präziser formuliert. Hier sprach er von der

> „Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel. Wir sagen mit Einmischung anderer Mittel, um damit zugleich zu behaupten, daß dieser politische Verkehr durch den Krieg selbst nicht aufhört, nicht in etwas ganz anderes verwandelt wird, sondern daß er in seinem Wesen fortbesteht, […] Hören denn mit den diplomatischen Noten je die politischen Verhältnisse verschiedener Völker und Regierungen auf? Ist nicht der Krieg bloß eine andere Art von Schrift und Sprache ihres Denkens? Er hat freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik."[191]

Bemerkenswert ist auch an dieser Stelle das doppelte Verständnis von Politik als „politischem Verkehr" und „den politischen Verhältnissen" der Völker und Regierungen. An anderer Stelle bezeichnet Clausewitz die Politik auch als „Intelligenz des personifizierten Staates".[192] In jedem Falle aber prägt der Charakter der Politik auch den des Krieges.

> „Je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird der Krieg sich seiner abstrakten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes

189 Ebd., (I.1.) S. 210.
190 Ebd., (I.1.) S. 210.
191 Ebd., (VIII.6B) S. 990f.
192 Ebd., (I.1.) S. 212.

> handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein. Je schwächer aber Motive und Spannungen sind, um so weniger wird die natürliche Richtung des kriegerischen Elementes, nämlich der Gewalt, in die Linie fallen, welche die Politik gibt, um so mehr muß also der Krieg von seiner natürlichen Richtung abgelenkt werden, um so verschiedener ist der politische Zweck von dem Ziel eines idealen Krieges, um so mehr scheint der Krieg *politisch* zu werden.“[193]

Die Unterschiedlichkeit der verfolgten Zwecke korrespondiert dabei mit unterschiedlichen Vorstellungen vom inneren Zusammenhang des Krieges. Im dritten Kapitel A des achten Buches präsentiert Clausewitz dafür zwei Modelle. Entweder sei der Krieg „ein unteilbares Ganze, dessen Glieder (die einzelnen Erfolge) nur Wert haben in Beziehung auf dies Ganze.“ Dementsprechend zähle nur der „Enderfolg“. Als Beispiel führt er den Russlandfeldzuges von 1812 an. Die „Eroberung von Moskau und von halb Rußland“ hatte hier für Napoleon „nur Wert, wenn sie ihm den beabsichtigten Frieden verschaffte.“ Als dies nicht funktionierte, waren auch die bisherigen Erfolge entwertet.[194]

Das zweite Modell vergleicht den Krieg mit einem Spiel in mehreren Partien, bei dem „die vorhergehenden keine Einfluß auf die nachfolgenden“ haben. So könne man die einzelnen Erfolge gleichsam wie Spielmarken sammeln. Am Ende entscheide die „Summe der Erfolge“ über den Ausgang des Krieges, das heißt wer bei den Friedensverhandlungen in der besseren Verhandlungsposition sein würde.[195]

Während das erste Modell für Clausewitz mehr der „Natur der Sache“ entsprach, so prägte das zweite die historische Erfahrung. Auch an dieser Stelle weist Clausewitz auf den qualitativen Unterschied zwischen den Kabinettskriegen des 18. Jahrhunderts und den Napoleonischen Kriegen hin.

> „Im achtzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Schlesischen Kriege, war der Krieg noch eine bloße Angelegenheit des Kabinetts, an welchem das Volk nur als blindes Instrument teilnahm; im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts standen die beiderseitigen Völker in der Wageschale. Die Feldherren, welche Friedrich dem Großen gegenüberstanden, waren Männer, die im Auftrag handelten, und eben deswegen Männer, in welchen die Behutsamkeit ein vorherrschender Charakterzug war; der Gegner der

193 Ebd., (I.1.) S. 211.
194 Ebd., (VIII.3A.) S. 956f.
195 Ebd., (VIII.3A.) S. 957.

> Österreicher und Preußen war, um es kurz zu sagen, der Kriegsgott selbst."[196]

Eingedenk der österreichischen und preußischen Erfahrungen mit der Napoleonischen Kriegführung 1805, 1806 und 1809 forderte Clausewitz für die Theorie, „daß bei jedem Kriege zuerst sein Charakter und seine großen Umrisse" entsprechend den politischen Gegebenheiten analysiert werden. Je mehr sich dieser der Gestalt des absoluten Krieges nähere, desto wahrscheinlicher sei der „Zusammenhang seiner Begebenheiten, um so notwendiger [sei es – CTM], nicht den ersten Schritt zu tun, ohne an den letzten zu denken."[197]

Die Abwägung der eskalierenden und moderierenden Wechselwirkungen, der existentiellen und instrumentellen Faktoren sowie die Erkenntnis der Unterschiedlichkeit der einzelnen Kriege, ihrer Prägung durch die politischen, kulturellen und sozioökonomischen Rahmenbedingungen führten Clausewitz am Ende des ersten Kapitels des ersten Buches zur „wunderlichen Dreifaltigkeit" als „Resultat für die Theorie".

> „Der Krieg ist also nicht nur ein wahres Chamäleon, weil er in jedem konkreten Falle seine Natur etwas ändert, sondern er ist auch seinen Gesamterscheinungen nach, in Beziehung auf die in ihm herrschenden Tendenzen eine wunderliche Dreifaltigkeit, zusammengesetzt aus der ursprünglichen Gewaltsamkeit seines Elementes, dem Haß und der Feindschaft, die wie ein *blinder Naturtrieb* anzusehen sind, aus dem Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls, die ihn zu einer *freien Seelentätigkeit* machen, und aus der untergeordneten Natur eines politischen Werkzeuges, wodurch er *dem bloßen Verstande* anheimfällt.
>
> Die erste dieser drei Seiten ist mehr dem Volke, die zweite mehr dem Feldherrn und seinem Heer, die dritte mehr der Regierung zugewendet."[198]

Die „wunderliche Dreifaltigkeit" ist in der jüngeren Clausewitz-Rezeption zum Teil geradezu mutwillig fehlinterpretiert worden. Konstituiert sie sich eigentlich aus den drei Tendenzen Gewalt und Haß, dem Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls sowie der Funktion des Krieges als politisches Werkzeug und damit Gegenstand des Verstandes, so deuteten einige Autoren die drei den

196 Ebd., (VIII.3A.) S. 958f.
197 Ebd., (VIII.3A.) S. 959.
198 Ebd., (I.1.) S. 212f.

Tendenzen jeweils am ehesten zugewandten Akteure Volk, Feldherr bzw. Heer und Regierung als „sekundäre Dreifaltigkeit“.[199]

Am Anfang dieser Entwicklung stand der Oberst der U.S. Army Harry G. Summers. In seinem Buch „On Strategy“ analysierte er Anfang der 1980er Jahre die US-amerikanische Kriegführung in Vietnam und versuchte zu ergründen, warum der Krieg trotz einer langen Reihe taktischer Erfolge schließlich doch mit einer strategischen Niederlage für die USA geendet hatte.[200]

Eine wesentliche Rolle spielte dabei aus seiner Sicht das wechselseitige Verhältnis von US-amerikanischem Volk, Militär und Regierung im Hinblick auf den Vietnamkrieg. Das Verhältnis der drei Akteure müsse für eine erfolgreiche Kriegführung in der Balance gehalten werden, was im Laufe des Vietnamkrieges aufgrund der auf einen begrenzten Krieg festgelegten Politik der US-Regierung und vor allem der zunehmend ablehnenden Haltung der amerikanischen Öffentlichkeit gegenüber dem Krieg nicht gelungen sei.

Summers Überlegungen standen aber, trotz vordergründiger Berufung auf Clausewitz, gleich in mehrfacher Hinsicht im Widerspruch zu diesem. Nicht allein argumentierte er mit einer Dreifaltigkeit, die es bei Clausewitz so gar nicht gab. Seine Forderung nach einer Balance zwischen Volk, Heer und Regierung kam überdies einer von Clausewitz eigentlich für unmöglich gehaltenen „positiven Lehre“ gleich. Außerdem widersprach sie Clausewitz’ Erläuterungen zur „wunderlichen Dreifaltigkeit“:[201]

> „Diese drei Tendenzen, die als ebenso viele verschiedene Gesetzgebungen erscheinen, sind tief in der Natur des Gegenstandes gegründet und zugleich von veränderlicher Größe. Eine Theorie, welche eine derselben unberücksichtigt lassen oder zwischen ihnen ein willkürliches Verhältnis feststellen wollte, würde augenblicklich mit der Wirklichkeit in solchen Widerspruch geraten, daß sie dadurch allein schon wie vernichtet betrachtet werden müßte.“

Clausewitz schlussfolgerte daher, die Theorie müsse sich „zwischen diesen drei Tendenzen wie zwischen drei Anziehungspunkten schwebend erhalte[n].“[202]

Wie man die „wunderliche Dreifaltigkeit“ und ihren dynamischen Charakter visualisieren könnte, darüber hat in der Zwischenzeit eine Reihe von

199 So z. B. bei: Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 66.

200 Harry G. Summers, On strategy. The Vietnam War in Context, Carlisle, PA 1982.

201 Christopher Bassford, The Primacy of Policy and the ‚Trinity‘ in Clausewitz’s Mature Thought. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 80f.

202 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.1.) S. 213.

Clausewitzforschern nachgedacht. Eine Auswahl bietet die von Christopher Bassford betreute Clausewitz-Website.[203] Die Bandbreite reicht dabei von ebenso einfachen wie statischen gleichseitigen Dreiecken bis hin zu komplexen ineinander geschachtelten Pyramidenstrukturen. Eine noch relativ einfache, aber doch die Dynamik und das komplementäre Verhältnis der drei Tendenzen erahnen lassende Visualisierung ist das in Abbildung 2 wiedergegebene Yin-Yang-Yong.

Abb. 2

In Anknüpfung an Summers hat eine ganze Reihe von Clausewitz-Interpreten sich auf die „sekundäre Dreifaltigkeit" konzentriert und die eigentliche, Clausewitzsche „wunderliche Dreifaltigkeit" aus dem Blick verloren. Besonders deutlich wird dies bei John Keegan und Martin van Creveld, deren Clausewitz-Interpretation um die Begriffe „Volk", „Heer" und „Regierung" kreist. Martin van Creveld prägte daraus den Begriff des „trinitarischen Krieges", welcher primär das Kriegsgeschehen zwischen den europäischen Staaten seit dem Westfälischen Frieden von 1648 geprägt habe. Laut Creveld gründete der „trinitarische Krieg" „auf der Vorstellung des Staates und auf der Unterscheidung von Regierung, Heer und Volk, und war als solcher den meisten Gesellschaften historisch weitgehend unbekannt."[204]

Sowohl Keegan als auch Creveld leiten daraus ab, dass das Clausewitzsche Theoriegebäude für die Analyse der meisten Kriege, vor allem der älteren vor 1648 und der meist als „Low Intensity Conflict" daherkommenden „neuen Kriege" der jüngsten Vergangenheit untauglich und daher obsolet sei. Allerdings basiert dieser Befund nicht nur auf einem – auf den modernen

203 Vgl. https://www.clausewitzstudies.org/mobile/trinity8.htm (Stand 15.11.2020).
204 Bassford, Primacy (wie Anm. 201), S. 80. Creveld, Zukunft (wie Anm. 10), S. 94.

Staat – verengten Staatsbegriff, sondern auch und vor allem auf einer Dreifaltigkeit, die gar nicht die Clausewitzsche ist.[205]

Obschon erkennbar abwegig, ist dieser Befund vor allem bei Autoren und Analysten, die sich nur oberflächlich mit Clausewitz beschäftigt haben oder diesen nur aus zweiter Hand kennen, bis heute sehr wirkungsmächtig, zumal die Verwechselung von „wunderlicher Dreifaltigkeit“ und der durch Summers geprägten „sekundären Dreifaltigkeit“ sich auch in den einschlägigen Strategiehandbüchern fortsetzt.[206] Auf die problematische Rezeption des Clausewitzschen Werkes wird im elften Kapitel noch näher einzugehen sein.

Doch zunächst sollen im folgenden Kapitel, aufbauend auf dem soeben vorgestellten komplementären Kriegsbegriff die Konstruktionsprinzipien des Clausewitzschen Theoriegebäudes erörtert werden.

205 Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 66 und 69.

206 Ein typisches Beispiel dafür ist: Stahel, Klassiker (wie Anm. 22), S. 141-144, der an dieser Stelle auch gleich sein Unverständnis für den Begriff des „absoluten Krieges“ und die Clausewitzschen Politikbegriffe dokumentiert.

KAPITEL 4

Die Probleme einer Theorie des Krieges

Der Wandel des Kriegsbildes um 1800 machte innerhalb weniger Jahre die Defizite der vom rationalistischen Geist der Spätaufklärung geprägten Kriegstheorie offensichtlich. Die Kriege im Gefolge der Französischen Revolution gestalteten sich für die europäischen Monarchien deutlich anders, als ihre in den Dimensionen der Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts denkenden Strategen angenommen hatten. Clausewitz hat diese Entwicklung mit inzwischen klassischen Formulierungen beschrieben:

> „Der Krieg war urplötzlich wieder eine Sache des Volkes geworden, und zwar eines Volkes von 30 Millionen, die sich alle als Staatsbürger betrachteten. […] Mit dieser Teilnahme des Volkes an dem Kriege trat statt eines Kabinetts und eines Heeres das ganze Volk mit seinem natürlichen Gewicht in die Waagschale. Nun hatten die Mittel, welche angewandt, die Anstrengungen, welche aufgeboten werden konnten, keine bestimmte Grenze mehr; […]“[207]

Hatten sich die Heere des Ancien Regime mit den französischen Revolutionsarmeen bereits schwer getan, so standen sie der Napoleonischen Kriegsmaschinerie zunächst weitgehend rat- und ideenlos gegenüber.

> „Wie in Bonapartes Hand sich das alles vervollkommnet hatte, schritt diese auf die ganze Volkskraft gestützte Kriegsmacht zertrümmernd durch Europa mit einer solchen Sicherheit und Zuverlässigkeit, daß, wo ihr nur die alte Heeresmacht entgegengestellt wurde, auch nicht einmal ein zweifelhafter Augenblick entstand.“[208]

Zum großen Erstaunen der gelehrten Strategen seiner Zeit scherte sich Napoleon nicht um die vermeintlich unumstößlichen Regeln der Operationsführung. Er operierte nicht selten ohne Rücksicht auf seine rückwärtigen Verbindungen und verzichtete auf die in den Kabinettskriegen des 18. Jahrhunderts üblichen Künsteleien. Stattdessen konzentrierte er seine Truppen mit verblüffender Geschwindigkeit zur Entscheidungsschlacht.

---

207 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VIII.3B.) S. 970f.
208 Ebd., (VIII.3B.) S. 971.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_005

Eine zentrale Rolle spielte in diesem Zusammenhang das Konzept des „bataillon carré". Die einzelnen Korps rückten dabei auf parallelen Straßen vor, die jeweils etwa einen Tagesmarsch voneinander entfernt waren. Hatte die aufklärende Heereskavallerie oder eines der Korps den Standort der gegnerischen Hauptkräfte festgestellt, so wurden die anderen Korps in Eilmärschen herangeführt, um die Truppen vor Ort zu unterstützen. Kennzeichnend war dabei, dass die Rollen der einzelnen Korps als Vorhut, linker bzw. rechter Heeresflügel sowie Reserve je nach Lageentwicklung und Marschrichtung flexibel wechselten. In gewisser Weise wurde hier bereits der später von Helmuth von Moltke (1800-1891) geprägte Grundsatz „getrennt marschieren, vereint schlagen" vorweg genommen. War die gegnerische Armee in der Schlacht geschlagen, so sollte sie danach möglichst bis zur völligen Auflösung verfolgt werden. Geradezu mustergültige Anwendung hatte dieses Konzept in den Herbstfeldzügen der Jahre 1805 und 1806 gefunden.

Für Clausewitz bildete das mit den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen aufgetretene neue Kriegsbild bereits in seiner frühen Berliner Zeit den Impuls, sich eingehender mit der zeitgenössischen Kriegstheorie auseinanderzusetzen. Deren Mainstream war durch das Bestreben gekennzeichnet, für die Bewegung und Dislozierung der Heere gleichsam geometrische Prinzipien zu formulieren.

Von zentraler Bedeutung war dabei der Schutz der eigenen und die Bedrohung der gegnerischen Operationslinien. Beginnend mit Raimondo Montecuccoli (1609-1680) wurde so seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert die Tendenz immer stärker, das gegnerische Heer möglichst durch geschickt angelegte Märsche auszumanövrieren. Die Bedrohung der Rückzugslinie oder die Unterbrechung des Nachschubs konnten unter den Bedingungen des Kabinettskrieges oft bereits ausreichen, um den Gegner zur Aufgabe seiner Operationspläne zu veranlassen.

Das Mittel der Schlacht war demgegenüber zumeist nur die zweite Wahl. Zu unsicher war der Erfolg und zu groß die Gefahr, dass die relativ kleinen, kostspieligen und langwierig ausgebildeten stehenden Heere darin irreparablen Schaden nahmen. In der Regel wurden in den größeren Schlachten zwischen zehn und 30 Prozent der eingesetzten Soldaten getötet oder verwundet. In dem Maße, wie ab Mitte des 18. Jahrhunderts die Artillerieausstattung der Heere verstärkt wurde und der Verteidiger seinen Gegner bevorzugt in starken Geländepositionen erwartete, konnten die Verlustraten aber auch deutlich darüber hinaus gehen.

Soweit sie zur Erreichung des verfolgten Zweckes nicht unumgänglich waren, suchten die meisten Feldherren dieser Zeit daher Schlachten zu vermeiden. Eine Ausnahme bildete lediglich der als „roi connétable" – als König

und Feldherr in einer Person – auftretende Friedrich II., der vor allem im Siebenjährigen Krieg 1756-1763 das Mittel der Schlacht mehrfach nutzte, um sich gegen eine überlegene Koalition zeitweilig Luft zu verschaffen.[209]

Entschieden wurden die Kabinettskriege aber weniger durch den Ausgang der relativ wenigen Schlachten, sondern vielmehr durch die Gesamtkonstellation territorialer, logistischer, finanzieller und nicht zuletzt diplomatischer Faktoren. Das sah nach Ende des Siebenjährigen Krieges auch der in der borussischen Geschichtsschreibung als „Schlachtenkönig" apostrophierte Friedrich II. so. In seinem letzten Krieg, dem Bayerischen Erbfolgekrieg 1778/79, hatte auch er sich wie seine österreichischen Kontrahenten auf die Manöverstrategie verlegt. In diesem „Kartoffelkrieg" hatten die gegnerischen Heere daher vor allem mit logistischen Problemen zu kämpfen, während tatsächliche Gefechte weitgehend unterblieben.

Orientiert an der österreichischen Kriegführung während des Siebenjährigen Krieges und bestärkt durch die Erfahrungen des Bayerischen Erbfolgekrieges erblickte der aus Wales stammende Offizier und Militärschriftsteller Henry Humphrey Evans Lloyd (1718-1783) in seinem 1781 erschienenen Buch „Reflections on the Principles of the Art of War" das Geheimnis für eine erfolgreiche Manöverkriegführung in einem bestimmten Verhältnis der Operationslinen und -winkel. Obschon Lloyd als einer der ersten neuzeitlichen Militärtheoretiker auch die sich einer Berechnung entziehenden moralischen Faktoren in seine systematisierenden Überlegungen miteinbezog, wurde er vor allem als Protagonist einer mathematisch orientierten Kriegstheorie wirkungsmächtig.[210]

Lloyds Vorstellung, dass man militärische Operationen nach geometrischen Prinzipien erfolgreich führen und dabei die ebenso blutigen wie im Ergebnis unwägbaren Schlachten weitestgehend vermeiden könne, stieß bei den militärischen Denkern und gelehrten Offizieren des ausgehenden Ancien Regime auf große Resonanz.

Sein jüngerer Kollege Dietrich Heinrich von Bülow ging – auf Lloyds Überlegungen aufbauend – in seinen Werken „Geist des neuern Kriegssystems hergeleitet aus dem Grundsatze einer Basis" und „Lehrsätze des neuern Krieges, oder reine und angewandte Strategie aus dem Geist des neuern Kriegssystems" aus den Jahren 1799 bzw. 1805 sogar noch ein Schritt weiter. Für ihn waren vor

209 Besonders offensichtlich ist dies bei den Schlachten von Roßbach und Leuthen 1757, Zorndorf 1758, Kunersdorf 1759 und Torgau 1760.

210 Deutsch unter dem Titel: Henry Lloyd, Des Herrn General (Henr.) von Lloyd's Abhandlung über die allgemeinen Grundsätze der Kriegskunst. Frankfurt, Leipzig 1783. Gat, Origins (wie Anm. 35), S. 71 und 77.

allem zwei Faktoren entscheidend für erfolgreiche Operationsführung – die Breite der Operationsbasis und der durch die Lage des Operationsobjektes und die beiden Enden der Operationsbasis konstituierte Winkel.[211]

War der Winkel am Operationsobjekt kleiner als 90 Grad, so galt die Operationslinie des darauf zu marschierenden Angreifers bereits nicht mehr als sicher. Je kleiner der Winkel als desto gefährdeter galt die Verbindungslinie zur Basis. War der Winkel aber 90 Grad oder größer, so galten nicht nur die Verbindungslinien des Angreifers als sicher. Wollte der Verteidiger nun gegen die Operationslinie des Angreifers vorgehen, so wäre dies nur möglich, wenn er seine eigene Verbindungslinie exponierte.[212]

Je breiter die Operationsbasis und je weiter der Operationswinkel desto besser seien folglich die Erfolgsaussichten. Bei Beherzigung seiner Grundsätze, so glaubte Bülow, würden Schlachten künftig weitgehend vermeidbar werden. Schließlich würden sich in Europa große Staaten mit besonders breiter Operationsbasis bilden und dann würde auch der Krieg als solcher der Vergangenheit angehören.[213]

Obschon Bülows geometrisches System bereits um 1800 durch die Praxis der Revolutionskriege eigentlich ad absurdum geführt worden war, knüpften dennoch mehrere namhafte Kriegstheoretiker daran an. Zu nennen wäre hier vor allem Erzherzog Karl von Österreich (1771-1847), der in seinem Werk „Grundsätze der höhern Kriegskunst“ aus dem Jahr 1806 Bülows rein geometrische Parameter durch die Idee des geographischen Schlüsselpunktes, dessen Besitz entscheidend für Erfolg oder Misserfolg sei, ergänzte.[214]

Ähnlich von Lloyd und Bülow beeinflusst waren auch die systematisierenden Überlegungen des schweizerischen Offiziers Antoine Henry Jomini (1771-1869). Als wichtigster zeitgenössischer Interpret der Napoleonischen Kriegführung betonte er in seinen Schriften den sich aus einer zentralen Position ergebenden Vorteil der inneren Linie.[215]

Allerdings stießen die Thesen dieser „Systemmacher“ auch auf Kritik. Besonders hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang Georg Heinrich von Berenhorst. In seinem 1796 erschienenen Buch „Betrachtungen über die

211 Adam Heinrich Dietrich von Bülow, Geist des neuern Kriegssystems. Hergeleitet aus dem Grundsatze einer Basis der Operationen, Hamburg 1799. Adam Heinrich Dietrich von Bülow, Lehrsätze des neuern Krieges oder reine und angewandte Strategie aus dem Geist des neuern Kriegssystems hergeleitet, Berlin 1805.

212 Gat, Origins (wie Anm. 35), S. 79-81.

213 Ebd., S. 82f.

214 Karl von Österreich, Grundsätze der höhern Kriegskunst für die Generäle der österreichischen Armee, Wien 1806. Gat, Origins (wie Anm. 35), S. 98 und 102.

215 Gat, Origins (wie Anm. 35), S. 106 und 123.

Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit" untersuchte er den Wandel der Kriegskunst von der Antike bis zur Gegenwart und kam zu dem Schluss, dass das Kriegsgeschehen keineswegs unveränderlichen Regeln folge. Stattdessen würde es durch kaum kontrollierbare geistige und moralische Kräfte geprägt und ständig verändert werden. Wäre es nach den propagierten Regeln gegangen, so hätte die preußische Armee den Großteil ihrer taktischen und strategischen Erfolge im Siebenjährigen Krieg niemals erringen können. Für Berenhorst blieb jede militärische Unternehmung somit letztlich ein unkalkulierbares „Wagstück". Dem Anspruch, es gebe eine Kriegskunst oder gar eine Kriegswissenschaft, stand er daher höchst skeptisch gegenüber.[216]

Dieser Skeptizismus ist auch in den Schriften des bis vor wenigen Jahren weitgehend vergessenen preußischen Generals Constantin von Lossau (1767-1848) anzutreffen. In seinem 1815 veröffentlichten Buch „Der Krieg. Für wahre Krieger" arbeitete er die Defizite der rationalistischen Kriegstheorie klar heraus. Er zeigte sich überzeugt, dass „dasjenige, was man bisher unter dem Namen der Strategie geschwatzt hat, nichts als eitle Torheit ist."[217]

Gleichwohl betonte er aber den Wert „wissenschaftlicher Hilfsmittel" – vor allem der Mathematik und der Geschichte – für den Soldaten. Sie würden den „Geist zum scharfen Nachdenken" ausbilden bzw. das Urteilsvermögen schärfen. Dies war für Lossau umso wichtiger, als es

> „im menschlichen Leben und im Krieg der Fall [sei – CTM], daß das Objekt des Nachdenkens sich den Forschungen des Nachdenkenden unrichtig darzustellen, und durch Verworrenheit der Begriffe zu entziehen scheint."[218]

So sehr die Mathematik die „Deutlichkeit, Klarheit und Ordnung im Denken" fördere, so müsse man sich doch der Grenzen ihrer Anwendung bewusst bleiben. Für Lossau gibt es daher

> „keinen gefährlichern Menschen für den Krieg, als den Mathematiker, der alle Dinge in der Welt auf die Begriffe von Größen reduzieren und alles Mögliche messen und berechnen will. Ein solch gefährlicher Mann

216 Georg Heinrich von Berenhorst, Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschriftte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. Auch für Layen verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen, Leipzig 1797. Zitiert nach: Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 614. Gat, Origins (wie Anm. 35), S. 150-155.

217 Constantin von Lossau, Der Krieg. Für wahre Krieger, Wien, Leipzig 2009, S. 118.

218 Ebd., S. 48.

> ist überhaupt derjenige, der im Kriege bei dem engen Kreis der Vorstellungen einer Wissenschaft stehen bleibt, und am gefährlichsten, nächst dem Mathematiker, unter anderen der beschränkte Rechtsgelehrte, der bloß und einzig bei seinem Rechtsbegriff bleibt und ihn in die Politik und in den Krieg verpflanzt."[219]

An anderer Stelle pflichtet er Moritz von Sachsen (1696-1750) bei, „daß der Krieg eine in Nebel und Dunkelheit gehüllte Kunst sei, ein Labyrinth, aus welchem der Ausgang schwer zu finden ist" – und fügt warnend hinzu: „wehe dem, der einen falschen Führer findet! Selbst nachdenken, selbst überlegen ist im Kriege, und sogar bei dem Studium des Kriegs, das einzige Hilfsmittel."[220]

Lossau weist hier deutliche Parallelen zu Scharnhorst auf. Dieser hatte ebenfalls den Wert der Mathematik und Geschichte für die Schulung des Verstandes und des Urteilsvermögens hervorgehoben sowie das eigenständige, kritische Denken gefordert. Als Artillerieoffizier war Scharnhorst darüber hinaus mathematisch-geometrischen Konzepten durchaus zugänglich. Er bewunderte die Werke von Isaac Newton (1643-1727) und Leonard Euler (1707-1783), welche er auch seinem Schüler Clausewitz nahebrachte. Allerdings wusste er auch um deren Erkenntnisgrenzen. Anders als der französische Mathematiker Pierre Simon Laplace (1749-1827) glaubte Scharnhorst nicht daran, dass sich aus der Newtonschen Mechanik eine Art mathematische Weltformel – auch für das menschliche Verhalten – ableiten lasse.[221]

Dementsprechend war Scharnhorst zwar einerseits davon überzeugt, dass sich aus dem Studium der Kriegspraxis in der Tiefe des historischen Erfahrungsraumes durchaus Erkenntnisse für die Theorie des Krieges ableiten ließen. Andererseits war er sich aber des komplexen Zusammenwirkens politischer, sozio-psychologischer und militärischer Faktoren nur allzu bewusst, weshalb er den mathematisch-geometrischen „Systemen" nur wenig abgewinnen konnte.[222]

In seinem im Jahr 1817 verfassten Aufsatz „Über das Leben und den Charakter von Scharnhorst", nennt Clausewitz es dessen „großes Verdienst", „daß er von keinem dieser windigen Systeme, in deren Strudel alle Köpfe hineingezogen

219 Ebd., S. 51.

220 Ebd., S. 118.

221 Beatrice Heuser, What Clausewitz read. On the origins of some of his key ideas. In: Strategy Before Clausewitz. Linking Warfare and Statecraft 1400-1830. Hrsg. von Beatrice Heuser, London, New York 2018, S. 194. Christopher Coker, Rebooting Clausewitz. ‚On War' in the Twenty-First Century, London 2017, S. 125.

222 Gat, Origins (wie Anm. 35), S. 163-165.

wurden, die nicht gedankenleer an dem Alten hielten, im mindesten angeregt wurde."[223]

Mit dieser Einschätzung verbindet Clausewitz eine Bestandsaufnahme der von ihm als „phantastisch" und „einseitig" charakterisierten „Systeme" und übergießt ihre Schöpfer mit beißendem Spott:

> „Herr von Bülow sieht das Umfassen als das wahre Prinzip des Kampfes an, entwickelt daraus ein System geometrischer Natur, dem er es zuletzt auch nicht an der Politur mathematischer Eleganz fehlen läßt, wie alle Charlatane thun.
>
> Eine ganze Schaar Anderer, zu denen hauptsächlich Mathieu Dumas gehört, finden dieses Prinzip in dem örtlich höheren Standpuncte, und daraus entsteht nun, freilich durch eine Anzahl von halbwahren und halb falschen Substitutionen, ein System geologischer Analogie, welches sich höchst pittoresk ausnimmt. Die Nachbarn der Wolken, die Riesenhäupter der Gebirge, werden zu Herrschern des unter ihnen liegenden Landes und die Ströme zu Boten ihrer Gewalt. So erscheint die Kriegskunst geologisch aus der Schöpfung der Erde selbst hervorzusteigen, sie berührt mit der Fußspitze nur die höchsten Gebirgsrücken, und herrscht mit wenig Zügen tief verborgener Weisheit magisch über die Unendlichkeit der Erscheinungen, mit denen der Krieg sich schwerfällig fortwälzt.
>
> General Jomini setzt alles in die Vereinigung der Kraft auf einen Punct, und entwickelt daraus ein dem Bülowschen entgegengesetztes geometrisches System der innern Linien."[224]

Die ersten Belege für Clausewitz' Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Kriegstheorie finden sich in seiner „Strategie von 1804" und in seiner Rezension zu Bülows „Lehrsätze[n] des neuern Krieges" in der „Neuen Bellona" 1805. In seiner überaus kritischen Besprechung verweist Clausewitz darauf, „eine Zeitlang" zu den Anhängern der Bülowschen Theorie gehört zu haben, und gibt auch eine Erklärung für den „große[n] Beyfall", den diese erfahren hatte.

> „Die Ursache dieser Erscheinung ist die, daß alle Anhänger ihn wegen seiner Simplicität und Deutlichkeit lieben – er macht sie in Zeit von ein paar Stunden zu Strategen, und setzt sie in den Stand, die größten Feldherrn zu beurtheilen; denn in der That ist, nachdem man des

223 Clausewitz, Scharnhorst (wie Anm. 109), S. 230.

224 Ebd., S. 229.

> Verfassers Theorie begriffen hat, in der Welt nichts leichter, als ihm seine genialischen Entwürfe nachzumachen."

Bei näherer Betrachtung der komplexen Materie und vor allem jener Faktoren, die sich einem mathematischen Zugriff entziehen, komme man aber nicht umhin, von den Auffassungen Bülows, den er treffend „den militairischen Kinderfreund" nennt, abzurücken.[225]

Drei Jahre später, in einer Ergänzung zu seiner „Strategie von 1804", hat sich bei Clausewitz hinsichtlich strategischer Grundsätze die Überzeugung durchgesetzt, dass die Theorie dieserhalb „wenig oder gar keine abstrakten Sätze aufstellen" könne. Dies liege aber nicht daran, „weil die Sache zu schwierig sei, sondern weil man der Trivialität erliegen würde."[226]

Im ersten Kapitel des dritten Buches „Von der Strategie überhaupt" des Werkes „Vom Kriege" spitzt er seine Kritik an dieser Art des strategischen Räsonnements nochmals polemisch zu:

> „Immer lächerlicher wird es, wenn man sich noch hinzudenkt, daß eben diese Kritik nach der gemeinsten Meinung alle moralischen Größen von der Theorie ausschließt und es nur mit dem Materiellen zu tun haben will, so daß alles auf ein paar mathematische Verhältnisse von Gleichgewicht und Überlegenheit, von Zeit und Raum und ein paar Winkel und Linien beschränkt wird. Wäre es nichts als das, so würde sich ja aus solcher Misere kaum eine wissenschaftliche Aufgabe für einen Schulknaben bilden lassen."[227]

Die Quintessenz der Clausewitzschen Überlegungen „Über die Theorie des Krieges" findet sich in den sechs Kapiteln des gleichnamigen zweiten Buches. Im ersten Kapitel „Einteilung der Kriegskunst" umreißt er zunächst den Gegenstand der Theorie. Krieg ist demnach „in seiner eigentlichen Bedeutung Kampf." Waffen und Ausrüstung sind die Mittel des Kampfes und stehen mit der Art und Weise, wie der Kampf geführt wird, in Wechselwirkung.[228]

„Die Kriegskunst im eigentlichen Sinn wird also die Kunst sein, sich der gegebenen Mittel im Kampf zu bedienen, und wir können sie nicht besser

225 Clausewitz, Bülow (wie Anm. 52), S. 87.
226 Clausewitz, Strategie (wie Anm. 54), S. 46.
227 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (III.1.) S. 346f.
228 Ebd., (II.1.) S. 269.

als mit dem Namen *Kriegführung* bezeichnen." Im weiteren Sinn gehören zur Kriegskunst auch Organisation und Unterhalt der Streitkräfte.[229]

Kern der Kriegführung ist aber die Anordnung und Führung des Kampfes. Dieser besteht im wirklichen Krieg – anders als im reinen Begriff des Krieges – nicht aus einem einzelnen Akt, sondern aus einer „mehr oder weniger großen Zahl *einzelner, in sich geschlossener Akte*, die wir Gefechte nennen." Daraus folgt für die Kriegskunst die Notwendigkeit, „diese Gefechte *in sich anzuordnen und zu führen* und sie unter sich zum Zweck des Krieges *zu verbinden*." So ergibt sich die Unterscheidung der zwei Handlungsebenen Taktik und Strategie. Erstere bildet die „Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht" und letztere die „Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges."[230]

Darüber hinaus unterscheidet Clausewitz den Gebrauch und die Erhaltung der Streitkräfte. Märsche, Lager und Quartiere stehen dabei in direkter Beziehung zur Anordnung und Führung der Gefechte, während die der Erhaltung der Streitkräfte dienenden Faktoren Ernährung, Krankenpflege, Waffen- und Ausrüstungsersatz darauf nur mittelbaren Einfluss haben.

Im zweiten Kapitel „Über die Theorie des Krieges" rekapituliert Clausewitz zunächst die bisherige Entwicklung der Kriegskunst. Diese hatte sich zunächst auf die „Zubereitung der Streitkräfte", die Belagerungskunst und schließlich auch die taktischen Formen und Methoden erstreckt. Das „eigentliche Kriegführen", der – strategische – „Gebrauch der zubereiteten Mittel" wurde dabei jedoch eher am Rande betrachtet.[231]

Aus der Auseinandersetzung mit den historischen „Kriegsbegebenheiten" erwuchs das Bedürfnis nach einer Theorie und das Bestreben, „eine positive Lehre" aus „Grundsätze[n], Regeln oder gar Systeme[n]" aufzustellen. Dem stand aber das Problem gegenüber, dass sich die Kriegführung „nach allen Seiten hin in unbestimmte Grenzen" verläuft. So beschränkten sich die Theorien auf materielle Gegenstände wie die Überlegenheit der Zahl, den Unterhalt der Truppen, die Größe der Operationsbasis sowie das Prinzip der inneren Linien. Clausewitz moniert die Einseitigkeit dieser Versuche und nennt sie „verwerflich".[232]

> „Alle diese Theorieversuche sind nur in ihrem analytischen Teil als Fortschritte in dem Gebiet der Wahrheit zu betrachten, in dem synthetischen Teil aber, in ihren Vorschriften und Regeln, ganz unbrauchbar.

229 Ebd., (II.1.) S. 270.
230 Ebd., (II.1.) S. 270f.
231 Ebd., (II.2.) S. 279f.
232 Ebd., (II.2.) S. 280-282.

> Sie streben nach bestimmten Größen, während im Kriege alles unbestimmt ist und der Kalkül mit lauter veränderlichen Größen gemacht werden mußte.
>
> Sie richten die Betrachtung nur auf materielle Größen, während der ganze kriegerische Akt von geistigen Kräften und Wirkungen durchzogen ist.
>
> Sie betrachten nur die einseitige Tätigkeit, während der Krieg eine beständige Wechselwirkung der gegenseitigen ist."[233]

Dazu kam das grundsätzliche Problem, dass sie das Genie von der Regel ausschlossen. Wie oben gezeigt, hatten Feldherren wie Friedrich II. und Napoleon I. ihre operativen Erfolge nicht zuletzt den Regeln zum Trotz errungen.

> „Wehe dem Krieger, der zwischen diesem Betteltum von Regeln herumkriechen sollte, die für das Genie zu schlecht sind, über die es sich vornehm hinwegsetzen, über die es sich auch allenfalls lustig machen kann! Was das Genie tut, muß gerade die schönste Regel sein, und die Theorie kann nichts Besseres tun, als zu zeigen, wie und warum es so ist."[234]

Die Theorie müsse daher neben den materiellen auch die geistigen Größen einbeziehen. Daraus ergeben sich die Hauptschwierigkeiten der Theorie des Kriegführens. Als erste Eigentümlichkeit benennt Clausewitz „geistige Kräfte und Wirkungen", wozu er das feindselige Gefühl, die Eindrücke der Gefahr und den Mut sowie das „mannigfaltige[s] Spiel der Leidenschaften" zählt. Zur spezifischen Konstellation dieser Gemütskräfte kommen die Eigentümlichkeiten des Geistes der Handelnden. „Aus der Mannigfaltigkeit der geistigen Individualität entspringt aber die Mannigfaltigkeit der Wege, die zum Ziel führen."[235]

Die zweite Eigentümlichkeit ist die „lebendige Reaktion" des Gegners und die sich daraus ergebende Wechselwirkung zwischen den Kontrahenten. Beides adäquat einzuschätzen bleibt dem Talent und dem Urteil der Akteure überlassen. Ähnlich verhält es sich mit der dritten Eigentümlichkeit – der „Ungewißheit aller Datis". Dadurch wird „alles Handeln" im Kriege gleichsam „in einem bloßen Dämmerlicht verrichtet", welches „wie eine Nebel- oder

233 Ebd., (II.2.) S. 283.
234 Ebd., (II.2.) S. 283f.
235 Ebd., (II.2.) S. 285.

Mondscheinbeleuchtung den Dingen einen übertriebenen Umfang, ein groteskes Aussehen gibt."[236]

Was aber zur genauen Kenntnis der Lage fehlt, „muß das Talent erraten, oder es muß dem Glück überlassen werden. Folgerichtig schlussfolgert Clausewitz: „Eine positive Lehre ist unmöglich." Denn in dem Moment, wo die Akteure auf ihre Talent verwiesen wären, müssten sie außerhalb des positiven Lehrgebäudes handeln und die Theorie würde in Gegensatz zur Wirklichkeit geraten.[237]

Allerdings benennt Clausewitz zwei Auswege, die jenseits einer positiven Lehre eine Theorie möglich machen. Erstens seien die Schwierigkeiten der Theorie nicht überall gleich groß. So wird die – in hohem Maße mit materiellen Gegenständen befasste – Taktik „viel weniger Schwierigkeiten einer Theorie haben als die Strategie." Der zweite Ausweg besteht darin, dass die Theorie eine „Betrachtung und keine Lehre sein" soll.[238]

Als „verweilende kritische Betrachtung" soll sie – vor allem mit Blick auf die Kriegsgeschichte – die mannigfaltigen Kombinationen von Zwecken und Mitteln, Ursachen und Wirkungen analysieren und „den Geist des künftigen Führers im Kriege erziehen". Die Theorie soll das Urteilsvermögen des Feldherrn fördern, ihn aber nicht auf das Schlachtfeld begleiten und schon gar keine „algebraische Formel für das Schlachtfeld" darstellen.[239]

Indem die Theorie keine Anweisung zum Handeln, sondern lediglich Hilfsmittel für Analyse und Verständnis der wirklichen Kriege sein soll, „wird die Theorie möglich, und ihr Widerspruch mit der Praxis hört auf."[240] Clausewitz bezieht damit eine pragmatische Zwischenposition zwischen Bülows mechanistischem Rationalismus und dem jegliche Theorie infrage stellenden Skeptizismus Berenhorsts. Den Anspruch seiner Theorie hatte Clausewitz bereits im ersten Kapitel des achten Buches plastisch formuliert:

> „Die Theorie soll mit einem klaren Blick die Masse der Gegenstände beleuchten, damit der Verstand sich leichter in ihnen finde, sie soll das Unkraut ausreißen, welches der Irrtum überall hat hervorschießen lassen, sie soll die Verhältnisse der Dinge untereinander zeigen, das Wichtige von dem Unwichtigen sondern."[241]

236 Ebd., (II.2.) S. 288f.
237 Ebd., (II.2.) S. 289.
238 Ebd., (II.2.) S. 289f.
239 Ebd., (II.2.) S. 290f.
240 Ebd., (II.2.) S. 292.
241 Ebd., (VIII.1.) S. 951.

Dabei sollte die Theorie stets praktisch bleiben und die Dynamik der menschlichen Faktoren berücksichtigen, um auch vor den Unwägbarkeiten der Lebenswirklichkeit und der Geschichte ihre Gültigkeit zu bewahren. Als kritische Betrachtung muss die Theorie darüber hinaus auch selbst stets Gegenstand der Kritik sein.[242]

Dieser Anspruch widerspiegelt sich nicht zuletzt in der Entstehungsgeschichte des Werkes „Vom Kriege". Clausewitz hat seine eigenen theoretischen Positionen vor dem Hintergrund seiner praktischen Kriegserfahrungen und seiner historischen Studien immer wieder kritisch reflektiert und in verschiedenen Punkten auch modifiziert. Im Ergebnis führt dies dazu, dass die in verschiedenen Phasen der Theoriebildung und meist auch für differierende Kontexte getroffenen Aussagen zueinander in Spannung oder gar in offenkundigem Widerspruch stehen können. Das zeigt sich auch im Hinblick auf die Gegenstände des dritten und vierten Kapitels des zweiten Buches.

Clausewitz wirft hier zunächst die Frage auf, ob für die geistige Durchdringung des Krieges die Bezeichnung Kriegskunst oder Kriegswissenschaft angemessener sei. Einmal sei Können, einmal Wissen der Zweck. Allerdings könne es „kein Wissen ganz ohne Kunst" geben. „Alles Denken ist ja Kunst." Erkennen sei auch nur schwer vom Urteil zu sondern, und wo das Urteil anfange, da fange auch die Kunst an. Daraus ergibt sich für Clausewitz, „daß es passender sei, Kriegskunst als Kriegswissenschaft zu sagen."[243]

Aus einer erweiterten Perspektive betrachtet, kommt Clausewitz aber zu dem Schluss, dass der Krieg weder Kunst noch Wissenschaft sei. Stattdessen habe dessen Gleichstellung mit anderen Künsten und Wissenschaften zu einer „Menge unrichtiger Analogien" geführt. Auch die Einstufung als Handwerk – als gleichsam „niedrigere Kunst", die „auch bestimmteren und engeren Gesetzen" unterliege – sei als Charakterisierung kaum treffend.[244]

> „Wir sagen also, der Krieg gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens. Er ist ein Konflikt großer Interessen, der sich blutig löst, und nur darin ist er von den anderen verschieden. Besser als mit irgendeiner Kunst ließe er sich mit dem Handel vergleichen, der auch ein Konflikt menschlicher Interessen und Tätigkeiten ist, und *viel* näher steht ihm die Politik, die

242 Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 21f. Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 78.
243 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (II.3.) S. 301f.
244 Ebd., (II.3.) S. 301f.

> ihrerseits wieder als eine Art Handel in größerem Maßstabe angesehen werden kann."[245]

Der entscheidende Unterschied zu den „mechanischen Künsten" besteht für Clausewitz dementsprechend darin, „daß der Krieg keine Tätigkeit des Willens ist, die sich gegen einen toten Stoff" oder einen zwar lebendigen, aber doch passiven Gegenstand äußert, „sondern gegen einen lebendigen, *reagierenden.*" Die in Analogie zu den Künsten und Wissenschaften „der toten Körperwelt" erfolgte Suche nach Gesetzen für die kriegerische Tätigkeit habe daher „zu beständigen Irrtümern" führen müssen.[246]

Damit hat Clausewitz den Begriff der Kriegskunst eigentlich als inadäquat verworfen. Inkonsequenterweise verwendete er ihn aber nicht nur in den älteren, sondern auch den zuletzt entstandenen Teilen seines Hauptwerkes weiter. Ähnlich verhält es sich – im Hinblick auf eine „positive Lehre" im Allgemeinen und Gesetze im Besonderen – auch mit dem Ergebnis des vierten Kapitels über den Methodismus.

Darin entfaltet Clausewitz zunächst ein Tableau von Lehrsätzen mit unterschiedlicher Verbindlichkeit. Er beginnt mit dem „Gesetz" als dem „allgemeinste[n], für Erkennen und Handeln gleich richtige[n] Begriff", das einerseits das Verhältnis von Dingen und ihren Wirkungen definieren, anderseits eine Bestimmung des Handelns, im Sinne eines Gebotes oder Verbotes sein kann.

Weniger zwingend ist der „Grundsatz", der da „wo die Mannigfaltigkeit der wirklichen Welt sich nicht unter die definitive Form eines Gesetzes fassen läßt, dem Urteil mehr Freiheit in der Anwendung" gewährt. Die „Regel" ist mit dem „Grundsatz" gleichbedeutend und impliziert, da „keine Regel ohne Ausnahme", ebenfalls die Möglichkeit einer freieren Anwendung.

„Vorschriften und Anweisungen" betreffen das Handeln in spezifischen Umständen, „die für allgemeine Gesetze zu zahlreich und unbedeutend sein würden.

Endlich ist *Methode, Verfahrungsart*, ein unter mehreren möglichen ausgewähltes, immer wiederkehrendes Verfahren, […]"[247]

Wenn „statt allgemeiner Grundsätze und individueller Vorschriften das Handeln durch Methoden bestimmt wird", so spricht Clausewitz von Methodismus. Dieser ist nicht auf eine spezifische Konstellation, sondern

245 Ebd., (II.3.) S. 303.
246 Ebd., (II.3.) S. 303.
247 Ebd., (II.4.) S. 305.

die „Durchschnittswahrscheinlichkeit“ gegründet und trägt so die Züge „einer mechanischen Fertigkeit“.[248]

An diesem Punkt seiner Erörterung relativiert Clausewitz seine im zweiten Kapitel des zweiten Buches getroffene Aussage, dass eine positive Lehre für die Kriegführung „unmöglich“ sei. Zwar vertritt er die Ansicht, das der Begriff des Gesetzes für die Kriegführung unbrauchbar sei, weil keine Bestimmung so allgemeingültig sei, um als Gesetz gelten zu können. Grundsätze, Regeln, Vorschriften und Methoden – als notwendige Elemente einer positiven Lehre – hält er aber insbesondere in der Taktik für möglich.[249]

Je niedriger die Befehlsebene sei, desto unentbehrlicher werde zudem der Methodismus. Hier schaffe die Übung stets wiederkehrender Formen Sicherheit in Führung und Verhalten der Truppen und mindere die natürliche Friktion der militärischen „Maschine“. So sinnvoll der Methodismus in der Taktik sei, so problematisch sei er aber in der Strategie. Jede Methode, „wodurch Kriegs- und Feldzugspläne bestimmt und wie von einer Maschine fertig geliefert würden,“ würde „unbedingt verwerflich sein.“[250]

Als Effekt (s)einer verbesserten Theorie erwartet Clausewitz, dass sie Geist und Urteil der höheren Truppenführer erziehe. Der Methodismus würde dann nicht mehr so hoch hinauf reichen wie bislang und wo er unumgänglich sei, würde er aus der Theorie selbst geschöpft sein und nicht länger „aus bloßer Nachahmung entstehen.“ Für die potentiell katastrophalen Konsequenzen eines ideenlosen Methodismus gibt Clausewitz am Ende des Kapitels noch ein abschreckendes Beispiel:

> „Als im Jahre 1806 die preußischen Generale Prinz Louis bei Saalfeld, Tauentzien auf dem Dornberge bei Jena, Grawert vor und Rüchel hinter Kapellendorf, sämtlich mit der schiefen Schlachtordnung Friedrichs des Großen sich in den offnen Schlund des Verderbens warfen, war es nicht bloß eine Manier, die sich überlebt hatte, sondern die entschiedenste Geistesarmut, zu der je der Methodismus geführt hat, womit sie es zustande brachten, die Hohenlohische Armee zugrunde zu richten, wie nie eine Armee auf dem Schlachtfelde selbst zugrunde gerichtet worden ist.“[251]

248 Ebd., (II.4.) S. 306.

249 Ebd., (II.4.) S. 307.

250 Ebd., (II.4.) S. 309f. Als Beispiel sei an dieser Stelle die Umfassungsfixierung der Schlieffen-Doktrin bzw. Cannae-Doktrin vor dem Ersten Weltkrieg genannt.

251 Ebd., (II.4.) S. 311.

Dass Clausewitz – wie gezeigt – den Begriff des Gesetzes in der Kriegführung für unbrauchbar erklärt hat, bedeutet aber keineswegs, dass er ihn in seinem Werk nicht selbst verwendet. Abgesehen vom metaphorischen Gebrauch, wonach die Kriegsgegner einander das Gesetz geben, sowie dem Verweis auf Wahrscheinlichkeitsgesetze angesichts einer lücken- und fehlerhaften Nachrichtenlage formuliert er eine ganze Reihe von Lehren, die er explizit als Gesetze bezeichnet.[252]

So spricht er im zweiten Kapitel des ersten Buches vom „philosophisch-dynamischen Gesetz" wonach mit der zunehmenden Größe der verfolgten Zwecke die Sicherheit des Erfolges abnehme.[253] Im gleichen Kapitel formuliert er auch das „höchste Gesetz der Waffenentscheidung". Ausgehend von der Erkenntnis, das Krieg im eigentlichen Sinne Kampf ist, konstatiert er, dass es im Krieg zwar vielerlei Wege zur Erlangung des politischen Zweckes gibt, „daß aber das Gefecht das einzige Mittel ist." Andere Wege seien zwar grundsätzlich möglich, aber nur dann, wenn der Gegner dies auch zulasse.[254]

> „Mag bei kleinen politischen Zwecken, bei schwachen Motiven, geringen Spannungen der Kräfte ein behutsamer Feldherr geschickt alle Wege versuchen, wie er ohne große Krisen und blutige Auflösungen, durch die eigentümlichen Schwächen seines Gegners, im Felde und im Kabinett, sich zum Frieden hinwindet; wir haben kein Recht, ihn darüber zu tadeln, wenn seine Voraussetzungen gehörig motiviert sind und zum Erfolg berechtigen; aber wir müssen doch immer von ihm fordern, daß er sich bewußt bleibe, nur Schleifwege zu gehen, auf denen ihn der Kriegsgott ertappen kann, daß er den Gegner immer im Auge behalte, damit er nicht, wenn dieser zum scharfen Schwerte greift, ihm mit einem Galanteriedegen entgegentrete."[255]

So wie er sich mit seiner These, dass eine positive Lehre „unmöglich" sei, von den geometrischen Systemmachern abgegrenzt hatte, so vehement widerspricht er hier den Manöverstrategen, die Kriege ohne Schlachten gewinnen wollen. Im elften Kapitel des vierten Buches formuliert er seine Auffassung dazu noch einmal deutlich drastischer:

252 Ebd., (I.1.) S. 195 und (I.6.) S. 258.
253 Ebd., (I.2.) S. 220.
254 Ebd., (I.2.) S. 229.
255 Ebd., (I.2.) S. 229f.

> „Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen. Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme beim Leibe weghaut."[256]

Auch diese Aussage steht offenkundig unter dem Eindruck des um 1800 veränderten Kriegsbildes und der Napoleonischen Kriegführung. Allerdings muss angemerkt werden, dass es sich beim „höchsten Gesetz der Waffenentscheidung" – unter Zugrundelegung des Clausewitzschen Tableaus von Lehrsätzen – streng genommen nicht um eine Gesetz, sondern lediglich um eine Regel handelt. Denn bei Lichte betrachtet, gibt es in der Geschichte durchaus Beispiele dafür, dass eine Kriegspartei die Waffenentscheidung sucht und tatsächlich auch alle größeren Gefechte für sich entscheiden konnte, den Feldzug bzw. Krieg dann aber doch mit einer Niederlage beendete. Dieses bei Napoleons Russlandfeldzug 1812 und beim Krieg der USA in Vietnam zu beobachtende, vordergründig paradoxe Ergebnis hängt eng mit den im sechsten und neunten Kapitel dieses Buches noch näher zu betrachtenden Phänomenen des Rückzuges ins Innere des Landes und des „reinen Widerstandes" zusammen.

Weitere Lehrsätze mit dem Charakter von Gesetzen oder zumindest Grundsätzen stellt Clausewitz im dritten und vierten Buch auf. Da ist zunächst die Überlegenheit der Zahl als „das allgemeinste Prinzip des Sieges" sowohl in der Taktik als auch in der Strategie.[257] Dazu kommt das Gesetz der Sammlung der Kräfte im Raum. Demnach ist es die „beste Strategie […] immer recht stark zu sein, zuerst überhaupt und demnächst auf dem entscheidenden Punkt." Es gebe daher „kein höheres und einfacheres Gesetz für die Strategie als das: *seine Kräfte zusammenzuhalten*. – Nichts soll von der Hauptmasse getrennt sein, was nicht durch einen *dringenden* Zweck davon abgerufen wird."[258]

Dies korrespondiert mit dem Prinzip der Vereinigung der Kräfte in der Zeit, das Clausewitz als das „Urgesetz des Krieges" bezeichnet. Anders als in der Taktik, wo die an einem größeren Gefecht beteiligten Truppen in der Regel sukzessive eingesetzt werden, sollen in der Strategie alle für einen bestimmten

256 Ebd., (IV.11.) S. 470.
257 Ebd., (III.8.) S. 373.
258 Ebd., (III.11.) S. 388.

strategischen Zweck vorgesehenen Kräfte „gleichzeitig darauf verwendet werden".[259]

Der Wechsel zwischen Spannung und Ruhe konstituiert das „dynamische Gesetz des Krieges". Wenn keine der beiden Kriegsparteien einen positiven Zweck verfolgt, treten Gleichgewicht und Ruhe ein. Jeder neue Zweck, den sich eine der Kriegsparteien vorsetzt, schafft neue Spannung, welche die Verhältnisse wieder in Bewegung bringt. Sobald sich auch diese Bewegung erschöpft hat, tritt erneut Gleichgewicht und damit Ruhe ein.[260]

Die von Clausewitz im Bereich der Taktik formulierten Lehrsätze sind überwiegend zeitgebundene Grundsätze, Vorschriften und Methoden. In zwei Fällen spricht er aber auch hier von Gesetzen. Da ist einerseits das „allgemeine Naturgesetz des Gefechts", wonach sich selbst die „kleinste Abteilung „nicht auf ihren Gegner werfen" wird, „ohne an ihren Rückzug zu denken", während sie gleichzeitig „in den meisten Fällen" versuchen wird, den feindlichen Rückzug abzuschneiden.[261]

Andererseits formuliert Clausewitz im Hinblick auf die Bedeutung und den Gebrauch der „Hauptschlacht" ein „Doppelgesetz", wonach

> „die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte hauptsächlich in großen Schlachten und ihren Erfolgen zu suchen ist, und daß der Hauptzweck großer Schlachten die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte sein muß."[262]

Vergleicht man Clausewitz' harsche Kritik an der zeitgenössischen Kriegstheorie mit seinen eigenen theoretischen Aussagen, so fällt auf, dass er am Ende manche seiner kritischen Thesen wieder relativiert hat. Die sich daraus ergebende argumentative Inkonsistenz könnte man nun auf den unvollendeten Charakter seines Werkes oder gar intellektuelle Defizite des Autors zurückführen.

Stattdessen deutet einiges darauf hin, dass Clausewitz' ostentative Ablehnung des kriegstheoretischen Mainstreams um 1800 vor allem die psychologische Funktion hatte, den Blick des Lesers auf das seines Erachtens entscheidende Phänomen des Krieges, den bewaffneten Kampf im Gefecht, zu lenken sowie eine hinreichende Berücksichtigung der Rolle der moralischen

259 Ebd., (III.12.) S. 389f.
260 Ebd., (III.18.) S. 414f. Diese Dynamik hängt eng mit der Dialektik von Angriff und Verteidigung zusammen. Vgl. 9. Kapitel.
261 Ebd., (IV.4.) S. 432f.
262 Ebd., (IV.11.) S. 467.

Kräfte zu erreichen. Das bedeutete jedoch nicht, dass er den materiellen und mathematischen Größen oder der Logistik deshalb keine Beachtung geschenkt hätte. Wohl ging es Clausewitz aber darum, ihre Überbewertung oder gar Verabsolutierung im Sinne einer monokausalen Argumentation zu korrigieren. Indem er auf diese Weise die Verhältnisse zurecht rückte, schuf Clausewitz die Voraussetzung, dass die Theorie des Krieges auch der Komplexität des wirklichen Krieges gerecht werden konnte.

Für die Anwendung und Weiterentwicklung der Theorie als kritischer Betrachtung sind schließlich das fünfte Kapitel „Kritik" und das sechste Kapitel „Über Beispiele" des zweiten Buches von entscheidender Bedeutung. Noch mehr als die theoretische Lehre ist es die Kritik, die „Anwendung der theoretischen Wahrheit auf wirkliche Ereignisse", welche den Takt des Urteils schult und die Verinnerlichung der Theorie ermöglicht.[263]

Bei der Kritik unterscheidet Clausewitz „drei verschiedene Tätigkeiten des Verstandes", die in der Praxis drei aufeinanderfolgenden Phasen der Fallanalyse entsprechen:

> „Erstens die geschichtliche Ausmittelung und Feststellung zweifelhafter Tatsachen. Sie ist die eigentliche Geschichtsforschung und hat mit der Theorie nichts gemein.
>
> Zweitens die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen. Dies ist die *eigentliche kritische Forschung*; sie ist der Theorie unentbehrlich, denn alles, was in der Theorie durch die Erfahrung festgestellt oder unterstützt oder auch nur erläutert werden soll, kann nur auf diesem Wege erledigt werden.
>
> Drittens die Prüfung der angewandten Mittel. Dies ist die eigentliche Kritik, in welcher Lob und Tadel enthalten sind. Hier ist es die Theorie, welche der Geschichte oder vielmehr der aus ihr zu ziehenden Belehrung dient."[264]

Clausewitz ist sich dabei des hohen Anspruchs und der Problematik seines Analyseprogramms sehr wohl bewusst. Als besonderes Problem hebt er für Punkt 2 hervor, „daß man nämlich die wahren Ursachen [für die festgestellte Wirkung – CTM] gar nicht kennt." Gerade im Krieg seien die Ereignisse selten vollständig bekannt, während die Motive der Handelnden entweder absichtlich verhehlt oder oftmals auch historisch nicht überliefert würden. Hinzu

263 Ebd., (II.5.) S. 312.
264 Ebd., (II.5.) S. 312f.

komme der Umstand, dass man es oft nicht mit einer einfachen, sondern mehreren gemeinschaftlich wirkenden Ursachen zu tun habe.

Dementsprechend postuliert Clausewitz eine eingehende Untersuchung und Gewichtung der einzelnen Ursachen ebenso wie der tatsächlich verwendeten und der alternativ dazu infrage kommenden Mittel, um – soweit das möglich ist – „zu unzweifelhaften Wahrheiten zu gelangen." Willkürliche Setzungen, denen dann ebenso willkürliche Behauptungen entgegengestellt werden könnten, würden hingegen nur zu einem „Hin- und Herräsonieren" ohne Ende und vor allem ohne Erkenntnisgewinn führen.[265]

Die Theorie soll sowohl Ausgangs- als auch Endpunkt der Kritik sein. Auf diese Weise wirkt die Kritik mit ihren Ergebnissen auf die Theorie zurück und die Theorie wird selbst zum Gegenstand der Kritik. Insbesondere für die Betrachtung der angewandten Mittel bildet der Erfahrungsraum der Kriegsgeschichte den Orientierungsrahmen. Für ihre Bewertung soll die Kritik sich einerseits auf den Standpunkt der Handelnden versetzen und andererseits die Dinge im Zusammenhang betrachten, wobei Erfolg oder Misserfolg des Handelns zumindest ein wesentliches Kriterium der Beurteilung sein sollten.[266]

Schließlich benennt Clausewitz drei grundlegende Übel der praktizierten Kritik. Als erstes Übel führt er die „unzulässige Anwendung gewisser einseitiger Systeme als eine förmliche Gesetzgebung" an. Das zweite Übel erblickt er in dem „Hofstaat von *Terminologien, Kunstausdrücken* und *Metaphern* [...], den die Systeme mit sich schleppen, und der wie loses Gesindel, wie der Troß eines Heeres, von seinem Prinzipal loslassend, sich überall umhertreibt", während das dritte Übel im „Mißbrauch historischer Beispiele und de[m] Prunk mit Belesenheit" bestehe.[267]

Wie bereits erörtert, schöpfte Clausewitz seine theoretische Erkenntnis in hohem Maße aus kriegsgeschichtlichen Studien. Inwieweit er dabei seinen eigenen analytischen Ansprüchen gerecht werden konnte, muss noch einer näheren Untersuchung überlassen bleiben. In jedem Fall maß er historischen Beispielen einen hohen Erkenntniswert bei. Sie könnten verwendet werden, um einen Gedanken zu erläutern, einen Gedanken anzuwenden, ein historisches Faktum zu belegen oder um Lehren daraus zu ziehen.[268]

265 Ebd., (II.5.) S. 313.

266 Ebd., (II.5.) S. 314-316 und 325-329. Clausewitz erörtert den Erfolg als Bewertungskriterium hier anhand von Napoleons gescheitertem Russlandfeldzug 1812 im Vergleich zu seinen erfolgreichen Feldzügen von 1805, 1807 und 1809.

267 Ebd., (II.5.) S. 332f.

268 Ebd., (II.6.) S. 337.

Allerdings setze die fundierte Anwendung von Beispielen deren genaue Kenntnis voraus. Dementsprechend müsse „die neueste Kriegsgeschichte immer das natürlichste Feld für die Wahl der Beispiele sein […], insoweit sie nur hinreichend bekannt und bearbeitet ist."[269]

Beispiele aus „entferntere[n] Perioden" hätten demgegenüber hinsichtlich des Erkenntnisgewinns für die Gegenwart zwei grundlegende Nachteile. Zum einen gehörten sie „anderen Verhältnissen" an und zum anderen seien die genauen Umstände meist nicht mehr bekannt. Hinsichtlich der Verhältnisse hielt Clausewitz zu seiner Zeit, die Kriege bis einschließlich des Österreichischen Erbfolgekrieges 1740-1748 noch für geeignet, „um viel Belehrung aus ihnen zu ziehen." Das sei nicht zuletzt der Ähnlichkeit der Bewaffnung geschuldet. Auch wenn zu Clausewitz' Lebzeiten der Wandel des Kriegsbildes nicht aus technischer Innovation, sondern primär aus soziopolitischen Umwälzungen resultierte, war er sich doch des Einflusses einer veränderten Bewaffnung auf die Praxis der Kriegführung wohl bewusst. Die Ende des 19. Jahrhunderts aufgekommene Vorstellung eines technologischen Wettrüstens lag ihm jedoch noch fern.[270]

In jedem Fall war Clausewitz aber klar, dass je länger die gewählten Beispiele zurückliegen, sie auch um so unbrauchbarer für die Theoriebildung sein würden. „Am unbrauchbarsten und dürftigsten" sind dementsprechend Beispiele aus der Antike. Zwar mögen sich daraus im Hinblick auf die größeren strategischen Konstellationen durchaus noch Lehren ziehen lassen. Eine detaillierte Zweck-Mittel-Analyse ist hier aber ebenso wie die fundierte – selbst bei modernen Beispielen bereits schwierige – Ableitung der Wirkungen aus den Ursachen kaum realisierbar.[271]

So steht Clausewitz der häufig bei Schriftstellern anzutreffenden Neigung, „die Begebenheiten des Altertums im Munde zu führen", mit deutlicher Skepsis gegenüber und merkt an:

> „Wir wollen unentschieden lassen, wieviel Anteil Eitelkeit und Charlatanerie damit haben können, aber wir vermissen dabei meistens die redliche Absicht, das eifrige Bestreben, zu belehren und zu überzeugen, und

269 Ebd., (II.6.) S. 340.

270 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (II.6.) S. 341. Werner Gembruch, Die Faktoren „Technik" und „technische Entwicklung" in der Kriegslehre von Clausewitz. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 468f.

271 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (II.6.) S. 341.

> können solche Allusionen [Anspielungen – CTM] dann nur für Zierate halten, womit Lücken und Fehler bedeckt werden sollen."[272]

Indem Clausewitz seine Theorie nicht als „positive Lehre", sondern als „kritische Betrachtung" konzipiert hat, gelang es ihm, den für die auf materielle Größen fixierten „Systeme" charakteristischen Widerspruch zwischen Theorie und Praxis aufzuheben. Auf diese Weise konnten auch die unberechenbaren und deshalb bislang vernachlässigten geistig-moralischen Faktoren von der Theorie erfasst werden. Der von Clausewitz aufgezeigte Weg ist intellektuell zweifellos sehr anspruchsvoll. Wer ihn beschreitet, wird keine Anleitung zum Handeln, wohl aber Orientierungspunkte für das eigenständige analytische Denken vorfinden.

Die zentrale Rolle, welche Clausewitz dabei der Kritik für Anwendung und Weiterentwicklung seiner Theorie beigemessen hat, zeigt, dass diese bewusst nicht als statisches Lehrgebäude, sondern als work in progress angelegt worden ist. Das verschafft der Clausewitzschen Theorie – anders als den zeitgebundenen Theorien der „Systemmacher" – die notwendige Flexibilität, um auch dem dynamischen Wandel des Phänomens Krieg gerecht werden zu können.

272 Ebd., (II.6.) S. 342.

KAPITEL 5

Die moralischen Kräfte und das Phänomen der Friktion

Mit den Kriegen im Gefolge der Französischen Revolution war eine entscheidende Leerstelle der vom rationalistischen Geist der Spätaufklärung geprägten Kriegstheorie offensichtlich geworden. Deren mechanistische Konzepte reduzierten die Operationsführung auf ein paar geometrische Verhältnisse und betrachteten die Heere als sich idealerweise mit mathematischer Präzision über das Gefechtsfeld bewegende Automaten. Die Soldaten wurden dabei tendenziell als willenlos funktionierende Rädchen im Getriebe betrachtet. Die Probleme im Kampf mit den französischen Revolutionsheeren und die Niederlagen gegen Napoleon machten jedoch nach und nach deutlich, dass es jenseits der mathematisch erfassbaren Größen auch noch andere Faktoren geben musste, die bei sonst gleichen Voraussetzungen den Ausschlag für Sieg oder Niederlage gaben.

Gänzlich neu war diese Erkenntnis freilich nicht. Bereits Machiavelli und später auch Lloyd und Berenhorst hatten die Bedeutung moralischer Faktoren in ihren Schriften zumindest erwähnt, während Lossau 1815 darauf hinwies, „daß der Mensch nicht allein aus physischen und intellektuellen, sondern auch aus moralischen Kräften zusammengesetzt ist", wobei er die intellektuellen Kräfte lediglich als „Hilfsmittel", die Seelenkräfte aber als „Haupthebel" betrachtete.[273]

Clausewitz ist damit zwar nicht der „Entdecker der Psychologie für die Militärwissenschaft"[274], aber wohl der erste neuzeitliche Militärtheoretiker, der geistige und psychologische Faktoren systematisch zum integralen Bestandteil seiner Theorie machte. Dabei war er sich bewusst, dass sie „das ganze Element des Krieges durchdringen". Weil sie sich „weder in Zahlen noch in Klassen bringen" ließen, suchten sie sich aber „aller Bücherweisheit zu entziehen".[275]

Doch auch wenn sie sich in Ausmaß und Wirkung nicht präzise bestimmen ließen, war Clausewitz zutiefst davon überzeugt, dass solche Faktoren wie der

273 Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 99. Lossau, Krieg (wie Anm. 217), S. 131 und 143.

274 Rainer Dieterich, Carl von Clausewitz als Psychologe. Die ‚moralischen Größen' im Lichte der Persönlichkeitspsychologie. In: Clausewitz-Kolloquium. Theorie des Krieges als Sozialwissenschaft. Hrsg. von Gerhard Vowinckel, Berlin 1993, S. 111.

275 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (III.3.) S. 356.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_006

„Geist und die übrigen moralischen Eigenschaften des Heeres, des Feldherrn, der Regierungen, die Stimmung der Provinzen, worin der Krieg geführt wird, die moralische Wirkung eines Sieges oder einer Niederlage“ von derartigem Einfluss auf das Kriegsgeschehen seien, dass die Theorie sie nicht aus ihren Grenzen verweisen dürfte. Die physischen Kräfte seien mit den moralischen untrennbar verschmolzen. Daher seien auch alle Gegenstände, die er in seinem Werk „Vom Kriege“ untersuchte,

> „halb aus physischen, halb aus moralischen Ursachen und Wirkungen zusammengesetzt, und man möchte sagen: die physischen erscheinen fast nur wie das hölzerne Heft, während die moralischen das edle Metall, die eigentliche, blank geschliffene Waffe sind.“[276]

Zugespitzt formuliert, könnte man auch sagen, dass die physischen ohne die moralischen Kräfte, ohne den Willen erstere auch einzusetzen, praktisch wirkungslos bleiben. Dementsprechend ist Clausewitz’ im dritten Kapitel dieses Buches erörterter Kriegsbegriff von geistigen und moralischen Kräften durchzogen. Bereits die zweckrationale Definition geht davon aus, dass der Krieg „ein Akt der Gewalt [ist], um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.“[277]

Beide Seiten suchen sich dazu wechselseitig niederzuwerfen und den Gegner auf diese Weise wehrlos zu machen. Der Kampf ist dabei definitionsgemäß „ein Abmessen der geistigen und körperlichen Kräfte vermittelst der letzteren.“[278] Die angewendete Gewalt ist wiederum Ausfluss einer „feindseligen Absicht“, welche begleitet wird von einem mal mehr, mal weniger starken „feindseligen Gefühl“. Im „reinen Begriff“ des Krieges steigern die Ungewissheit und die Furcht vor dem vom Gegner zu erwartenden Maß der Gewalt und der Anstrengungen den Krieg bis zum Äußersten.

Im wirklichen Krieg stehen diesen drei eskalierenden aber drei moderierende Wechselwirkungen gegenüber. Letztere resultieren wesentlich daraus, dass der wirkliche Krieg mit dem politischen Zustand aus dem er hervorgeht, dem gesellschaftlichen Verband der ihn führt und dessen politischen und soziokulturellen Verhältnissen untrennbar verbunden ist. Das bedeutet, die Gegner kennen einander. Sie können die Stärke der Motive, ebenso wie die verfügbaren Mittel kalkulieren. Da der wirkliche Krieg kein Schlag ohne Dauer und in seinem Resultat nie etwas Absolutes ist, können das Ausmaß der Gewalt und

276 Ebd., (III.3.) S. 357.
277 Ebd., (I.1.) S. 191f.
278 Ebd., (II.1.) S. 269.

die aufgewendeten Anstrengungen der Lageentwicklung angepasst sowie das ungünstige – politische – Ergebnis eines Krieges in der Zukunft auch wieder revidiert werden.

Das politische Kalkül wirkt auch insofern mäßigend, als es die Gewaltanwendung zweckrational kanalisiert. Dieser subjektive Faktor ist aber das Ergebnis objektiver soziokultureller Umstände. Für komplexe, in sich differenzierte Gesellschaften „unter den Verhältnissen der Kultur" ist die Anwendung „bloßer Gewalt", wie sie im „reinen Begriff" des Krieges imaginiert wird, nicht nur unpraktikabel, sondern aufgrund des gesellschaftlichen Zustandes auch schlicht nicht möglich. Die „politischen Verhältnisse" wirken damit objektiv mäßigend. Panajotis Kondylis merkt dazu treffend an, „daß die ‚Ermäßigung' bloß jene Friktion darstellt, die der reine Krieg innerhalb des komplexen ‚gesellschaftlichen Verbandes' erleiden muß."[279]

Zu dieser gleichsam soziopolitisch induzierten Friktion kommt im Hinblick auf den Stillstand im kriegerischen Akt eine anthropologisch bedingte hinzu. Neben der größeren Stärke der Verteidigung führt Clausewitz diesen Stillstand vor allem auf „die natürliche Furchtsamkeit und Unentschlossenheit des menschlichen Geistes" und „die Unvollkommenheit menschlicher Einsicht und Beurteilung, die im Kriege größer ist als irgendwo" zurück.[280]

Schließlich sind auch die drei Tendenzen der „wunderlichen Dreifaltigkeit" – der „blinde Naturtrieb" der Leidenschaften, die „freie Seelentätigkeit" im „Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls" und der politische Verstand – primär geistig-moralischer Natur.

Die größte Herausforderung für die moralischen Kräfte ist dabei die eigentümliche Atmosphäre des Krieges und das darin praktisch allgegenwärtige Phänomen der Friktion, welches „dem ziemlich allgemein entspricht, was den wirklichen Krieg von dem auf dem Papier unterscheidet."[281] Als prägende Elemente betrachtet Clausewitz die Gefahren, die Anstrengungen sowie die Ungewissheiten und Zufälle.

Im vierten Kapitel des ersten Buches erörtert er zunächst die Eindrücke der „Gefahr im Kriege". Dazu begleitet er „den Neuling auf das Schlachtfeld". Vom Kommandierenden General über den Divisionsgeneral geht es zunächst vor bis zum Brigadegeneral. Clausewitz schildert den Donner der Geschütze, das Einschlagen der Kanonenkugeln und das Zerspringen der Granaten. Je weiter man sich nach vorn begibt, desto stärker wird der Lärm. Die Einschläge häufen

279 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 25 und 29.
280 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (III.16.) S. 408f.
281 Ebd., (I.7.) S. 262.

sich. Erste Getroffene stürzen zu Boden. Selbst bei den „Bravsten“ stellt sich eine gewisse „Zerstreuung“ ein. Der Brigadegeneral, ein Mann

> „von anerkannter Tapferkeit, hält vorsichtig hinter einem Hügel, einem Hause oder hinter Bäumen; – ein sicherer Exponent der steigenden Gefahr – Kartätschen rasseln in Dächern und Feldern, Kanonenkugeln sausen in allen Richtungen an und über uns weg, und schon stellt sich ein häufiges Pfeifen der Flintenkugeln ein; – noch ein Schritt zu den Truppen, zu der im stundenlangen Feuergefecht mit unbeschreiblicher Standhaftigkeit ausharrenden Infanterie; – hier ist die Luft erfüllt von zischenden Kugeln, die ihre Nähe bald durch den kurzen scharfen Laut verkünden, womit sie zollweit an Ohr, Kopf und Seele vorüberfliegen. Zum Überfluß schlägt das Mitleiden über den Anblick der Verstümmelten und Hinstürzenden mit Jammerschlägen an unser klopfendes Herz.“[282]

Die Gefahr beeinträchtigt auf diese Weise die „Fähigkeit zu einem augenblicklichen Entschluß“ und damit zum zielgerichteten Handeln. Auch wenn Gewohnheit diesen Eindruck abzustumpfen vermag, bleibt die Gefahr doch eine Quelle der Friktion.[283]

Ganz ähnlich verhält es sich mit den körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen, welche Clausewitz im fünften Kapitel des ersten Buches thematisiert. Auch sie haben Auswirkungen auf die Wahrnehmung der Lage und beeinflussen das Urteilsvermögen. Sehr treffend stellt Clausewitz hier die Überlegung an, was geschähe,

> „[w]enn niemand ein Urteil über kriegerische Ereignisse anders fällen dürfte als in dem Augenblick, wo er von Frost erstarrt oder vor Hitze und Durst verschmachtend, von Mangel und Müdigkeit niedergedrückt ist“.

Die unter diesen Bedingungen getroffenen Urteile würden zwar in einem noch geringeren Grade als sonst schon „objektiv richtig“ sein. Wenigstens würden sie es aber subjektiv sein, indem der Urteilende praktisch in der gleichen Lage wie die Beurteilten wäre.[284]

Die körperliche Anstrengung sieht Clausewitz dabei als „Koeffizient“ aller Kräfte, von denen aber niemand genau sagen kann, wo ihre Grenzen liegen.

282 Ebd., (I.4.) S. 253f.
283 Ebd., (I.4.) S. 255.
284 Ebd., (I.5.) S. 256.

Letztlich variieren diese in Abhängigkeit von den geistigen und moralischen Qualitäten von Feldherr und Heer.

> „[S]o wie nur ein starker Arm des Schützen die Sehne des Bogens schärfer spannen kann, so ist auch nur von einem starken Geist zu erwarten, daß er im Kriege die Kräfte seines Heeres höher spannen werde."[285]

Als eine der „vornehmsten Ursachen der Friktion", ähnelt die körperliche Anstrengung durch „ihr unbestimmtes Maß […] der Natur elastischer Körper […], deren Reibung sich bekanntlich schwer berechnen läßt."[286]

Betreffen die Gefahren für Leib und Leben sowie die körperlichen Anstrengungen und Entbehrungen vor allem die Truppen und weniger ihre höheren Befehlshaber, so verhält es sich beim Problem der „Nachrichten im Kriege" genau umgekehrt. Mit „Nachrichten" bezeichnet Clausewitz „die ganze Kenntnis, welche man von dem Feinde und seinem Lande hat". Diese bilden einerseits die Grundlage der eigenen „Ideen und Handlungen" und sind andererseits doch derart wandelbar und unzuverlässig, dass das geplante „Gebäude des Krieges" leicht „zusammenstürzen und uns unter seinen Trümmern begraben kann."[287]

Das liegt daran, dass die Nachrichten sich häufig widersprechen, zum Teil falsch und meistens ungewiss sind. So ist es an den Befehlshabern und ihren Stäben, gestützt auf ihre „Sach- und Menschenkenntnis" die eingegangenen Nachrichten nach dem „Gesetz des Wahrscheinlichen" zu bewerten. Das ist bereits bei den Planungen vor Kriegsbeginn nicht einfach, wird aber umso schwieriger, wenn „im Getümmel des Krieges selbst eine Nachricht die andere drängt".[288]

Insbesondere schlechte Nachrichten können eine gefährliche Wirkung entfalten. Denn obgleich diese meist ungewiss oder gar falsch sind, ist aufgrund der „Furchtsamkeit der Menschen […] jeder geneigt, das Schlimme eher zu glauben als das Gute". Zumindest bei widerstreitenden Nachrichten empfiehlt Clausewitz daher die Regel, „sich gewaltsam, d. h. gegen das innere Niveau seiner eigenen Überzeugung von der Seite der Befürchtungen ab auf die Seite der Hoffnungen hinzuneigen." Nur so und „im [aus einem wohldurchdachten Kalkül gespeisten – CTM] Vertrauen auf sein besseres Wissen", könnte sich

285 Ebd., (I.5.) S. 256.
286 Ebd., (I.5.) S. 257.
287 Ebd., (I.6.) S. 258.
288 Ebd., (I.6.) S. 258.

der Befehlshaber „das wahre Gleichgewicht“ zwischen den widersprüchlichen Nachrichten erhalten.

> „Der Eindruck der Sinne ist stärker als die Vorstellungen des überlegenden Kalküls, und dies geht so weit, daß wohl noch nie eine einigermaßen wichtige Unternehmung ausgeführt worden ist, wo der Befehlshaber nicht in den ersten Momenten der Ausführung neue Zweifel bei sich zu besiegen gehabt hätte.“[289]

Nach der Erörterung ihrer Elemente Gefahr, Anstrengung und Nachrichten wendet sich Clausewitz im siebten Kapitel des ersten Buches explizit dem Phänomen der Friktion zu. Die Friktion ist einer der wesentlichen Gründe warum der wirkliche Krieg selbst in seiner aus damaliger Sicht ungeheuer gesteigerten Intensität unter Napoleon stets hinter dem „Absoluten“ des Begriffes zurückbleiben muss.[290]

Wie bereits erwähnt, verwendete Clausewitz den Begriff der Friktion erstmals im September 1806 in einem Brief an Marie von Brühl, um die Idiosynkrasien des Entscheidungsprozesses im preußischen Hauptquartier zu beschreiben. Die katastrophalen Niederlagen bei Jena und Auerstedt sowie die faktische Auflösung des preußischen Heeres auf dem anschließenden Rückzug, hinterließen ein derart nachhaltigen Eindruck, dass sich Clausewitz in den darauffolgenden Jahren näher mit dem Wesen der Friktion auseinandersetzte.

Erstmalig ausgeführt hat er diese Überlegungen in seinen 1812 für den Kronprinzen zusammengestellten „Grundsätzen des Kriegführens“. Das Hauptproblem des Feldherrn bestand dabei für Clausewitz darin, den in der Planungsphase aufgestellten Grundsätzen auch in der Ausführung treu zu bleiben, denn:

> „Das ganze Kriegführen gleicht der Wirkung einer zusammengesetzten Maschine mit ungeheurer Friktion, so daß Kombinationen, die man mit Leichtigkeit auf dem Papier entwirft, sich nur mit großen Anstrengungen ausführen lassen.
>
> So sieht sich der freie Wille, der Geist des Feldherrn in seinen Bewegungen alle Augenblicke gehemmt, und es wird eine eigene Kraft

289 Ebd., (I.6.) S. 259. Allerdings ist Clausewitz' Empfehlung mit Vorsicht zu genießen. Mutiert die gerechtfertigte Hoffnung – das belegt die sozialpsychologische Forschung zum Handeln von Entscheidungsträgern in Krisensituationen – zu übersteigertem Optimismus und zur Ignoranz gegenüber offensichtlichen Problemen der eigenen Konzepte, so wird ein desaströser Verlauf erheblich begünstigt.

290 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 153.

> der Seele und des Verstandes erfordert, um diesen Widerstand zu überwinden. In dieser Friktion geht mancher gute Gedanke zugrunde, und man muß einfacher und schlichter einrichten, was kombinierter eine größere Wirkung getan hätte."[291]

Der Vergleich mit einer komplexen Maschine weist Clausewitz als Kind der Aufklärung aus, von deren mechanistischem Rationalismus er sich zwar einerseits distanziert hat, der aber andererseits auch in Clausewitz' Denken seine Spuren hinterlassen hat. Allerdings ist der Clausewitzsche Friktionsbegriff im ursprünglichen und engeren Sinne – so wie er ihn 1806 gebraucht hat – primär ein geistig-moralisches Problem und geht damit über den mechanistischen Rationalismus der „Systemmacher" klar hinaus.

In den „Grundsätzen des Kriegführens" benennt er acht Quellen der Friktion: 1. die unzureichende Kenntnis von Lage und Absichten beim Gegner, 2. verunsichernde Gerüchte, 3. die Ungewissheit über Stärke und Lage der eigenen Truppen, 4. Überschätzung der Schwierigkeiten und Unterschätzung der eigenen Fähigkeiten bei Truppen und Unterbefehlshabern, 5. die Differenz zwischen Erwartung und Realität, 6. die Differenz zwischen der Truppenstärke auf dem Papier und der tatsächlichen Stärke, 7. Versorgungsprobleme, 8. die Gefahr, von der sinnlichen Anschauung überwältigt zu werden und „die reife Überlegung dem ersten Anschein aufzuopfern."[292]

Indem Clausewitz in „Vom Kriege" die Elemente der Atmosphäre des Krieges ebenfalls als Quellen der Friktion anspricht, wird sein Friktionsbegriff mehrdeutig und eigentümlich verschachtelt. Um die ursprüngliche Vorstellung der Friktion im engeren Sinn gruppieren sich mit den Gefahren, Anstrengungen, Nachrichten und Zufällen die Elemente des „Gesamtbegriffs einer allgemeinen Friktion".[293]

Im siebten Kapitel konzentriert er sich dann aber wieder auf die Friktion im engeren Sinne. Ausgangspunkt ist die vordergründig paradoxe Feststellung: „Es ist alles im Kriege sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig." Diese Probleme könne sich niemand richtig vorstellen, der den Krieg nicht gesehen habe. Unzählige kleine Umstände könnten dazu führen, dass man selbst bei einem vermeintlich wenig ambitionierten Vorhaben deutlich hinter dem Ziel zurückbleibe.[294]

---

291 Clausewitz, Unterricht (wie Anm. 84), S. 39.

292 Ebd., S. 39-42.

293 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.8.) S. 265.

294 Ebd., (I.7.) S. 261.

> „Die militärische Maschine, die Armee und alles, was dazu gehört, ist im Grunde sehr einfach und scheint deswegen leicht zu handhaben. Aber man bedenke, daß kein Teil davon aus einem Stücke ist, daß alles aus Individuen zusammengesetzt ist, deren jedes seine eigene Friktion nach allen Seiten hin behält. Theoretisch klingt es ganz gut: der Chef des Bataillons ist verantwortlich für die Ausführung des gegebenen Befehls, und da das Bataillon durch die Disziplin zu einem Stück zusammengeleimt ist, der Chef aber ein Mann von anerkanntem Eifer sein muß, so dreht sich der Balken um einen eisernen Zapfen mit wenig Friktion. So aber ist es in der Wirklichkeit nicht, und alles, was die Vorstellung Übertriebenes und Unwahres hat, zeigt sich im Kriege auf der Stelle. Das Bataillon bleibt immer aus einer Anzahl Menschen zusammengesetzt, von denen, wenn der Zufall es will, der unbedeutendste imstande ist, einen Aufenthalt oder sonst eine Unregelmäßigkeit zu bewirken.“[295]

Anders als in der Mechanik konzentriert sich diese „entsetzliche Friktion“ daher nicht an einzelnen Punkten, sondern durchzieht die gesamte Militärorganisation. Die aus dem menschlichen Faktor – aus der jeweiligen geistigen und seelischen Verfassung – resultierende Friktion, welche jedes Individuum gleichsam zwischen den Ohren mit sich herumträgt, ist dabei untrennbar mit dem Zufall verbunden. Als Beispiele nennt Clausewitz Witterungserscheinungen wie Nebel, durch den der Gegner zu spät entdeckt wird, oder Regen, welcher die Wege aufweicht und so die Truppenbewegungen verlangsamt. So konstatiert er resümierend:

> „Das Handeln im Kriege ist eine Bewegung im erschwerenden Mittel. Sowenig man imstande ist, im Wasser die natürlichste und einfachste Bewegung, das bloße Gehen, mit Leichtigkeit und Präzision zu tun, sowenig kann man im Kriege mit gewöhnlichen Kräften auch nur die Linie des Mittelmäßigen halten.“[296]

Die „allgemeine Friktion“ und der Umstand, dass der Krieg „das Gebiet der Ungewißheit“ ist, bei dem „drei Vierteile derjenigen Dinge, worauf das Handeln […] gebaut wird, […] im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit“ liegen, werfen die Frage auf, wie diesen Problemen begegnet werden kann. Clausewitz verweist in diesem Zusammenhang auf den „durchdringenden Verstand“ des Feldherrn, der mit dem Takt seines Urteils die

295 Ebd., (I.7.) S. 262.
296 Ebd., (I.7.) S. 263.

Wahrheit „herausfühlen“ müsse.[297] Andererseits könne eine „mächtiger eiserner Wille“ die Friktion überwinden, „er zermalmt die Hindernisse, aber freilich die Maschine mit.“[298] In diesem Fall droht die Armee, an ihren eigenen Anstrengungen zugrunde zu gehen – ein Aspekt, den wir im neunten Kapitel über Angriff und Verteidigung noch näher betrachten werden. Zusammenfassend hält Clausewitz fest:

> „jeder Krieg ist reich an individuellen Erscheinungen, mithin ist jeder ein unbefahrenes Meer voll Klippen, die der Geist des Feldherrn ahnen kann, die aber sein Auge nie gesehen hat, und die er nun in dunkler Nacht umschiffen soll. Erhebt sich noch ein widriger Wind, d. h. erklärt sich noch irgendein großer Zufall gegen ihn, so ist die höchste Kunst, Geistesgegenwart und Anstrengung da nötig, wo dem Entfernten alles von selbst zu gehen scheint.“[299]

Dies führt uns zu den Faktoren, die der „allgemeinen Friktion“ entgegenwirken können. Clausewitz verweist hier zunächst auf die Kriegserfahrung der Befehlshaber und die Kriegsgewohnheit des Heeres. Die Kriegserfahrung führt dazu, dass der Kommandeur, das Phänomen der Friktion kennt und bei seinen Operationen „nicht eine Präzision in den Wirkungen“ erwartet, „die eben wegen dieser Friktion nicht möglich ist.“ Allzu großer Respekt vor der Friktion und damit den Unwägbarkeiten der Kriegführung ist jedoch von Nachteil. Denn dieser ergibt „jene Klasse von ängstlichen Generalen, die unter den Erfahrenen so häufig zu finden sind.“ In diesem Fall droht der Befehlshaber selbst zum Zentrum der Friktion zu werden, indem er im Zweifel die Untätigkeit dem Handeln ins Ungewisse vorzieht.[300]

Die Kriegsgewohnheit des Heeres charakterisiert Clausewitz als das „Öl“, welches die Reibung in der „Maschine“ vermindert. Die Truppen begegnen der „Atmosphäre des Krieges“ und der allgegenwärtigen Friktion auf diese Weise nicht mehr unvorbereitet und wissen besser damit umzugehen. Wie bereits bei den „ängstlichen Generalen“ kann die Erfahrung, vor allem wenn es die Erfahrung von Niederlagen und traumatischen Erlebnissen ist, aber auch in der Truppe ins Gegenteil umschlagen.[301]

---

297 Ebd., (I.3.) S. 233. In der englischsprachigen Clausewitz-Rezeption wurde daraus der „fog of war“, der „Nebel des Krieges“, gemacht.

298 Ebd., (I.7.) S. 262.

299 Ebd., (I.7.) S. 263.

300 Ebd., (I.7.) S. 263f.

301 Ebd., (I.8.) S. 265.

Mit der Kriegserfahrung und der Kriegsgewohnheit korrespondieren zum Teil die von Clausewitz im vierten Kapitel des dritten Buches benannten „moralischen Hauptpotenzen“. Als solche nennt er die „Talente des Feldherrn, kriegerische Tugend des Heeres und Volksgeist desselben.“ Zwar nennt Clausewitz die Talente des Feldherren an erster Stelle und widmet in seinem vor allem auf die Probleme der Strategie fokussierten Hauptwerk den Feldherreneigenschaften auch den breitesten Raum. Eine allgemeine Rangfolge der drei Faktoren hält er jedoch für nicht möglich, zumal bereits die Bemessung der einzelnen Größen ein schwieriges Unterfangen sei. Angesichts der für die Zeit nach den Napoleonischen Kriegen festgestellten Angleichung der europäischen Heere im Hinblick auf Organisation und Doktrin vermutet er jedoch, dass die Bedeutung von Volksgeist und Kriegsgewohnheit des Heeres als Differenzkriterium gewachsen sei.[302]

Abhängig von den Umständen und vor allem den geographischen Rahmenbedingungen misst Clausewitz den drei Faktoren unterschiedliches Gewicht bei. Bei dem nicht näher erörterten „Volksgeist des Heeres“, den Clausewitz knapp mit „Enthusiasmus, fanatischer Eifer, Glaube, Meinung“ umschreibt, dürfte es sich im wesentlichen um das Phänomen des Patriotismus bzw. Nationalismus gehandelt haben. Mit Blick auf die im 26. Kapitel des sechsten Buches diskutierte Volksbewaffnung zur Führung des Volkskrieges ließe sich „Volksgeist“ aber auch im Sinne von Volks- oder Nationalcharakter interpretieren. Nach Clausewitz’ Überzeugung kommt der Volksgeist am stärksten im Gebirgskrieg zur Geltung, „wo jeder sich selbst überlassen ist bis zum einzelnen Soldaten hinab.“ Daher seien Gebirge für Volksbewaffnungen auch die besten Kampfplätze.[303]

Demgegenüber würde sich die „kriegerische Tugend“ – die „[k]unstvolle Fertigkeit des Heeres und der gestählte Mut, der die Haufen zusammenhält, als wären sie aus einem Guß, […] sich am überlegensten in der freien Ebene [zeigen – CTM]“, während das „Talent des Feldherrn […] den meisten Spielraum in einer durchschnittenen, hügelreichen Gegend“ habe.[304]

Im darauffolgenden Kapitel erläutert Clausewitz die „kriegerische Tugend des Heeres“. Diese ist für ihn nicht gleichbedeutend mit Tapferkeit und Enthusiasmus. Die Tapferkeit müsse sich Gehorsam, Ordnung, Regel und Methode unterordnen, während Enthusiasmus nicht unbedingt notwendig sei. Der Einzelne sollte das „Geschäft“ des Krieges „mit dem Verstande ganz

302 Ebd., (III.4.) S. 359.
303 Ebd., (III.4.) S. 359f.
304 Ebd., (III.4.) S. 360.

durchdringen“ und „durch Übung Sicherheit und Leichtigkeit in demselben“ gewinnen. Der „esprit de corps“ oder „Innungsgeist“ sollte als Bindemittel dienen.

> „Ein Heer, welches in dem zerstörendsten Feuer seine gewohnten Ordnungen behält, welches niemals von einer eingebildeten Furcht geschreckt wird und der gegründeten den Raum Fuß für Fuß streitig macht, stolz im Gefühl seiner Siege, auch mitten im Verderben der Niederlage die Kraft zum Gehorsam nicht verliert, nicht die Achtung und das Zutrauen zu seinen Führern, dessen körperliche Kräfte in der Übung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Anstrengungen ansieht als ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht, und welches an alle diese Pflichten und Tugenden durch den kurzen Katechismus einer einzigen Vorstellung erinnert wird, nämlich die Ehre seiner Waffen, – ein solches Heer ist vom kriegerischen Geiste durchdrungen.“[305]

Entstehen kann dieser Geist nur aus zwei Quellen. Die eine sind Kriegserfahrung und überstandene Gefahren verbunden mit militärischen Erfolgen, die andere das aus der zur „höchsten Anstrengung getriebene[n] Tätigkeit des Heeres“ gewonnene Bewusstsein der eigenen Kräfte. Ausdrücklich grenzt Clausewitz den so gewonnenen „Bandengeist einer narbenvollen abgehärteten Kriegerrotte“ von dem „Selbstgefühl und der Eitelkeit stehender Heere“, die nur „durch den Leim eines Dienst- und Exerzierreglements zusammengehalten werden“, ebenso wie von der Ordnung, Fertigkeit und guten Stimmung eines im Frieden erzogenen Heeres ab. Solche Heere vermochten nur etwas durch ihre Feldherren, während schon der kleinste Unfall die beste Stimmung in Kleinmut zu verwandeln drohte. Dementsprechend mahnte er: „Man hüte sich also, Geist des Heeres mit Stimmung desselben zu verwechseln.“[306]

Den bei weitem meisten Raum widmet Clausewitz den Talenten des Feldherren und der Charakteristik des kriegerischen Genius. Als dessen leibhaftige Vertreter nennt Clausewitz Friedrich II., vor allem aber Napoleon Bonaparte, den er einmal sogar als den „Kriegsgott selbst“ bezeichnet.[307]

Für den Soldaten im Allgemeinen und die militärischen Führer aller Grade im Besonderen postuliert Clausewitz „Kühnheit“ und „Beharrlichkeit“. Die

305 Ebd., (III.5.) S. 361f.
306 Ebd., (III.5.) S. 364f.
307 Ebd., (VIII.3A.) S. 958.

Kühnheit betrachtet er als „edle Schwungkraft“ und „wirksames Prinzip“. Trifft sie auf Zaghaftigkeit, so hat sie „notwendig die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich.“ Nur die „besonnene Vorsicht“ sei ihr überlegen. Je höher die Führungsebene desto notwendiger sei es aber, „daß der Kühnheit ein überlegender Geist zur Seite trete“, damit sie nicht in einem „blinde[n] Stoß der Leidenschaft“ ende und so die „Wohlfahrt eines großen Ganzen“ gefährde.[308]

> „Je höher wir in den Führerstellen hinaufsteigen, um so mehr wird Geist, Verstand und Einsicht in der Tätigkeit vorherrschend, um so mehr wird also die Kühnheit, welche eine Eigenschaft des Gemütes ist, zurückgedrängt, und darum finden wir sie in den höchsten Stellen so selten, […]“

Ist sie aber auch dort anzutreffen, so sei sie umso bewunderungswürdiger. Gleichzeitig zeigt sich Clausewitz überzeugt, dass niemand, „dem diese Kraft des Gemüts nicht angeboren ist“, ein ausgezeichneter Feldherr werden könne.[309]

Mindestens genauso wichtig wie die Kühnheit ist jedoch die „Beharrlichkeit“. Die mit der Atmosphäre des Krieges und der Friktion verbundenen Phänomene setzen die höheren Truppenführer dem „beständigen Wellenschlag“ widerstreitender Nachrichten und mannigfaltiger Schwierigkeiten aus.

> „Wer diesen Eindrücken nachgeben wollte, würde keine seiner Unternehmungen durchführen, und darum ist die *Beharrlichkeit* in dem gefaßten Vorsatz, so lange nicht die entschiedensten Gründe dagegen eintreten, ein sehr notwendiges Gegengewicht.“[310]

Bei dem im dritten Kapitel des ersten Buches beschriebenen kriegerischen Genius handelt es sich um eine Persönlichkeit, welche durch den „harmonischen Verein“ seiner Geistes- und Seelenkräfte besonders „zur kriegerischen Tätigkeit“ befähigt ist. Dazu muss sie weder einen überragenden Intellekt besitzen, noch besonders gelehrt sein. Clausewitz postuliert andere Eigenschaften. Sie soll sich durch eine doppelte Form des Mutes, einerseits gegenüber der physischen Gefahr, aber andererseits noch viel mehr gegenüber der mit seiner

308 Ebd., (III.6.) S. 366f.
309 Ebd., (III.6.) S. 369.
310 Ebd., (III.7.) S. 371.

Führungsaufgabe verbundenen Verantwortung auszeichnen. Als geradezu unentbehrlich betrachtet Clausewitz jedoch vor allem zwei Eigenschaften:

> *„einmal ein Verstand, der auch in dieser gesteigerten Dunkelheit nicht ohne einige Spuren des inneren Lichts ist, die ihn zur Wahrheit führen, und dann Mut, diesem schwachen Lichte zu folgen.* Der erstere ist bildlich mit dem französischen Ausdruck *coup d'oeil* bezeichnet worden, der andere ist die *Entschlossenheit."*[311]

Der „coup d'oeil" – wörtlich ein flüchtiger Blick – bezeichnet die Fähigkeit, nicht allein mit dem körperlichen, sondern genauso mit dem geistigen Auge komplexe Lagen ursprünglich vor allem in der Taktik aber dann auch auf der strategischen Ebene rasch zu erfassen und geistesgegenwärtig die angemessenen Entscheidungen zu treffen. Hinzu müsse aber die Entschlossenheit als „Akt des Mutes", besser noch als Charakterzug und „Gewohnheit der Seele" treten. „Bloßer Verstand ist noch kein Mut, denn wir sehen die gescheitesten Leute oft ohne Entschluß." Verstand ist allerdings Voraussetzung für Entschlossenheit. Menschen mit wenig Verstand können zwar in schwierigen Fällen ohne Zaudern handeln, „aber dann tun sie es ohne Überlegung", was im Clausewitzschen Sinne nicht als Entschlossenheit gilt. Das mag im Einzelfall richtig und erfolgreich sein. Indikator für das Dasein des kriegerischen Genius ist für Clausewitz aber nicht der Einzel- sondern der Durchschnittserfolg.[312]

Als weitere Voraussetzungen nennt Clausewitz die „Energie des Handelns" befeuert durch den „Seelendurst nach Ruhm und Ehre", den „Ortssinn" als phantasiebasierte räumliche Vorstellungskraft, sowie die „Einsicht in die höheren Staatsverhältnisse", wo die Kriegführung mit der Politik zusammenfällt, weshalb der Feldherr zugleich immer auch Staatsmann sein müsse.[313]

---

311 Ebd., (I.3.) S. 234. Vgl. Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 127. In seiner „Strategie von 1804" hatte Clausewitz die Anforderungen an den Feldherrn noch folgendermaßen zusammengefasst: „Von seiten des Kopfes muß er vorzüglich leichte Fassungskraft, schnellen Überblick, Deutlichkeit in seinen Vorstellungen, richtige Urteilskraft, von seiten des Charakters muß er vorzüglich Unerschrockenheit, Gleichmut, festen Willen, Kaltblütigkeit, Ehrgeiz, oder mit einem Worte, er muß eine starke emporstrebende Seele haben – List und beständige Regsamkeit sind Eigenschaften, die ich ihm für mein Teil hinzuwünsche. Mein Schluß ist also: Ein Feldherr ist weit entfernt, ein Gelehrter sein zu müssen, ob es gleich lächerlich ist, Leute an die Spitze von Heeren zu stellen, die nie militärische Studien gemacht haben, wie das oft geschieht, ohne daß jemand etwas Arges daran hätte." Clausewitz, Strategie (wie Anm. 54), S. 8.

312 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.3.) S. 235f.

313 Ebd., (I.3.) S. 239, 246f, 250.

Der kriegerische Genius verbindet auf diese Art und Weise den aus Instinkt und Intellekt resultierenden Takt des Urteils mit starken Seelenkräften. Clausewitz unterscheidet dabei vier Gemütstypen – die Indolent-phlegmatischen, die Regsamen mit begrenzter Gefühlsstärke, die sehr Reizbaren sowie schließlich

> „die wenig beweglichen, aber darum tief bewegten Menschen, die sich zu den vorigen wie die Glut zur Flamme verhalten, am meisten geeignet, mit ihrer Titanenkraft die ungeheuren Massen wegzuwälzen, unter welchen wir uns bildlich die Schwierigkeiten des kriegerischen Handelns vorstellen können."[314]

Bei dem favorisierten vierten Typ hat Clausewitz offensichtlich seinen bewunderten Lehrer und Freund Scharnhorst im Sinn gehabt, welcher auf diejenigen, die ihn nicht kannten, wenig beeindruckend wirkte, aber seine forsch auftretenden Generalskollegen in puncto kluger Analyse, Entschlossenheit und ausdauernder Beharrlichkeit ohne weiteres übertraf. Und so kommt auch das Genie bei Clausewitz eher unspektakulär daher, wie ein Zitat aus dem ersten Kapitel des dritten Buches verdeutlicht.

> „Ein Fürst oder Feldherr, welcher seinen Krieg genau nach seinen Zwecken und Mitteln einzurichten weiß, nicht zu viel und zu wenig tut, gibt dadurch den größten Beweis seines Genies. […] Es ist das richtige Zutreffen der stillen Voraussetzungen, es ist die geräuschlose Harmonie des ganzen Handelns, welche wir bewundern sollten, und die sich erst in dem Gesamterfolg verkündet."

Dabei geht es nicht primär um taktisch-technische Innovationen oder strategische Finessen wie die „geschraubte Emphase" mancher Militärschriftsteller glauben machen will, sondern im Grunde um höchst einfache Formen, die klug und entschlossen verwendet wurden. Als Beispiel führt Clausewitz den Feldzug Friedrichs II. von 1760 an. Dabei seien nicht die „schönen Märsche und Manöver", sondern

> „zuvörderst des Königs Weisheit [zu – CTM] bewundern, der bei seinen beschränkten Kräften ein großes Ziel verfolgend, nichts unternahm, was diesen Kräften nicht entsprochen hätte, und *gerade genug*, um seinen

314 Ebd., (I.3.) S. 241-243.

> Zweck zu erreichen. […] Schlesien in den sicheren Hafen eines wohl garantierten Friedens zu bringen".[315]

Mit seiner breiten Erörterung der geistig-moralischen Kräfte und des Phänomens der Friktion hat Clausewitz nicht nur militärtheoretisches Neuland beschritten, sondern war seiner Zeit auch in mancherlei Hinsicht voraus. Lange bevor die Psychologie sich als wissenschaftliche Disziplin etablierte, suchte er psychologische Faktoren zu typologisieren, während der Friktionsbegriff Probleme der erst Ende des 19. Jahrhunderts entstehenden Chaosforschung vorweg nahm.

Insofern ist es nicht verwunderlich, wenn die Clausewitzsche Terminologie aus heutiger Sicht Inkonsistenzen aufweist. Das betrifft etwa den Friktionsbegriff und die allenfalls diffuse Unterscheidung von geistigen und moralischen Faktoren. Peter Paret sieht in Clausewitz' Erörterung daher „den schwächsten Teil" seines Hauptwerkes „Vom Kriege". Clausewitz' systematisierende Überlegungen und seine Charakter-Typologie zeichneten sich zwar durch offensichtlichen gesunden Menschenverstand aus, ebenso gut wären aber auch andere Kombinationen denkbar. Alles in allem blieben seine Überlegungen hinter den Ansprüchen einer klinisch und logisch konsistenten Gefühls- und Verhaltenstheorie zurück.[316]

Diese Einschätzung von Paret ist zweifellos zutreffend. Allerdings ist es mehr als fraglich, ob die heutige (Militär-)Psychologie im Hinblick auf eine allgemein anerkannte Charakter-Typologie ebenso wie auf eine konsistente Verhaltenstheorie tatsächlich so viel weiter ist, als es Clausewitz um 1830 bereits war.

Der Friktionsbegriff ist vor allem vor dem Hintergrund der Revolution in Military Affairs in den letzten drei Jahrzehnten immer wieder kontrovers diskutiert worden. Im Jahr 1997 verkündete der US-amerikanische Generalleutnant Kenneth A. Minihan vor dem Hintergrund der Digitalisierung das Ende der Clausewitzschen Welt. Neue Aufklärungs- und Kommunikationstechnik, neue Feuerleitsysteme und die computergestützte vernetzte Operationsführung würden, wenn vielleicht auch nicht die Friktion selbst, so doch zumindest deren Effekte weitgehend ausschalten.[317]

Diese Vorstellung war damals aber keineswegs neu. Schon zuvor hatten technische Innovationen im Militärwesen – etwa die Einführung der

315 Ebd., (III.1.) S. 346-348.

316 Paret, Staat (wie Anm. 119), S. 455. Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 123.

317 Stephen J. Cimbala, Clausewitz and chaos. Friction in war and military policy, Westport, CT, London 2001, S. 4.

elektrischen Telegrafie Mitte des 19. Jahrhunderts, lenkbare Luftschiffe und Motorflugzeuge am Anfang des 20. Jahrhunderts oder die elektronische Datenverarbeitung in dessen zweiter Hälfte – bei Teilen der militärischen Fachwelt zu der Erwartung geführt, dass damit das für die Kriegführung grundlegende Problem der Ungewißheit stark reduziert, wenn nicht gebannt sei. Nachrichten könnten nun zuverlässig und praktisch in Echtzeit übermittelt werden. Die Luftaufklärung würde ein klares Lagebild ermöglichen. Und schließlich würde die computergestützte Datenverarbeitung und -analyse Kriege berechenbar machen.

In der Praxis erwiesen sich diese – auch nur von einer besonders technikgläubigen Minderheit geteilten – Erwartungen jedoch in der Regel als überzogen. Die genannten technischen Möglichkeiten verbesserten zwar die Informationsübermittlung, -gewinnung und -verarbeitung, doch gleichzeitig wurden die Militärorganisationen und das Kriegsgeschehen als solches immer komplexer und unübersichtlicher.

Das trifft insbesondere auf die Kriege seit dem Zweiten Weltkrieg zu. Deren Großteil entsprach nicht dem konventionellen Kriegsbild. Oft handelte es sich um asymmetrische Konstellationen, bei denen eine Seite mit irregulären Kräften in Guerilla-Manier kämpfte. Hier spielten die „weichen", sich einer Quantifizierung entziehenden geistig-moralischen Faktoren die entscheidende Rolle.

Dementsprechend stieß Minihans Ankündigung bei anderen Militärsachverständigen auch auf deutliche Skepsis. Sie verwiesen nicht nur darauf, dass asymmetrische Konfliktlagen vor allem soziokulturelle und politische Kompetenz erforderten, sondern dass die mit großen Erwartungen betrachtete Hochtechnologie aufgrund ihrer Komplexität und Verwundbarkeit selbst eine Quelle der Friktion werden könnte.[318]

Ein interessantes Beispiel ist in dieser Hinsicht das vom 24. Juli bis zum 15. August 2002 von den US-Streitkräften durchgeführte Manöver „Millenium Challenge 2002". Unter Beteiligung von 13.000 Soldaten aus allen Teilstreitkräften sollten dabei Technologien und Konzepte der netzwerkzentrierten Kriegführung – network-centric warfare – erprobt werden. Das fiktive Operationsgebiet ähnelte dem Persischen Golf, so dass die Vermutung nahe liegt, dass hier eine bewaffnete Auseinandersetzung mit dem Irak oder dem Iran simuliert werden sollte.

Während die die USA verkörpernde „blaue" Seite auf ihre technologische Überlegenheit setzte und mit den Methoden des „operational net assessments" perfektes Wissen über den Gegner und damit „information dominance"

318 Ebd., S. 5f.

anstrebte, suchte die durch den bereits pensionierten Generalleutnant des U.S. Marine Corps Paul K. van Riper geführte „rote" Seite die technische Überlegenheit von „Blau" unkonventionell zu unterlaufen. Riper setzte auf Lowtech, Improvisation und Selbsttätigkeit der Unterführer. Um Funkaufklärung und elektronische Störmaßnahmen des Gegners zu umgehen, nutzte er für die Befehlsübermittlung Kradmelder. Funksignale wurden zum Teil durch Lichtzeichen ersetzt. Die US-Kriegsschiffe ließ er zunächst von einer Vielzahl vermeintlich harmloser Fischer- und Patrouillenboote umschwärmen, die sich mit Sprengstoff beladen auf seinen Befehl hin simultan auf die gegnerischen Schiffe stürzten. Gleichzeitig ließ er alle ihm zur Verfügung stehenden Marschflugkörper auf die „blaue" Flotte abfeuern.

Auf diese Weise gelang es „Rot" in der ersten Übungsphase die ansonsten kaum überwindbaren elektronischen Gegenmaßnahmen des Gegners zu überlasten und diesem – fiktiv – schwere Verluste zuzufügen. Im Ergebnis wurden bei dem simulierten Angriff zwei Drittel der „blauen" Flotte – sechzehn Schiffe, darunter ein Flugzeugträger – versenkt. Im Ernstfall hätte „Blau" dabei bis zu 20.000 Soldaten verloren.

Nach diesem für „Blau" frustrierenden Ergebnis ließ die Manöverleitung den Rest der Übung unter strikten Vorgaben – „fully scripted" – ablaufen, so dass am Ende dann doch noch die „blaue" Seite gewinnen konnte.[319]

Insgesamt – und das soeben geschilderte Beispiel unterstreicht dies – haben Clausewitz' Überlegungen zum Phänomen der Friktion und zu den moralischen Kräften daher auch angesichts digitaler Hochtechnologie nichts von ihrer Gültigkeit verloren.

319 Coker, Rebooting (wie Anm. 221), S. 111. Für nähere Informationen und Quellen vgl. https://en.wikipedia.org/wiki/Millennium_Challenge_2002 (Stand 30.04.2020).

KAPITEL 6

Zwecke und Mittel

Das Verhältnis von Zweck und Mittel bildet das zentrale Strukturprinzip des Clausewitzschen Begriffsapparates, welches sich von der „Strategie von 1804“ bis zu „Vom Kriege“ als Konstante durch seine theoretischen Arbeiten hindurchzieht. Clausewitz ist aber nicht der einzige Militärtheoretiker, der in seinen Arbeiten Zwecke und Mittel in ihrer Relation zueinander betrachtet.

So charakterisiert sein Zeitgenosse Constantin von Lossau den Krieg als äußerstes Mittel der Staaten, in dem unter größter Anstrengung mit Gewalt erlangt werden soll, „was auf einem friedlichen Wege nicht möglich ist. Jene Anstrengungen sind also nur die Vorbereitung zu [sic!] Erreichung eines Zwecks durch gewaltsame Mittel.“ Für die Regelung ihres Verhältnisses gab er seinen Lesern den einfachen Rat mit auf den Weg: „sobald die gewählten Mittel wirklich nicht mehr dem Zweck entsprechen, so höre man auch auf, sie für zweckmäßig zu halten.“[320]

Doch während Lossau die beiden Begriffe nur punktuell verwendet, entwickelt Clausewitz eine „Vorstellung vom Kriege als eines durch die Hierarchie von Mitteln und Zwecken strukturierten Ganzen“.[321] Je nach Handlungsebene kann ein und dasselbe Phänomen entweder Zweck oder Mittel sein. Die Zwecke der jeweils unteren werden dabei zu den Mitteln der nächst höheren Ebene.

Der Größe der Zwecke sollte dabei grundsätzlich die Größe der Mittel entsprechen. Diese Forderung hat Clausewitz zuerst in seinem „Anti-Bülow“ geltend gemacht, indem er gegen Bülows Vorstellung polemisierte, große Wirkungen durch geringe Mittel – ohne Schlacht – hervorbringen zu wollen. Im Vordergrund seiner Kritik stand aber Bülows Verständnis der Begriffe Strategie und Taktik, wonach „Strategie […] die Wissenschaft kriegerischer Bewegungen außerhalb dem Gesichtskreis des Feindes, Taktik innerhalb desselben“ sei. Clausewitz räumte ein, dass diese Definition zwar „nahe an der Wahrheit herumstreicht“, aber gleichwohl „ganz mechanisch und im höchsten Grade unphilosophisch“ sei. „Was thut denn der Gesichtskreis zur Sache?“ Stattdessen sollte man nach den verfolgten Zwecken und den verwendeten Mitteln fragen. „Der Gegenstand einer Kunst ist der Gebrauch der vorhandenen Mittel zum vorgesetzten Zweck.“ Die Taktik ist dementsprechend der Gebrauch der

320 Lossau, Krieg (wie Anm. 217), S. 135 und 145.
321 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 150.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_007

Streitkräfte im Gefecht zum Zweck des Sieges, während Strategie der Gebrauch der Gefechte – oder vielmehr der darin erfochtenen Siege – zum Zweck des Krieges ist.[322]

Während Bülows Unterscheidung ein bloßes Wahrnehmungskriterium – der zudem höchst subjektive „Gesichtskreis" – zugrunde liegt, basiert die Clausewitzsche auf einem intellektuellen Prinzip.[323]

In „Vom Kriege" bildet die Zweck-Mittel-Relation bereits die Basis für den Clausewitzschen Kriegsbegriff. Demnach ist der Krieg „ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen." Die physische Gewalt ist das Mittel. Den Willen aufzuzwingen ist der Zweck. Entsprechend der Ringkampf-Allegorie besteht aber – im „reinen Begriff" des Krieges – der nächste Zweck zunächst einmal darin, „den Gegner niederzuwerfen und dadurch zu jedem ferneren Widerstand unfähig zu machen." Ihn wehrlos zu machen, „ist dem Begriff nach das eigentliche Ziel der kriegerischen Handlung. Es vertritt den Zweck und verdrängt ihn gewissermaßen als etwas nicht zum Kriege selbst Gehöriges."[324]

Die Zweck-Mittel-Relation wird damit zur Trias Zweck, Ziel und Mittel erweitert. Im wirklichen Krieg bildet der politische Zweck als ursprüngliches Motiv das Maß für das zu verfolgende strategische Ziel und die für dessen Erreichung aufzuwendenden Mittel bzw. Anstrengungen. Als Äquivalent für den politischen Zweck wird das strategische Ziel „im allgemeinen mit diesem heruntergehen". In der Folge werden Kriege sehr unterschiedlicher Intensitätsgrade „von dem Vernichtungskriege hinab bis zur bloßen bewaffneten Beobachtung" möglich.[325]

Gleichzeitig ist der politische Zweck aber kein „despotischer Gesetzgeber". Daher gilt es, erstens die Natur des gewählten Mittels zu beachten, damit man vom Krieg keine Resultate erwartet, die er nicht erbringen kann. Zweitens wirken die auf strategischer und taktischer Ebene erreichten Ergebnisse auf die politische Ebene zurück. So können die verfolgten politischen Zwecke während des Krieges gesteigert werden. Oder sie werden angesichts militärischer Misserfolge oder zu hoher Kosten reduziert oder gänzlich aufgegeben. Einen Überblick dieses Zusammenhangs gibt die Abbildung 3, welche im Folgenden erläutert wird.

Aufgabe der Politik als personifizierter Intelligenz des Staates ist es, dessen Wohlergehen zu gewährleisten. Als Mittel steht ihr dabei neben

322 Clausewitz, Bülow (wie Anm. 52), S. 67-69. Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 79.
323 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 151.
324 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.1.) S. 191f.
325 Ebd., (I.1.) S. 192 und 201f.

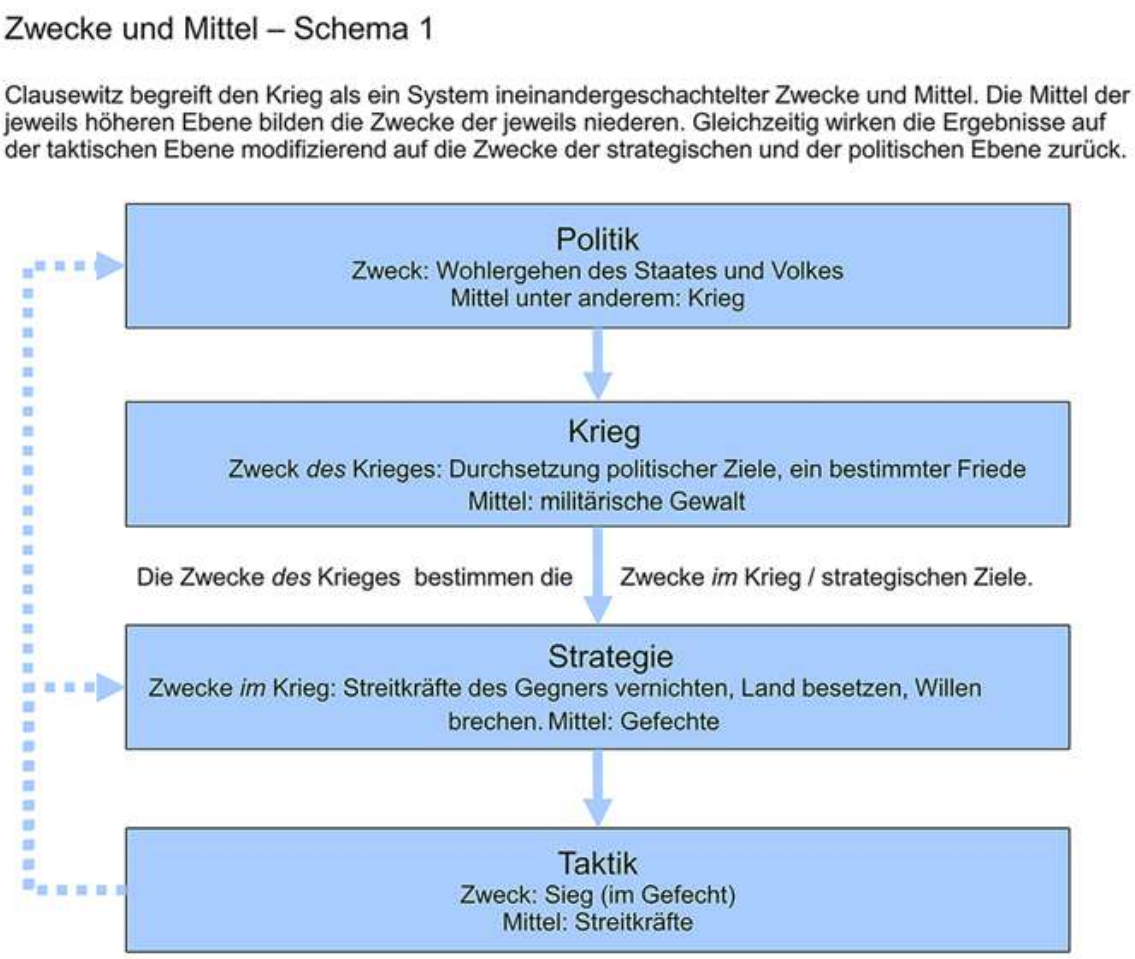

Abb. 3

anderen – diplomatischen, kulturellen, juristischen und ökonomischen – Hebeln auch der Einsatz militärischer Gewalt – also Krieg – zur Verfügung. Der Zweck des Krieges besteht in der Durchsetzung spezifischer politischer Interessen und der Erreichung eines bestimmten Friedens. Die damit verbundenen Veränderungen des politischen Status quo können die Machtkonstellation zwischen den Staaten genauso wie deren territorialen Zuschnitt betreffen.

Die Zwecke *des* Krieges determinieren dabei die verfolgten strategischen Ziele als Zwecke *im* Krieg. Generell richten sich die Kriegsanstrengungen – wie Clausewitz im zweiten Kapitel des ersten Buches „Zweck und Mittel im Kriege" ausführt – gegen drei Objekte. Diese sind „die Streitkraft, das Land und der Wille des Feindes." Wird angestrebt, den Gegner „wehrlos" zu machen, so ergibt sich daraus als erstes, dass dessen Streitkraft vernichtet werden muss. Das heißt, sie wird in einen Zustand versetzt, *„daß sie den Kampf nicht mehr fortsetzen kann."* Dies kann durch Tod, Verwundung und Gefangennahme der gegnerischen Soldaten erfolgen. Denkbar ist aber auch, dass sich die Streitkraft aufgrund von Anstrengungen und Entbehrungen – wie etwa das preußische

Heer auf dem Rückzug 1806 oder die Napoleonische Grande Armée 1812 in Russland – faktisch selbst auflöst. Wenn Clausewitz also von Vernichtung und von Vernichtungskrieg spricht, so bezieht sich dies allein auf die Vernichtung der Streitkraft als Streitkraft.[326]

Als zweites muss das Land besetzt werden, denn darin könnten neue Streitkräfte gebildet werden. Doch selbst wenn die Streitkräfte vernichtet und das Land besetzt ist, bedeutet dies noch nicht, dass der Krieg damit beendet ist. Denn,

> „solange der Wille des Feindes nicht auch bezwungen ist, d. h. seine Regierung und seine Bundesgenossen zur Unterzeichnung des Friedens oder das Volk zur Unterwerfung vermocht sind, […] kann sich, während wir im vollen Besitz des Landes sind, der Kampf in seinem Innern oder auch durch Beistand seiner Bundesgenossen von neuem entzünden."[327]

Die Bedeutung dieses dritten Aspektes ist vor allem bei den Volkskriegen des frühen 19. ebenso wie bei den Partisanen- und Guerilla-Bewegungen des 20. und 21. Jahrhunderts offensichtlich.

Das wichtigste Mittel der Strategie sind für Clausewitz dabei stets die Gefechte bzw. deren Ergebnisse. Die Streitkräfte und die durch diese im Gefecht angewendete physische Gewalt sind Mittel zum Zweck des Gefechtes – des Sieges. Die Ergebnisse der Gefechte – die Siege oder Niederlagen – wirken sowohl auf das strategische als auch das politische Kalkül zurück und können eine Modifikation der verfolgten strategischen Ziele und politischen Zwecke bedingen.

Das ist insbesondere dann der Fall, wenn mit dem Krieg nur beschränkte Zwecke verfolgt werden und dieser strategisch nicht auf das „Wehrlosmachen" des Gegners abzielt. Dann sind auch Kriege zwischen sehr ungleichen Mächten erklärbar. In diesem Fall treten für Clausewitz vor allem zwei Motive „zum Frieden an die Stelle der Unfähigkeit zum ferneren Widerstand […] Das erste ist die Unwahrscheinlichkeit, das zweite ein zu großer Preis des Erfolges."[328]

Dies führt uns zum Verhältnis der verfolgten Zwecke zu den angewandten Mitteln sowie der Wechselwirkung zwischen den Gegnern, welche Gegenstand der Abbildung 4 sind.

Anders als im „reinen Begriff" des Krieges, wo es allein darauf ankommt, den Gegner niederzuwerfen, liegt im wirklichen Krieg der Bemessung von

326 Ebd., (I.2.) S. 214f.
327 Ebd., (I.2.) S. 215.
328 Ebd., (I.2.) S. 216.

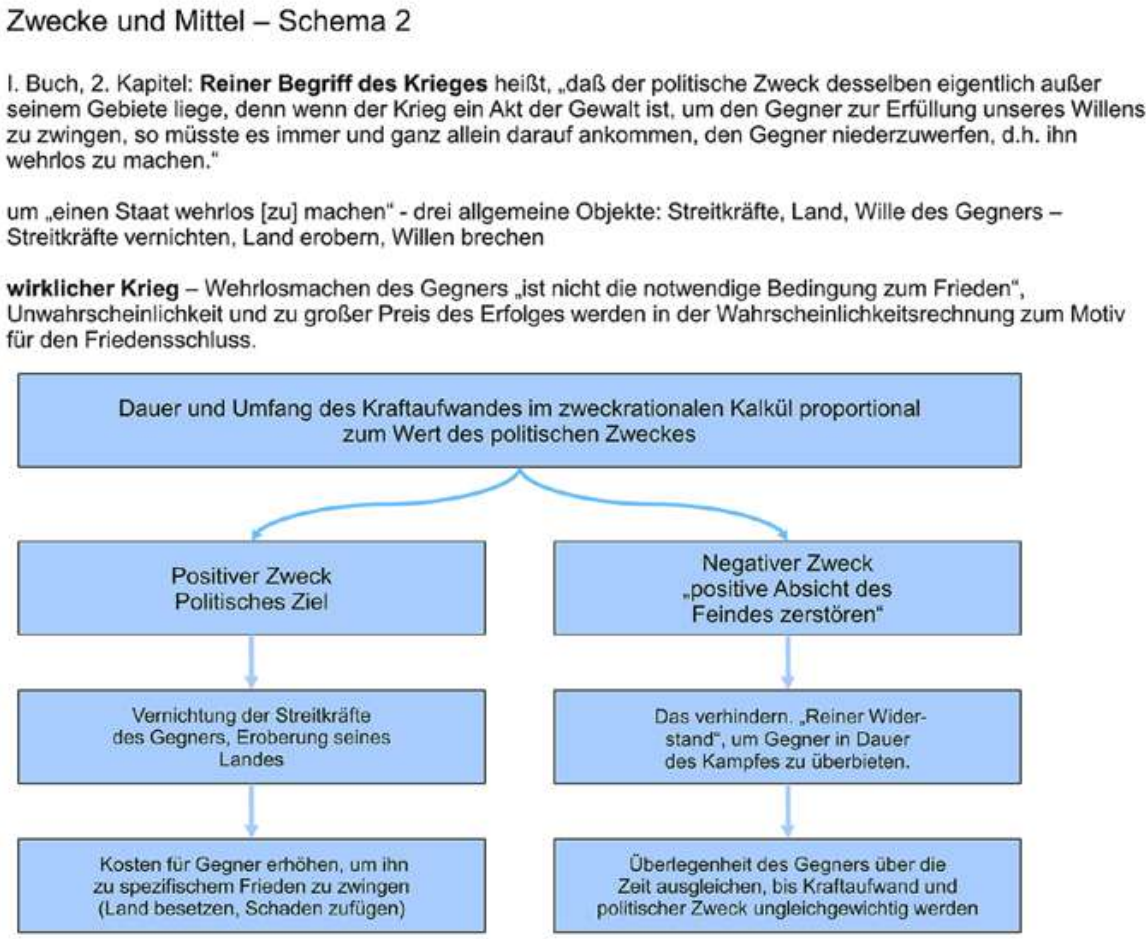

Abb. 4

Dauer und Umfang des Kraftaufwandes ein zweckrationales Kalkül zugrunde. Die eingesetzten Mittel verhalten sich dabei – zumindest grundsätzlich – proportional zum Wert des verfolgten politischen Zweckes.

Beispielsweise kann die eine Seite eine Provinz der anderen erobern wollen, so wie Friedrich II. 1740 Schlesien von den Habsburgern erobern wollte. Der Zweck des Krieges kann aber auch darin bestehen, den Gegner zu einem bestimmten Verhalten zu zwingen, so wie 1812 als Napoleon Russland zur Re-Implementierung der Kontinentalsperre zwingen wollte. Sowohl Friedrich als auch Napoleon verfolgten somit positive Zwecke, während Maria Theresia und Alexander I. lediglich den negativen Zweck verfolgten, die positive Absicht ihrer Gegner zu vereiteln.

Verallgemeinernd merkt Clausewitz dazu an: „Das Bestreben mit dem positiven Zweck ruft den Vernichtungsakt ins Leben, das Bestreben mit dem negativen wartet ihn ab."[329] Positiver und negativer Zweck sind daher eng verbunden mit den Begriffen von Angriff und Verteidigung. Ersterer ist die schwächere Form mit dem positiven Zweck, letztere die stärkere Form mit

329 Ebd., (I.2.) S. 228.

dem negativen Zweck. Der Angriff ist durch den aktiven Stoß, die Verteidigung durch das Abwarten desselben gekennzeichnet.

Tatsächlich verbindet sich der positive politische Zweck in der historischen Erfahrung zumeist mit der strategischen Offensive. Um seinen politischen Zweck durchzusetzen, sucht der Angreifer die Streitkräfte des Verteidigers zu vernichten und dessen Land zu besetzen. Vor allem der „Verbrauch" an Streitkräften und der Verlust an Provinzen bildet den Kraftaufwand des Verteidigers. Clausewitz nennt darüber hinaus aber auch noch die Invasion der gegnerischen Provinzen, um diese mit Kriegssteuern zu belegen, ganz allgemein Unternehmen, die dem Gegner Schaden zufügen, sowie schließlich die gezielte Ermüdung des Gegners durch die Dauer der Kriegshandlungen als Mittel, um den Kraftaufwand des Verteidigers zu erhöhen. Durch „Erschöpfung der physischen Kräfte und des Willens" soll der Gegner auf diese Weise zur Beendigung seines Widerstandes und zur Annahme eines spezifischen Friedens gezwungen werden.[330]

Der Verteidiger sucht demgegenüber seine Provinzen zu be- und seine Streitkräfte zu erhalten. Um aber „ein etwaiges Übergewicht des Gegners *auszugleichen*" und dessen positive Absicht letztlich zu vernichten, ist der Verteidiger gehalten, sich möglichst kleine Zwecke vorzusetzen. Der für Clausewitz kleinste denkbare Zweck „ist *der reine Widerstand*, d. h. der Kampf ohne eine positive Absicht."[331]

Dessen letztes Ziel besteht darin, „die Dauer der Handlung so zu verlängern, daß der Gegner sich darin erschöpft." Der Kraftaufwand des Gegners wird so sukzessive auf einen Punkt gebracht, „daß ihm der politische Zweck desselben nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, er ihn also aufgeben muß." Dazu sucht der Verteidiger die Entscheidung in der Zeit und soweit die Umstände es gestatten auch im Raum – durch Rückzug ins Innere des Landes – hinauszuschieben.[332]

Als Beispiel nennt Clausewitz hier explizit „die talentvolle Anwendung einer weisen Ökonomie der Kräfte" durch Friedrich II. im Siebenjährigen Krieg. In Kombination mit dem Rückzug ins Innere des Landes sticht aber vor allem die russische Strategie im Feldzug von 1812 ins Auge. Insgesamt stellen sich die Mittel zum Zweck aber durchaus vielgestaltig dar, wie Clausewitz resümierend hervorhebt:

> „Wir sehen also, daß es im Kriege der Wege zum Ziele viele gibt, daß nicht jeder Fall an die Niederwerfung des Gegners gebunden ist, daß

330 Ebd., (I.2.) S. 218f.
331 Ebd., (I.2.) S. 220f.
332 Ebd., (I.2.) S. 221 und 228f.

> *Vernichtung der feindlichen Streitkraft, Eroberung feindlicher Provinzen, bloße Besetzung derselben, bloße Invasion derselben, Unternehmungen, die unmittelbar auf politische Beziehungen gerichtet sind, endlich ein passives Abwarten der feindlichen Stöße – alles Mittel* sind, die, jedes für sich, zur Überwindung des feindlichen Willens gebraucht werden können, je nachdem die Eigentümlichkeit des Falles mehr von dem einen oder dem anderen erwarten läßt."[333]

Ursprünglich hatte Clausewitz die „Notwendigkeit einer strengen Symmetrie" zwischen Zweck und Mittel „gegen Bülows Ansicht geltend gemacht, große Wirkungen seien am besten durch geringe Mittel hervorzubringen". Stattdessen betonte er, dass große Zwecke auch große Mittel erforderten, während man kleine Zwecke auch mit kleinen Mitteln verfolgen könnte.[334]

Aufgrund seiner kriegsgeschichtlichen Studien und seiner soeben dargestellten theoretischen Reflexionen stellte sich aber beim späten Clausewitz eine – wie Panajotis Kondylis hervorhebt – „ausgesprochen historisch relativistische Einstellung zur Frage von Zweck und Mittel" ein. Zwecke, Ziele und Mittel stellten sich ihm nun sehr veränderlich dar und standen in keinem fixen Verhältnis mehr zueinander.[335]

Im dritten Kapitel B des achten Buches geht Clausewitz zunächst noch davon aus, dass sich der wechselseitig auszuübende Zwang nach der Größe der beiderseitigen politischen Forderungen richten müsse. Diese seien aber nicht immer hinreichend bekannt, was „ein erster Grund zur Verschiedenheit in den Mitteln sein [könne – CTM], die beide aufbieten." Als zweiten Grund führt Clausewitz die unterschiedliche „Lage und Verhältnisse der Staaten" sowie schließlich drittens die Unterschiede der Regierungen im Hinblick auf Willensstärke, Charakter und Fähigkeiten an.

> „Diese drei Rücksichten bringen eine Ungewißheit in die Berechnung des Widerstandes, welchen man finden wird, folglich der Mittel, die man anwenden soll, und des Zieles, welches man sich setzen darf.
>
> Da im Kriege aus unzureichenden Anstrengungen nicht bloß ein Nichterfolg, sondern positiver Schaden entstehen kann, so treibt das beide Teile, sich einander zu überbieten, wodurch eine Wechselwirkung entsteht."[336]

---

333 Ebd., (I.2.) S. 221.
334 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 79.
335 Ebd., S. 81.
336 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VIII.3B.) S. 960.

Die Abwägung der beiderseits verfolgten Zwecke, der Verhältnisse der Kriegsparteien und die Kalkulation des richtigen Maßes der Mittel bilden eine nicht zu unterschätzende Herausforderung für den Takt des Urteils. „In diesem Sinne hat Bonaparte ganz richtig gesagt: es würde eine algebraische Aufgabe werden, vor der selbst ein Newton zurückschrecken könnte."[337]

Die allgemeine Ungewissheit und die Unberechenbarkeit des Gegners bedingen, dass die subjektive in Abhängigkeit von der objektiven Politik gerät. Das heißt, sie kann ihre Zwecke nicht mehr unabhängig von den mutmaßlichen Zwecken des Gegners festsetzen. Das Gleiche betrifft auch den Gebrauch oder Nicht-Gebrauch von bestimmten Mitteln. Kondylis verweist darauf, es könne „sogar dazu kommen, daß vornehmlich oder ausschließlich im Hinblick auf die Beschaffenheit der Mittel gedacht und gehandelt wird."[338]

Eine strenge Proportionalität ist in der Praxis daher nicht gegeben. So können eigentlich begrenzte politische Zwecke auch mit großen Mitteln verfolgt werden. Das ist insbesondere dann der Fall, wenn der Krieg durch Beteiligung großer Gemütskräfte eskaliert. In der deutschen Militärtheorie führte das von Moltke d. Ä. 1869 formulierte Postulat nach schneller und großer Entscheidung sowie seine 1871 erhobene Forderung nach Autonomie der militärstrategischen von der politischen Führungsebene Ende des 19. Jahrhunderts zu einer einseitigen Orientierung auf die möglichst umfassende Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte, unabhängig vom jeweiligen politischen Zweck des Krieges. Diese Position findet sich gleichermaßen bei den Moltke-Epigonen Wilhelm von Blume (1835-1919) und Wilhelm von Scherff (1834-1911) ebenso wie bei Colmar von der Goltz (1843-1916). Bei letzterem liest sich dies dann wie folgt: „Der Krieg dient nach wie vor der Politik zur Erreichung ihrer Zwecke, er muß aber auch um untergeordneter Ziele willen auf vollständige Niederwerfung des Gegners ausgehen."[339]

Eine ähnliche Haltung lag auch dem „Schlieffenplan" bzw. seiner modifizierten Variante, dem „Moltkeplan", für einen Feldzug gegen Frankreich zugrunde. Nachdem es sich aber hier zugleich um Planungen für einen Krieg gegen eine überlegene Koalition handelte, sind diese Pläne zugleich auch ein Beispiel für die Konstellation, in der große Zwecke mit nur begrenzten Mitteln verfolgt werden.

---

337 Ebd., (VIII.3B.) S. 961.

338 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 94. Vgl. dazu das Abraham Maslow zugeschriebene Zitat: „If the only tool you have is a hammer, you tend to see every problem as a nail."

339 Wilhelm von Blume, Strategie. Eine Studie, Berlin 1882, S. 204. Wilhelm von von Scherff, Die Lehre vom Kriege auf der Grundlage seiner neuzeitlichen Erscheinungsformen, Berlin 1897, S. 3. Colmar v. d. Goltz, Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit, Berlin 1883, S. 7.

In jedem Fall führen die Eigenheiten des Phänomens Krieg sowie insbesondere die in ihm wirkenden geistigen und moralischen Kräfte zu einer gewissen Eigendynamik der Mittel, die einer streng proportionalen Korrelation von Zwecken und Mitteln entgegensteht.[340]

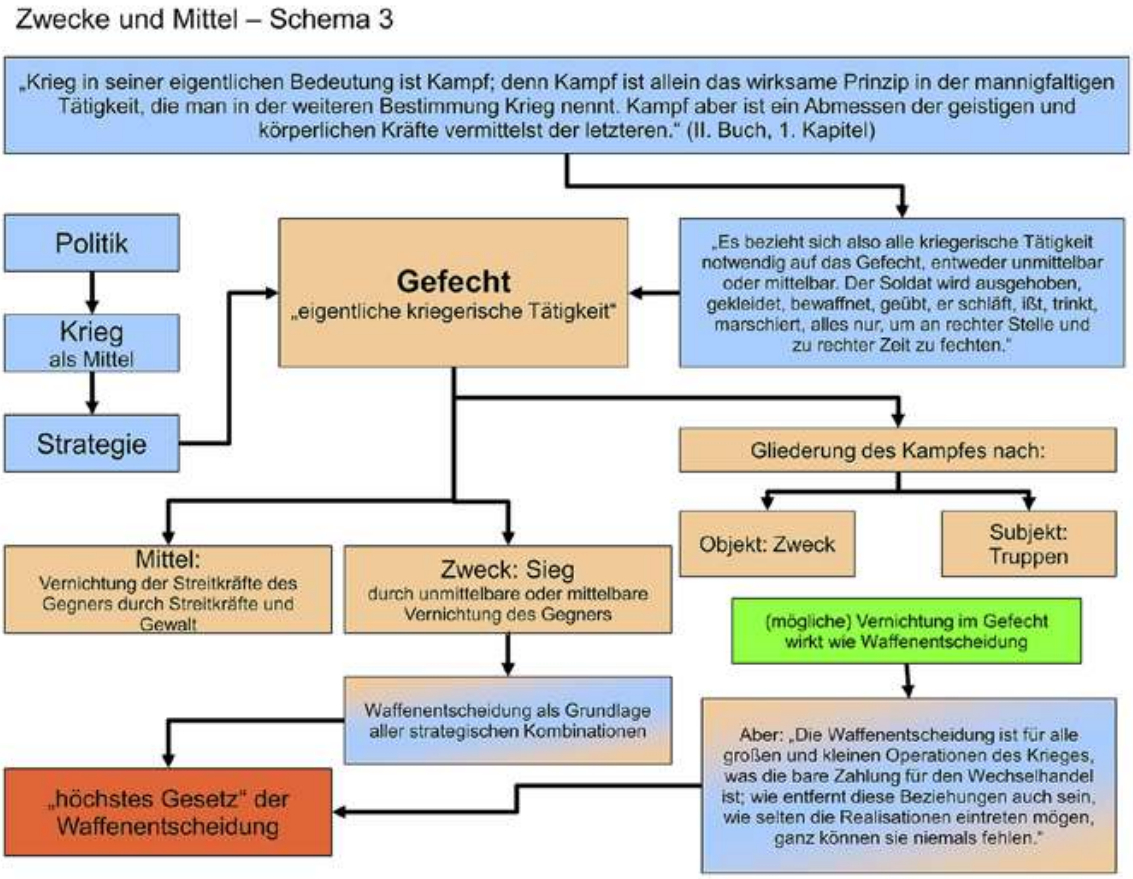

Abb. 5

Der Mannigfaltigkeit der politischen Zwecke und der *im* Krieg verfolgten Zwecke bzw. strategischen Ziele steht im Grunde nur ein Mittel gegenüber – „es ist der *Kampf*." Er ist – wie Abbildung 5 verdeutlicht – zentrales Merkmal und zugleich das wirksame Prinzip des Krieges. Er wird darin aber nicht als „Kampf des einzelnen gegen den einzelnen", sondern als „vielfach gegliedertes Ganzes" durch die Streitkräfte geführt.[341]

Der Kampf gliedert sich in Gefechte, die in einem Feldzug bzw. Krieg wie die Glieder einer Kette aneinander gereiht sind. Alle kriegerische Tätigkeit bezieht sich für Clausewitz mittelbar oder unmittelbar auf das Gefecht. „Der Soldat wird ausgehoben, gekleidet, bewaffnet, geübt, er schläft, ißt, trinkt und marschiert, *alles nur, um an rechter Stelle und zu rechter Zeit zu fechten*."

340 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 85.
341 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.2.) S. 222f.

Das Gefecht selbst, der Kampf im Gefecht, bildet folglich die „eigentliche kriegerische Tätigkeit“.[342]

Der Kampf lässt sich nach Objekt und Subjekt gliedern. Einmal sind es die für einen bestimmten Zweck, etwa den Besitz einer Brücke oder einer Stadt geführten Kampfhandlungen. Im anderen Fall ist es das Gefecht eines bestimmten Truppenteils bzw. Verbandes. Gerade bei größeren Gefechten kann beides aber auch zusammenfallen. So war die Schlacht bei Sedan am 1. September 1870 einerseits ein Gefecht der französischen Chalons-Armee. Die Armee war aber nicht nur Subjekt. Aus deutscher Sicht bildete sie andererseits auch das Objekt dieses Gefechtes, dessen Zweck für den preußischen Generalstabschef Moltke nur darin bestand, die Chalons-Armee als zu diesem Zeitpunkt letzte verbliebene französische Feldarmee zu vernichten.

Ganz allgemein benennt Clausewitz im zweiten Kapitel des zweiten Buches aber den „Sieg“ als Zweck des Gefechts. An anderer Stelle – im fünften Kapitel des vierten Buches – stellen sich die Zwecke im Gefecht dann etwas differenzierter dar. Für das offensive bzw. defensive Gefecht nennt er jeweils drei Zwecke: die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, die Eroberung bzw. Verteidigung eines Ortes sowie die Eroberung bzw. Verteidigung eines Gegenstandes.[343]

Die Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte ist in jedem Fall entweder unmittelbar oder mittelbar Zweck des Gefechts. So kann der unmittelbare Zweck eines Gefechts zunächst darin bestehen, zum Beispiel einen Berg oder eine Brücke zu erobern, um so die Voraussetzungen für die Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte in einer anschließenden Entscheidungsschlacht zu erlangen. Das Gefecht um den Besitz des Berges oder der Brücke dient so mittelbar der Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte in der folgenden Schlacht.

Die Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte ist aber nicht nur Zweck, sondern ist – das mag jetzt der Vorstellung einer strengen Zweck-Mittel-Hierarchie widersprechen, liegt aber gleichwohl in der Logik der Sache – gleichzeitig neben den Streitkräften und der durch diese angewendeten Gewalt auch Mittel zum Zweck. Denn erst, wenn die beispielsweise den Berg oder die Brücke verteidigenden Streitkräfte dort nicht mehr existieren, kann die angreifende Seite das Objekt des Gefechts in Besitz nehmen und hat ihren Zweck erreicht.[344]

342 Ebd., (I.2.) S. 223 und (IV.3.) S. 422.
343 Ebd., (II.2.) S. 292 und (IV.5.) S. 437.
344 Ebd., (III.1.) S. 351.

Die auf diese Weise erlangten Waffenentscheidungen bilden die Grundlage aller weiteren strategischen Kombinationen. Allerdings bedarf es dazu nicht unbedingt der Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte und auch nicht zwangsläufig eines tatsächlichen Gefechts. Nicht selten ist das Gefecht ein bloßer „Abmesser" der Kräfte, in dessen Ergebnis eine Seite ihre Absichten entweder aufschiebt oder gänzlich aufgibt.

> „Ein Abmessen der Kräfte kann aber in Fällen, wo sie sehr ungleich sind, schon durch das bloße Abschätzen erhalten werden. In solchen Fällen wird auch das Gefecht nicht stattfinden, sondern der Schwächere gleich nachgeben."[345]

So kann bereits die mögliche Vernichtung im Gefecht selbst wie eine Waffenentscheidung wirken. Mögliche Gefechte sind daher wegen der Folgen als wirkliche zu betrachten.[346] Das kann im Extremfall – etwa im Bayerischen Erbfolgekrieg – soweit gehen, dass ganze Feldzüge mit großer Tätigkeit, aber ohne faktisches Gefecht geführt werden. Allerdings sind die auf diese Weise gewonnenen Resultate höchst fragiler Natur und müssen gegebenenfalls in einer tatsächlichen Waffenentscheidung behauptet werden. Clausewitz wählt dazu eine Metapher aus dem Finanzwesen, wenn er schreibt:

> „Die Waffenentscheidung ist für alle großen und kleinen Operationen des Krieges, was die bare Zahlung für den Wechselhandel ist; wie entfernt diese Beziehungen auch sein, wie selten die Realisationen eintreten mögen, ganz können sie niemals fehlen."

Eine bedeutende Waffenentscheidung kann so auf alle strategischen Kombinationen zurückwirken. Clausewitz spricht daher auch vom „höchsten Gesetz" der Waffenentscheidung.[347] Die größere Wirksamkeit der Waffenentscheidung ist aber immer auch mit einem höheren Risiko und größeren Nachteilen im Fall des Misslingens verbunden.

Das politische Schicksal Napoleons belegt beides. 1805, 1806/07 und 1809 hatte er auf die große Entscheidungsschlacht gesetzt und der Erfolg gab ihm Recht. 1812 blieb ihm der überragende Sieg verwehrt und auch die Einnahme Moskaus brachte nicht den gewünschten Effekt, die Folge war eine – vor allem für die Soldaten der Grande Armée desaströse – Niederlage. 1815 setzte er

345 Ebd., (I.2.) S. 224.
346 Ebd., (III.1.) S. 351.
347 Ebd., (I.2.) S. 226f.

angesichts der innenpolitischen Situation auf die strategische Offensive und die rasche Herbeiführung einer Entscheidungsschlacht. Als diese bei Waterloo mit einer Niederlage endete, besiegelte dies das Ende seiner Herrschaft.

Andreas Herberg-Rothe hat Napoleons „Methode" treffend beschrieben. Danach begann dieser seine Feldzüge sofort mit entscheidenden Schlägen, um die so erlangten Vorteile zu weiteren entscheidenden Schlägen zu nutzen. So setzte er den Gewinn immer wieder auf eine Karte, bis die „Bank" gesprengt war. Das sei Napoleons Art der Kriegführung gewesen und nur so seien seine damals geradezu sensationellen Erfolge überhaupt möglich gewesen. Doch sobald sich seine Gegner auf diese Vorgehensweise eingestellt hatten und nun die erstrebten raschen Erfolge ausblieben, musste das „Hazardspiel" im Debakel enden.[348]

Das Problem, Zweck, Ziel und Mittel sinnvoll aufeinander abzustimmen, ist seit Napoleon und insbesondere seit Ende des Zweiten Weltkrieges eher noch größer geworden. Das beginnt bereits mit der klaren Benennung der verfolgten politischen Zwecke. Lassen sich diese etwa für die drei zwischen 1864 und 1871 um die Herstellung der deutschen Einheit geführten Kriege noch relativ klar benennen, ist diese Frage im Hinblick auf den Ersten Weltkrieg und die von den europäischen Großmächten 1914 verfolgten Kalküle sehr viel schwerer zu beantworten.

Ohne dass die Regierungen klare politische Zwecke formuliert hatten und danach diesen entsprechende strategische Ziele definiert worden waren, wurde insbesondere im preußisch-deutschen Generalstab, aber tendenziell auch im französischen, russischen und österreichisch-ungarischen Generalstab allein danach gestrebt, die jeweiligen Gegner rasch „niederzuwerfen" und „wehrlos" zu machen. Dafür waren allerdings die verfügbaren Mittel nicht hinreichend, so dass aus dem erwarteten heftigen Schlagabtausch mit rascher Entscheidung ein über vier Jahre langer Erschöpfungskrieg wurde, der für die Beteiligten mit ökonomischem Ruin oder gar Revolution endete.

Im Zweiten Weltkrieg herrschten demgegenüber zumindest im Hinblick auf die verfolgten politischen Zwecke und die entsprechenden strategischen Ziele ziemlich klare Verhältnisse. Nachdem die Achsenmächte einen beispiellosen Eroberungskrieg entfesselt hatten, setzten sich die vier späteren Siegermächte den Zweck, das nationalsozialistische Deutschland und das militaristische Japan zur bedingungslosen Kapitulation zu zwingen und in beiden Ländern einen Regimewechsel herbeizuführen. Dazu war ihr Militärpotential zu

348 Andreas Herberg-Rothe, Clausewitz und Napoleon – Jena, Moskau, Waterloo. Clausewitz-Gespräch am 1. Dezember 2005, Hamburg 2006, S. 39-45.

zerschlagen und ihr Territorium zu besetzen, egal welche Mittel dafür erforderlich sein würden.

Umso komplizierter lagen die Dinge dann aber in den Kriegen seit 1945. Von den 238 bis zum Jahr 2007 durch die Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung gezählten Kriegen waren zwei Drittel innerstaatliche Kriege. Lediglich ein Viertel wurde als internationale Kriege eingestuft. Dazu gehörten auch die vor allem in den ersten zwei Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg geführten Dekolonisationskriege. Hervorstechend ist aber der hohe Anteil der Antiregimekriege bei denen um das politische System oder gar die Gesellschaftsordnung gekämpft wurde.[349]

Ebenso wie bei den Dekolonisationskriegen kämpften in den Antiregimekriegen in der Regel irreguläre bewaffnete Gruppen gegen die Militär- und Polizeikräfte einer Regierung. Dabei wendeten sie die Methoden des Kleinen Krieges und mitunter auch die des Terrorismus an. Entscheidend ist bei diesem modus operandi weniger der militärische, sondern vielmehr der politisch-propagandistische Effekt der Aktionen. Diese „Propaganda der Tat" soll die Stärke der bewaffneten Opposition demonstrieren, das jeweilige Regime provozieren und über die auf diese Weise ausgelöste Repression delegitimieren. Gelingt es so, die Unterstützung größerer Bevölkerungsteile zu mobilisieren, droht das Regime in einen Teufelskreis aus Opposition, Repression und Delegitimation zu geraten. Die entscheidenden Prozesse finden somit im soziopolitischen und nicht im eigentlich militärischen Bereich statt. Daher ist es für die in der Regel militärisch überlegenen Regierungen oder Kolonialmächte sehr schwierig, (militär-)strategische Ziele zu definieren, die dem politischen Zweck – Machterhalt durch Ausschaltung der Opposition – tatsächlich entsprechen.

Soweit westliche Industrieländer als Kolonial- oder Hegemonialmacht an derartigen Kriegen beteiligt waren, ist außerdem die Tendenz unverkennbar, diese von der Beschaffenheit der verfügbaren militärischen Mittel her zu denken. So setzten Großbritannien und Frankreich, vor allem aber die USA immer wieder auf überlegene Technik und Feuerkraft im Allgemeinen und ihre Luftwaffe im Besonderen. Dazu gehörte auch der Versuch, dem Gegner ihre bevorzugte Art der Kriegführung aufzuzwingen.

Das führte zwar durchaus zu taktischen Erfolgen, aber auch zu zahlreichen Opfern in der Zivilbevölkerung. Zusammen mit anderen schweren Menschenrechtsverletzungen wie Zwangsumsiedlungen, Folter und „Verschwindenlassen" stellte diese Praxis des „schmutzigen Krieges" die Legitimität der Kriegführung massiv in Frage und spielte propagandistisch der Gegenseite in

349 Website der AKUF https://www.wiso.uni-hamburg.de/fachbereich-sowi/professuren/jakobeit/forschung/akuf/kriegearchiv.Html (Stand 12.05.2020).

die Hände. Im Ergebnis endeten beispielsweise die Dekolonisationskriege in Kenia und Malaya, in Indochina und Algerien ebenso wie der Krieg der USA in Vietnam so trotz taktischer und zum Teil auch strategischer Erfolge mit mehr oder weniger schweren politischen Niederlagen. Die Sowjetunion musste in Afghanistan eine ähnliche Erfahrung machen.

Angesichts der nach 1945 zunehmenden Tendenz, Kriege auf mindestens einer Seite mit irregulären Kräften und Methoden zu führen, der Auflösung staatlicher Strukturen, der Entstehung von Bürgerkriegsökonomien und der daraus resultierenden Perpetuierung kriegerischer Gewalt auf niedrigem Niveau hat der israelische Militärhistoriker Martin van Creveld um 1990 den Begriff des „Low-intensity conflicts" geprägt.

Creveld nannte diese bewaffneten Auseinandersetzungen auch „nicht-trinitarische Kriege", womit er die These verband, dass diese Form des Krieges durch den Clausewitzschen Begriffsrahmen nicht mehr hinreichend erfasst werden könne. So seien die mit niedriger Intensität geführten Kriege des späten 20. und des 21. Jahrhunderts keine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln mehr. Stattdessen werde von den irregulären Kämpfern Gewalt gleichsam als Selbstzweck ausgeübt. Ihre Gewalt folge deshalb auch nicht mehr dem zweckrationalen Kalkül von Zweck, Ziel und Mittel, weshalb die zweckrationale Kriegführung der regulären Streitkräfte einer Regierung gegen diese prinzipiell nicht bestehen könne.[350]

Crevelds Fundamentalkritik liegen jedoch gleich mehrere Missverständnisse sowohl der Clausewitzschen Theorie als auch des Charakters der „Low-intensity conflicts" zugrunde. Seine Fehlperzeption der wunderlichen Dreifaltigkeit hatten wir bereits erwähnt. Damit einher geht aber auch ein auf den Staat verengter subjektiver Politikbegriff, so dass Guerillaführer, Warlords und gänzlich private Gewaltunternehmer aus Crevelds Perspektive per se keine politischen Zwecke verfolgen und dementsprechend auch nicht zweckrational handeln würden.

Tatsächlich profitieren sie jedoch von den desolaten politischen Verhältnissen, üben Formen politischer Herrschaft aus und suchen nicht selten – ganz zweckrational – die Bürgerkriegsökonomien, welche ihnen politischen Einfluss und wirtschaftliche Vorteile sichern, möglichst auf Dauer zu stellen. Zwecke, Ziele und Mittel stellen sich so zwar in ihrer spezifischen Ausprägung anders dar, als in den „klassischen" zwischenstaatlichen Kriegen, sind aber als relevante Faktoren gleichwohl gegeben. Gerade für die Beendigung langwieriger innerstaatlicher Kriege ist daher die gründliche Analyse der Zweck-Mittel-Relation für alle Kriegsparteien nach wie vor unerlässlich.

350 Creveld, Zukunft (wie Anm. 10), S. 16 und 322. Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 205 und 209f.

KAPITEL 7

Politik und Kriegführung

„Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln."[351] Dieser Satz, den Raymond Aron treffend „die Formel"[352] genannt hat, ist das mit Abstand bekannteste und meistverwendete Clausewitz-Zitat. Der Häufigkeit mit der „die Formel" von Politikern, Militärs und Journalisten, aber auch von Wissenschaftlern im Munde geführt wird, entsprechen auch die zahlreichen Fehldeutungen dieser nur vordergründig einfachen Aussage.

Das beginnt bereits mit der Frage, was unter „Fortsetzung" zu verstehen ist. Wird die Politik unter Einbeziehung kriegerischer Mittel weitergeführt oder tritt der Krieg an ihre Stelle? Die zweite Deutung führt zu dem verbreiteten Denkmuster, dass Politik und Krieg einander gleichsam ausschließende Gegensätze seien. Diese Vorstellung manifestiert sich zum Beispiel immer dann, wenn zur Beendigung einer kriegerischen Auseinandersetzung „eine politische Lösung" gefordert wird, wo tatsächlich eine diplomatische gemeint ist.

Nicht minder problematisch stellt sich aber auch die Beantwortung der Frage dar, was mit „Politik" gemeint ist. In der Interpretation wird Politik dann häufig auf das bloße Regierungshandeln reduziert. Clausewitz selbst hat aber nicht nur einen, sondern gleich mehrere Politikbegriffe. So schreibt er einerseits vom „politischen Verkehr". Andererseits verweist er auf die „politischen Verhältnisse verschiedener Völker und Regierungen." Als Ausgangspunkte eines Krieges unterscheidet er zwischen dem „politischen Zustand" und dem den Krieg hervorrufenden „politischen Motiv". Politik wird dabei von Clausewitz vor allem, aber keineswegs ausschließlich in staatlichem Rahmen gedacht. Im ersten Kapitel des ersten Buches nennt er sie die „Intelligenz des personifizierten Staates". In der „Nachricht" von 1827 findet sich überdies eine Variante der „Formel", wonach der Krieg *„nichts ist als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln."*[353]

Insgesamt ist „Politik" bei Clausewitz aber nicht nur subjektiver („Motiv", „Intelligenz"), sondern stets auch objektiver („Verhältnisse", „Zustand") Natur. Auffällig ist der explorative Charakter seiner Politikbegriffe. In Ermangelung eines befriedigenden Politikbegriffes versucht Clausewitz seine persönlichen Beobachtungen sowie die in seinen historischen Studien geronnenen

351 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.1.) S. 210.
352 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 154.
353 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VIII.6B) S. 990f, (I.1.) S. 209 und 212, S. 180.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_008

Erfahrungen selbst begrifflich zu fassen. Dies erfolgt erkennbar tastend und führt, wenn man „Vom Kriege" insgesamt betrachtet, auch noch nicht zu einem in sich konsistenten und konsequent angewendeten Begriffsapparat. Umso bemerkenswerter ist aber der Umstand, dass seine Politikbegriffe bereits in gewisser Weise die in der anglo-amerikanischen Politikwissenschaft heute übliche Unterscheidung der Begriffe „policy", „politics" und „polity" vorwegnehmen, welche sich jeweils auf politische Inhalte, Prozesse und Strukturen beziehen.

Das vielzitierte „Primat der Politik" geht daher – anders als in der landläufigen Vorstellung – über den institutionellen Vorrang der Regierung gegenüber der Militärführung deutlich hinaus. Vielmehr schließt es auch die sozio-politischen Verhältnisse mit ein, welche die Beschaffenheit der Streitkräfte ebenso prägen, wie die jeweiligen Modi der Kriegführung. Um dies zu verdeutlichen, verweist Clausewitz auf die Geschichte.

> „Halbgebildete Tataren, Republiken der alten Welt, Lehnsherren und Handelsstädte des Mittelalters, Könige des achtzehnten Jahrhunderts, endlich Fürsten und Völker des neunzehnten Jahrhunderts: alle führen den Krieg auf ihre Weise, führen ihn anders, mit anderen Mitteln und nach einem anderen Ziel."[354]

Dabei ist Clausewitz aber nicht der erste, der über den Zusammenhang von Politik und Krieg nachgedacht hat. Bereits Machiavelli hatte erkannt, dass der Krieg kein Selbstzweck ist, sondern durch die vom Herrscher gesetzten politischen Zwecke determiniert wird.[355]

Am Anfang des 19. Jahrhunderts wird das Verhältnis von Politik und Krieg dann auch in der deutschen Militärpublizistik als Zweck-Mittel-Relation thematisiert. Constantin von Lossau nennt 1815 den „Krieg das äußerste Mittel der Staaten" und führt zum Verhältnis von Politik und Krieg aus:

> „Die Politik wacht für die Existenz und für die äußere Prosperität des Staats, sie nimmt das individuelle Interesse desselben wahr; sie gibt die Grund-Idee, die Richtung und das Ziel an, welchem der Staat sich nähern soll. Da, wo sie aufhört zu wirken, fängt der Krieg an. – Sie liefert dem Vorsteher des Staats, oder dem Regenten, den Zweck und bestimmt den wichtigen Augenblick des Übergangs vom Frieden zum Krieg."[356]

354 Ebd., (VIII.3B) S. 962.
355 Stahel, Klassiker (wie Anm. 22), S. 77.
356 Lossau, Krieg (wie Anm. 217), S. 13f.

In Lossaus Verständnis ist die Politik also subjektiver Natur und vom Krieg selbst klar abgegrenzt. Das ähnelt bereits sehr der 1871 vom älteren Moltke in seinem Aufsatz „Über Strategie" geäußerten Auffassung, wonach die Politik „entscheidend auf den Beginn und das Ende" des Krieges einwirke, während die Strategie im Krieg selbst am besten von der Politik „völlig unabhängig" handeln solle.[357]

Bei Otto August Rühle von Lilienstern (1780-1847) kommt die Zweck-Mittel-Relation noch klarer zum Ausdruck. Er geht davon aus, dass „jedem Krieg und jeder Operation […] ein Wozu und ein Warum, ein Zweck und eine Ursach zum Grunde" liegen. Während die einzelnen Operationen „militärische Zwecke" hätten, verfolge „der Krieg im Ganzen […] stets einen politischen Endzweck", welcher von der „Staatsgewalt" beschlossen werde.[358]

Clausewitz knüpft an diese Überlegungen an. Neben seiner umfassenden Analyse der Zweck-Mittel-Beziehungen, die wir im vorangegangenen Kapitel betrachtet haben, besteht sein Verdienst aber vor allem darin, die Verbindung von Politik und Krieg sehr viel eingehender als seine beiden Zeitgenossen untersucht zu haben.

Die Quintessenz dieser Überlegungen formuliert er am klarsten im sechsten Kapitel B des achten Buches. Demnach ist der *„Krieg nur ein Teil des politischen Verkehrs […], also durchaus nichts Selbständiges*." Die Vorstellung, „daß der Krieg nur durch den politischen Verkehr der Regierungen und der Völker hervorgerufen wird" sei zwar durchaus geläufig. Aber gewöhnlich sei damit die – soeben bei Lossau gezeigte – Auffassung verbunden, dass mit dem Krieg „jener Verkehr aufhöre und ein ganz anderer Zustand eintrete, welcher nur seinen eigenen Gesetzen unterworfen sei." Clausewitz widerspricht dieser Vorstellung jedoch vehement, wenn er schreibt:

> „Wir behaupten dagegen, der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel. Wir sagen mit Einmischung anderer Mittel, um damit zugleich zu behaupten, daß dieser politische Verkehr durch den Krieg selbst nicht aufhört, nicht in etwas ganz anderes verwandelt wird, sondern daß er in seinem Wesen fortbesteht, wie auch seine Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient […] Hören denn mit den diplomatischen Noten je die politischen Verhältnisse verschiedener Völker und Regierungen auf? Ist nicht der Krieg

357 Moltke. Vom Kabinettskrieg zum Volkskrieg. Eine Werkauswahl. Hrsg. von Stig Förster, Bonn 1992, S. 629.

358 Handbuch für den Offizier zur Belehrung im Frieden und zum Gebrauch im Felde. Hrsg. von Otto August Rühle von Lilienstern, Berlin 1818, S. 8.

> bloß eine andere Art von Schrift und Sprache ihres Denkens? Er hat freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik."[359]

Indem Clausewitz den Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln begreift, gibt er die im 18. Jahrhundert übliche, vom gesellschaftlichen Ganzen isolierte Betrachtung des kriegerischen Handelns auf.[360] Krieg ist für ihn daher nicht mehr die „plötzliche, unerklärliche Unterbrechung des politischen Verkehrs, etwas, das dem Wesen der Politik fremd wäre", sondern „Produkt und Ausgeburt der Politik" bzw. der politischen Zustände und Motive. Wo sonst nur der gleichsam schicksalhafte „Ausbruch" des Krieges suggeriert wurde, eröffnet Clausewitz so die Möglichkeit, die Entstehung und Führung von Kriegen wenigstens ansatzweise zu verstehen.[361]

Mit Blick auf die bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts prägende Vorstellung von Politik als Machtpolitik verweist Panajotis Kondylis darauf, dass „Politik als Machtstreben [...] nicht zuletzt im Hinblick auf die Möglichkeit ihrer Zuspitzung zur Gewalt betrieben" werde. „Hinter der Politik schwebt das Bild der Gewalt oder des Krieges, genauso wie hinter jeder begrenzten Gewalt das Bild der äußersten Gewalt schwebt."[362]

Der Krieg folgt dabei der Logik der Politik. Er hat aber seine eigene Grammatik. Clausewitz greift an diesem Punkt eine gängige Vorstellung seiner Zeit auf, wonach das Denken umfassender als die Sprache sei. Daraus ergibt sich gewissermaßen das Primat der Denkens gegenüber der Sprache. Wie Andreas Herberg-Rothe hervorhebt, ist das Verhältnis von Denken und Sprache – von Logik und Grammatik – aber kein ein-, sondern ein wechselseitiges. Damit korrespondiert die Vorstellung Wilhelm von Humboldts, wonach jede Sprache auch mit einer eigenen Weltsicht einhergehe.[363]

Das Denken geht so zwar seinem sprachlichen Ausdruck voraus. Gleichzeitig ist es aber an das Medium der Sprache gebunden, die zum Beispiel über die ihr eigenen Worte und damit verbundene Begriffsprägungen das Denken bereits vorstrukturiert. Die spezifischen Eigenheiten unterschiedlicher Sprachen lassen daher die Übersetzung zumindest komplexerer Gedankengänge von einer Sprache in die andere nicht selten zur Herausforderung werden. Davon legen bereits die mit der jeweils adäquaten Übersetzung des Wortes „Politik"

---

359 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VIII.6B) S. 990f.

360 Peter Marx und Eckart Pankoke, Das militärische Denken des Carl von Clausewitz in gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive. In: Clausewitz-Kolloquium. Theorie des Krieges als Sozialwissenschaft. Hrsg. von Gerhard Vowinckel, Berlin 1993, S. 91-93.

361 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 31.

362 Ebd., S. 36.

363 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 235f.

in englischsprachigen Clausewitz-Ausgaben verbundenen Schwierigkeiten ein beredtes Zeugnis ab. Dementsprechend resümiert Herberg-Rothe zum Clausewitzschen Logik-Grammatik-Vergleich:

> „Die Sprache ist einerseits Ausdruck des Denkens wie Krieg bei Clausewitz Fortsetzung der Politik ist. Gerade weil Sprache jedoch ein Ausdruck des Denkens ist, kann der wirkliche Sprechakt wiederum zurückwirken auf dieses Denken, so wie der Kriegsverlauf auf die Politik zurückwirkt und sie auch grundlegend verändern kann."[364]

Für Clausewitz ist der Krieg daher zwar ein „politisches Instrument", ein Mittel zum politischen Zweck. Der politische Zweck ist gleichwohl aber „kein despotischer Gesetzgeber". Stattdessen muss er sich „der Natur des Mittels fügen". Das heißt, trotz des Primats der politischen Logik folgt der Krieg den Regeln seiner eigenen Grammatik, die auch von der Politik nicht außer Kraft gesetzt werden können. Vielmehr wirken Verlauf und Ergebnisse des Krieges auf die politische Ebene und damit den politischen Zweck zurück. Clausewitz stellt folgerichtig fest: „Die Politik also wird den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben, soweit es die Natur der in ihm explodierenden Kräfte zuläßt."[365]

Der Krieg ist somit untrennbar mit der Politik verbunden. Wie Clausewitz im sechsten Kapitel B des achten Buches hervorhebt, wäre dies selbst dann der Fall,

> „wenn der Krieg ganz Krieg, ganz das ungebundene Element der Feindschaft wäre, denn alle die Gegenstände, auf welchen er ruht und die seine Hauptrichtungen bestimmen: eigene Macht, Macht des Gegners, beiderseitige Bundesgenossen, gegenseitiger Volks- und Regierungscharakter usw., […] sind sie nicht politischer Natur, und hängen sie nicht mit dem ganzen politischen Verkehr so genau zusammen, daß es unmöglich ist, sie davon zu trennen?"[366]

Der Krieg ist dementsprechend als Teil eines übergeordneten Ganzen zu verstehen – und dieses Ganze ist die Politik im weitesten Sinne. Clausewitz schlussfolgert daraus: „Gehört der Krieg der Politik an, so wird er ihren

364 Ebd., S. 237.
365 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.1.) S. 210.
366 Ebd., (VIII.6B) S. 991.

Charakter annehmen." Wird sie „großartiger und mächtiger […] so wird es auch der Krieg".[367]

Clausewitz selbst war in den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen Zeuge geworden, wie nicht veränderte Waffen, sondern eine veränderte Politik die im Ancien Regime gerade gezähmte Bellona wieder entfesselt und den Krieg in ein – im Vergleich zu den Kabinettskriegen des 18. Jahrhunderts – wahres Inferno verwandelt hatte. Diese Erfahrung führte Clausewitz im Zuge seiner Theoriebildung zunächst zu der Erkenntnis, dass die „politischen Verhältnisse", die Politik im objektiven Sinne, die Ausprägung des einzelnen Krieges entscheidend bestimmten. Im zweiten Schritt ergab sich daraus aber auch die Schlussfolgerung, dass die aus den objektiven Verhältnissen maßgeblich entspringende subjektive Politik gegenüber der Kriegführung ebenfalls nur das Primat haben könne.[368]

Objektive und subjektive Politik können dabei je nach Ausprägung eskalierend oder deeskalierend wirken. Im Vergleich zum „reinen Begriff" des Krieges wirken jedoch im wirklichen Leben allein schon die Existenz des „gesellschaftlichen Verbandes" und die ihm eigene Komplexität, die weder die Steigerung bis zum theoretisch Äußersten noch einen permanenten Kriegszustand erlauben, objektiv mäßigend.[369]

Dieses gleichsam doppelte Primat der Politik führt Clausewitz zu der Erkenntnis, dass eine „rein militärische" Betrachtung eines Krieges – ohne die politischen Verhältnisse und die verfolgten politischen Zwecke als die grundlegenden Faktoren in das strategische Kalkül einzubeziehen – weitestgehend sinnlos ist.[370]

Die objektiven politischen Verhältnisse wiegen dabei deutlich schwerer als die subjektive Politik von Entscheidungsträgern, die nolens volens innerhalb der vorhandenen Strukturen agieren müssen und diese nicht einfach nach Belieben verändern können. Allerdings wird dieser Umstand häufig nicht gebührend berücksichtigt. Antulio J. Echevarria merkt dazu an: „Policy is often at odds with politics, as Clausewitz pointed out, and policy's failure to appreciate the power of political circumstances when waging war has often led to failure."[371]

---

367 Ebd., (VIII.6B) S. 992.

368 Gaddis, Grand Strategy (wie Anm. 2), S. 197.

369 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 29.

370 Carl von Clausewitz, Gedanken zur Abwehr, 22. Dezember 1827 und 24. Dezember 1827. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979, S. 495. Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 160.

371 Echevarria, Clausewitz (wie Anm. 6), S. 85. Übersetzung: „Wie Clausewitz betonte, steht die [subjektive] Politik oft im Widerspruch zur [objektiven] Politik, und das Versäumnis

Die „allgemeinen Verhältnisse, aus denen ein Krieg hervorgeht“ bestimmen auch dessen Charakter und bilden so den Handlungsrahmen für die subjektive Politik. „[W]ie sich die subjektive Politik nach den objektiven Gegebenheiten des politischen Verkehrs richten muß“, bleibt dabei dem „Takt des Urteils“ der politischen Akteure überlassen.[372]

Verkennen sie aber – wie die alten Monarchien nach der Französischen Revolution – den Charakter des Krieges, läuft ihre Beurteilung dessen Natur zuwider, so erwächst daraus eine falsche Politik, die mit hoher Wahrscheinlichkeit in einer Niederlage mündet.[373] In der Geschichte des 20. Jahrhunderts ist dieses Problem vor allem in den Dekolonisations- und Antiregimekriegen, meist auf Seiten der Kolonialmächte bzw. Regierungen zu beobachten. Aufgrund defizitärer soziopolitischer und oft auch soziokultureller Kompetenz wird erst die Veränderung der politischen Verhältnisse nicht rechtzeitig erkannt, dann zu lange an überkommenen, repressiven Methoden der Herrschaftssicherung festgehalten und der gegnerischen Seite die Legitimität abgesprochen. In der Folge erodiert dann jedoch die Herrschaftslegitimation des Regimes soweit, bis sich schließlich auch dessen Strukturen nicht mehr aufrecht erhalten lassen. Auf der anderen Seite gibt es freilich auch genug Beispiele, bei denen die Oppositionskräfte die politischen Verhältnisse verkannten und ihrerseits eine Niederlage erlitten.[374]

Der Einfluss der – subjektiven – Politik stellt sich bei Kriegen unterschiedlicher Intensität auch durchaus unterschiedlich dar. Sehr anschaulich erläutert Clausewitz dies im ersten Kapitel des ersten Buches:

> „Je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird der Krieg sich seiner abstrakten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der

---

der [subjektiven] Politik, die Macht der politischen Umstände angemessen zu würdigen, wenn sie Krieg führt, hat oft zum Scheitern geführt.“

372 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.8) S. 659. Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 76 und 78.

373 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 161.

374 Als Beispiele par excellence sind hier der französische Indochinakrieg 1945-1954 und der Kampf der Castrischen Guerilla 1956-1959 gegen das Batista-Regime auf Kuba zu nennen. Für die gegenteilige Konstellation sei auf die gescheiterten Versuche verwiesen, das kubanische Guerilla-Modell 1965 bzw. 1967 auch im Kongo und in Bolivien zum Erfolg zu führen.

> politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein."[375]

Aus Clausewitz' Perspektive war dieses Muster insbesondere in den Kriegen im Gefolge der Französischen Revolution gegeben. Im sechsten Kapitel B des achten Buch äußert er sich noch einmal präzisierend zu den Ursachen der gesteigerten Intensität des Krieges.

> „[D]iese Veränderungen sind nicht dadurch entstanden, daß die französische Regierung gewissermaßen emanzipiert, vom Gängelbande der Politik losgelassen hätte, sondern sie sind aus der veränderten Politik entstanden, welche aus der französischen Revolution sowohl für Frankreich als für ganz Europa hervorgegangen ist. Diese Politik hatte andere Mittel, andere Kräfte aufgeboten und dadurch eine Energie der Kriegführung möglich gemacht, an welche außerdem nicht zu denken gewesen wäre."[376]

Das Gegenstück zu diesen mit hoher Intensität geführten Kriegen bilden jene, deren ursprüngliche „Motive und Spannungen" deutlich schwächer ausgeprägt sind. Das Standardbeispiel dafür wären wieder die Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts. Dann sind auch die verfolgten politischen Zwecke sehr viel geringer als in den oben genannten Fällen. Doch je mehr sich ein solcher wirklicher Krieg vom Ziel des Niederwerfens und damit auch von der „absoluten" Gestalt des Krieges entfernt, „um so mehr scheint der Krieg *politisch* zu werden."[377]

Auch wenn es vordergründig paradox erscheinen mag, muss an dieser Stelle festgehalten werden, dass die Kriege bei beiden Intensitätsgraden tatsächlich gleichermaßen politisch sind. Denn generell gilt für Clausewitz:

> „der Krieg ist ein Instrument der Politik; er muß notwendig ihren Charakter tragen, er muß mit ihrem Maße messen; die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken."[378]

---

375 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.1.) S. 211.
376 Ebd., (VIII.6B.) S. 998.
377 Ebd., (I.1.) S. 211.
378 Ebd., (VIII.6B.) S. 998.

So durchzieht die Politik den gesamten kriegerischen Akt. Die politischen Verhältnisse und verfolgten Zwecke prägen das Maß und den Gebrauch der Mittel. Dementsprechend kann nach Maßgabe der Politik das „furchtbare Schlachtschwert" zum „leichten, handlichen Degen", ja „zuweilen selbst zum Rapier" werden, „mit dem sie Stöße, Finten und Paraden abwechseln läßt."[379]

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Frage, bis zu welchem Grade die Politik Einfluss auf die konkrete Operationsführung nimmt. Clausewitz äußert sich dazu noch sehr zurückhaltend.

> „Freilich dringt das politische Element nicht tief in die Einzelheiten des Krieges hinunter, man stellt keine Vedetten und führt keine Patrouille nach politischen Rücksichten: aber desto entschiedener ist der Einfluß dieses Elementes bei dem Entwurf zum ganzen Kriege, zum Feldzuge und oft selbst zur Schlacht."[380]

Je geringer die verfolgten politischen Zwecke und je schwächer die Motive des Handelns sind, desto wahrscheinlicher wird es, dass das „politische Element" tiefer in die Einzelheiten des Krieges eindringt. In solchen Kriegen, „die in *bloßer Bedrohung des Gegners* und in einem *Subsidium des Unterhandelns* bestehen", die also von geringer Intensität sind, kommt es in besonderem Maße auf die geschickte Auswahl und Dosierung der angewendeten Mittel an. Die Herausforderung besteht darin, einerseits die verfolgten Zwecke zu erreichen und andererseits eine nicht beabsichtigte Eskalation zu verhindern.

> „Die ganze Kriegskunst verwandelt sich in bloße Vorsicht, und diese wird hauptsächlich darauf gerichtet sein, daß das schwankende Gleichgewicht nicht plötzlich zu unserem Nachteil umschlage und der halbe Krieg sich in einen ganzen verwandle."[381]

Auf diese Weise wird durch unternommene und unterlassene Handlungen mit dem Gegner, aber auch mit beobachtenden Dritten kommuniziert. Zum Teil reicht dann bereits das bloße „Flagge zeigen", wie in der „Kanonenbootdiplomatie" des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, um die eigenen Ansprüche geltend zu machen und Entschlossenheit zu dokumentieren. In den oft asymmetrisch und mit geringer Intensität geführten Antiregime- und Bürgerkriegen

379 Ebd., (VIII.6B.) S. 991f.

380 Ebd., (VIII.6B.) S. 992. Vedette = Kavallerieposten, vorgeschobener Posten einer Feldwache.

381 Ebd., (VIII.6A.) S. 989.

des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts wurden dann selbst Kontrollpunkte und Patrouillen „nach politischen Rücksichten“ organisiert. Dies ist auch bei den zur Beendigung oder zumindest zur Einhegung derartiger bewaffneter Konflikte durchgeführten multinationalen Militäreinsätzen keine Seltenheit. Bei letzteren werden aber vor allem die von Clausewitz im sechsten Kapitel A des achten Buches geschilderten Probleme der Koalitionskriegführung offensichtlich.

Grundsätzlich sieht Clausewitz in den Bundesgenossen einen bedeutenden strategischen Faktor. Gleichzeitig warnt er aber davor, die Motivation und das Engagement der Bundesgenossen zu überschätzen.

> „Niemals wird man sehen, daß ein Staat, der in der Sache eines anderen auftritt, diese so ernsthaft nimmt wie seine eigene. Eine mäßige Hilfsarmee wird vorgesandt; ist sie nicht glücklich, so sieht man die Sache ziemlich als abgemacht an und sucht so wohlfeil als möglich herauszukommen.“

Clausewitz geht sogar soweit, die These aufzustellen, dass in einem „solchen Akt der Bundesgenossenschaft“, „sich der Bundesgenosse mit dem Gegner nicht [als – CTM] in einem eigentlichen Krieg begriffen“ betrachtet.[382]

Dementsprechend agieren die Truppen des Bundesgenossen unter einem eigenen Feldherrn, „der nur von seinem Hofe [bzw. seiner Regierung – CTM] abhängt, und dem dieser ein Ziel steckt, wie es sich mit der Halbheit seiner Absichten am besten verträgt.“ Clausewitz vergleicht diese Art der Kriegsbeteiligung mit einem Handelsgeschäft, bei dem der Bundesgenosse „eine Aktie von 30 bis 40000 Mann“ einsetzt und so tut, „als könne er nichts als diese dabei verlieren.“[383]

Dieser Vergleich ist natürlich primär auf die Praxis der Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts gemünzt, trifft aber auch die Koalitionskriegführung im 19. Jahrhundert noch recht gut. Beispiele gibt es dafür genug – von dem preußischen und dem österreichischen Hilfskorps, die 1812 Napoleons Feldzug gegen Russland unterstützen mussten, über die eher halbherzig agierenden Truppen des Deutschen Bundes, die 1866 an der Seite Österreichs gegen Preußen kämpfen sollten, bis zu den portugiesischen Truppenkontingenten, welche im Ersten Weltkrieg in Frankreich auf Seiten der Entente eingesetzt wurden.

Ein bis ins 21. Jahrhundert zu beobachtendes Problem sind Divergenzen der Verbündeten im Hinblick auf die verfolgten politischen Zwecke, die zu wählende Strategie sowie die Bereitstellung der dafür erforderlichen Kräfte.

382 Ebd., (VIII.6A.) S. 987.
383 Ebd., (VIII.6A.) S. 987f.

Gerade bei zum Teil mit äußerst kleinteiligen Kontingenten geführten multinationalen Militäreinsätzen liegt die Motivation für die Truppen entsendenden Staaten oft weniger in dem vordergründig mit dem Einsatz verfolgten politischen Zweck, sondern eher in der politischen Landschaftspflege zur Demonstration von Bündnisfähigkeit und Glaubwürdigkeit. Dementsprechend durchwachsen fällt dann auch die Bilanz dieser oft über mehrere Jahre, zum Teil – wie die ISAF-Mission in Afghanistan – über Jahrzehnte geführten Einsätze aus.

Clausewitz' Überlegungen zum Verhältnis von Politik und Krieg bzw. Kriegführung sind seit Ende des 19. Jahrhunderts immer wieder diskutiert und aus sehr verschiedenen Perspektiven kritisiert worden. Die stichhaltigste Kritik betrifft dabei aber weniger seine Thesen zum Verhältnis von Politik und Krieg, sondern vielmehr das Clausewitzsche Politikverständnis selbst.

Indem Clausewitz die – subjektive – Politik „nur als Repräsentanten aller Interessen der ganzen Gesellschaft" betrachtet und sie zum „Sachwalter aller dieser Interessen gegen andere Staaten" erklärt,[384] offenbart sich für Dieter Senghaas ein für die Restaurationszeit nach 1815 typisches Staats- und Politikverständnis. So sei die Vorstellung der „Politik als überragender staatlicher Intelligenz […] noch völlig eingebunden in die monarchisch-obrigkeitliche Lebenswelt des 18. Jahrhunderts." Die Politik werde dabei, obschon erkennbar auf die Partikularinteressen einzelner Gruppen ausgerichtet, als Vertreterin des Allgemeininteresses betrachtet.[385] Clausewitz' Fokus auf die Außenpolitik bzw. Machtpolitik korrespondiert daher mit einer erkennbar undifferenzierten Vorstellung von Gesellschaft.

Wladimir Iljitsch Lenin (1870-1924), der Clausewitz' Hauptwerk während seines Schweizer Exils aufmerksam studiert hatte, machte sich zwar dessen „Formel" zu eigen. Gleichzeitig ging er aber von einem Primat der Innenpolitik, vor allem aber von einer nach sozialen Klassen differenzierten Gesellschaft aus. Danach ist, wie Panajotis Kondylis hervorhebt,

> „jeder Krieg […] untrennbar verbunden mit der politischen Ordnung, aus welcher er entspringt. Dieselbe Politik, welche ein bestimmter Staat, eine bestimmte Klasse innerhalb dieses Staates während langer Zeit vor dem Kriege betrieben hat, setzt eben diese Klasse unumgänglich und

384 Ebd., (VIII.6B.) S. 993.

385 Dieter Senghaas, Rückblick auf Clausewitz. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 349f.

> unvermeidlich während des Krieges fort, wobei sie nur die Form des Handelns ändert."[386]

Als Marxist ging Lenin – schon bevor er Clausewitz gelesen hatte – davon aus, dass „Krieg und Frieden bzw. Politik im Krieg und Politik im Frieden […] gleichermaßen den Gesetzen des (Klassen-)Kampfes unterworfen" sei. Krieg war dementsprechend für ihn die „gewaltsame Fortsetzung der Politik bestimmter geschichtlicher Subjekte", genauer gesagt bestimmter sozialer Klassen. Kriege gingen demnach nicht aus dem Konflikt monolithischer Völker, Staaten oder Nationen hervor, sondern aus Klasseninteressen und den damit verbundenen innergesellschaftlichen Klassenunterschieden. Kriege sind demnach – egal, ob nach außen gegen andere Staaten oder als Bürgerkriege im Innern – für Lenin immer die Fortsetzung der Klassenpolitik mit anderen Mitteln.[387]

Während Lenin die Clausewitzsche Formel aufgriff und den damit verbundenen Politikbegriff lediglich präzisierte, stießen diese in Teilen der deutschen Militärpublizistik des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ebenso wie in Teilen der britischen Clausewitz-Rezeption auf Unverständnis und Ablehnung. Damit war dann auch zum Teil die Behauptung verbunden, Clausewitz' Überlegungen zum Verhältnis von Politik und Krieg sowie sein Kriegsbegriff insgesamt seien überholt oder unzutreffend.

Ein besonders prominentes Beispiel aus der jüngeren Vergangenheit ist in dieser Hinsicht der britische Historiker John Keegan. In seinem weit verbreiteten Buch „Die Kultur des Krieges" stellte er die These auf:

> „Krieg ist nicht ‚eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln'. Die Welt ließe sich einfacher verstehen, wenn dieser dem preußischen General Carl von Clausewitz zugeschriebene Ausspruch wirklich zuträfe."[388]

Die Vorstellung vom Krieg als Mittel zum politischen Zweck greife ebenfalls zu kurz, da sie „neben der Existenz von Staaten auch Staatsinteressen und Strategien voraus[setze – CTM], um solche Interessen zu erreichen." Der Krieg sei aber

386 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 250.
387 Ebd., S. 254 und 257.
388 Keegan, Kultur (wie Anm. 10), S. 21.

> „ebenso alt wie der Mensch und damit um viele Jahrtausende älter als Staat, Diplomatie und Strategie. Er reicht in die geheimsten Tiefen des menschlichen Herzens, dorthin, wo das Ich rationale Ziele auflöst, wo der Stolz regiert, Emotionen die Oberhand haben und der Instinkt herrscht."[389]

Für sich genommen, mögen diese Aussagen durchaus überzeugend sein. Eingedenk des im dritten Kapitel erörterten und sehr viel komplexeren Clausewitzschen Kriegsbegriffes sowie seiner am Anfang dieses Kapitels dargelegten Politikbegriffe verdeutlichen sie jedoch vor allem Keegans höchst selektive Wahrnehmung. So wird der Clausewitzsche Kriegsbegriff hier allein auf „die Formel" reduziert. Die „wunderliche Dreifaltigkeit", deren drei prägende „Tendenzen" neben dem rationalen Verstand auch den „blinden Naturtrieb" von Haß und Gewalt sowie das „Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls" umfassen, lässt er demgegenüber aber komplett außer Acht. Der nach Christopher Bassford entscheidende Fehler ist jedoch sein „naives und eindimensionales" Verständnis des Wortes „Politik".[390] Keegan verengt „Politik" auf den subjektiven Politikbegriff, auf das rationale politische Handeln der Regierung eines – zudem modernen – Staates. Auf diese Weise kritisiert Keegan – ähnlich wie es übrigens auch Martin van Creveld im Hinblick auf den „trinitarischen Krieg" getan hat – genau genommen nicht Clausewitz' Theorie, sondern lediglich ein durch Auslassungen und Umdeutungen konstruiertes Zerrbild derselben.

Bei den deutschen Militärpublizisten des ausgehenden 19. Jahrhunderts stand Clausewitz als theoretische Instanz demgegenüber zumindest vordergründig hoch im Kurs. Allerdings stießen „die Formel" und erst recht die weniger bekannten Aussagen Clausewitz' zum Verhältnis von Politik und Krieg bzw. Kriegführung auf die am Anfang dieses Kapitels bereits exemplarisch geschilderten Interpretationsprobleme.

Das grundlegende Verständnisproblem ergab sich dabei aus der Bedeutungsverschiebung vom Begriffspaar Politik und Kriegführung über politische und militärische Führung zu zivile Regierung und Militär(führung). Statt um Analyse- und Handlungsebenen ging es nun um institutionelle Kompetenzen.

Hintergrund dieser Bedeutungsverschiebung war einerseits die Professionalisierung des Militärs im 19. Jahrhundert und andererseits die parallele Entwicklung hin zum liberalen Verfassungsstaat. Anders als in den Monarchien des Ancien Regime, in denen politische und militärische Führung

389 Ebd., S. 21.

390 Bassford, Trashing.

nominell in der Person des – zumindest dem Anspruch nach – absoluten Monarchen vereint waren, ergab sich damit das Bedürfnis nach einer klaren Kompetenzaufteilung. Unter Verweis auf ihr Spezialwissen, reklamierte zumindest ein Teil der militärischen Führer die Kompetenz für sich, „die militärischen Mittel und Wege zur Erreichung und Absicherung des Sieges im Kriege festzulegen."[391]

Das war im Grunde auch der Hintergrund des Konfliktes zwischen dem preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck (1815-1898) und Generalstabschef Moltke im Herbst und Winter 1870. Bismarck befürchtete zu diesem Zeitpunkt, dass bei längerem Andauern des Deutsch-Französischen Krieges dritte Mächte intervenieren könnten. In der Hoffnung, dass dann auch die französische Republik ihren Widerstand aufgeben würde, forderte er deshalb von der Militärführung, die Ende September 1870 eingeschlossene französische Hauptstadt durch Beschuss zur Kapitulation zu zwingen. Moltke lehnte dies jedoch mit Verweis auf die schwierige Transportsituation, den hohen Munitionsbedarf sowie den Mangel an verfügbarer Belagerungartillerie als nicht realisierbar ab. Angesichts des von der republikanischen Regierung verkündeten „guerre a outrance" glaubte Moltke auch nicht daran, dass die bloße Einnahme von Paris den von Bismarck erhofften politischen Effekt haben würde.

Bismarck ließ jedoch nicht locker. So schwelte der Konflikt zwischen „Politik" und „Militär" fast drei Monate vor sich hin. Erst nach Abschluss umfangreicher logistischer Vorbereitungen ließ Moltke am 27. Dezember 1870 mit der Beschießung von Paris beginnen.

Unter dem Eindruck dieses Konfliktes schrieb Moltke nur kurze Zeit später seinen Aufsatz „Über Strategie", in dem er – wie eingangs bereits erwähnt – die Handlungsfreiheit der Strategie von der Politik postulierte und angesichts der Veränderlichkeit der politischen Zwecke die Strategie stets „auf das höchste Ziel" orientierte.[392]

Dieses nicht näher erläuterte „höchste Ziel" dürfte ungefähr dem entsprochen haben, was Clausewitz mit „Niederwerfung des Gegners" bezeichnet hatte. Allerdings ist auch dieser Terminus erklärungsbedürftig. Ausgehend vom „reinen Begriff" des Krieges könnte man zunächst annehmen, dass der niedergeworfene Gegner zugleich auch „wehrlos" sein müsse – seine Streitkräfte vernichtet, seine Land besetzt und sein Wille zur Fortsetzung des Krieges gebrochen.[393]

391 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 105f.

392 Moltke (wie Anm. 357), S. 629.

393 Vgl. drittes und sechstes Kapitel des vorliegenden Buches.

Unter den Bedingungen des wirklichen Krieges stellt sich der Begriff „Niederwerfung" für Clausewitz jedoch erstaunlich variabel dar. So führt er im vierten Kapitel des achten Buches aus, dass dazu nicht immer die „ganze Eroberung des feindlichen Staates" nötig sei. Stattdessen hätte 1792 im Ersten Koalitionskrieg – wahrscheinlich – bereits die Eroberung von Paris ausgereicht, um die französische Republik „niederzuwerfen". 1814 und 1815 war diese jedoch allein noch nicht hinreichend. So bedurfte es zuvor jeweils auch noch der Zerschlagung des Napoleonischen Heeres. Dementsprechend komme es von Fall zu Fall

> „darauf an, die vorherrschenden Verhältnisse beider Staaten im Auge zu haben. Aus ihnen wird sich ein gewisser Schwerpunkt, ein Zentrum der Kraft und Bewegung bilden, von welchem das Ganze abhängt, und auf diesen Schwerpunkt des Gegners muß der gesammelte Stoß aller Kräfte gerichtet sein."[394]

Schließlich benennt Clausewitz aber doch noch drei Umstände, welche „hauptsächlich" die Niederwerfung des Gegners ausmachen. Das sind erstens die Zertrümmerung des gegnerischen Heeres, zweitens die Einnahme der feindlichen Hauptstadt sowie drittens eine wirksamer Stoß gegen „den hauptsächlichsten Bundesgenossen, wenn dieser an sich bedeutender ist als der Gegner."[395]

Moltkes 1871 niedergeschriebene Überlegungen fanden in der deutschen Militärpublizistik bis ins 20. Jahrhundert hinein einen starken Widerhall. Dies korrespondierte mit einem im Gefolge der Einigungskriege einsetzenden Mentalitätswandel der deutschen Gesellschaft insgesamt, aber vor allem auch der militärischen und politischen Eliten. Die noch zehn Jahre zuvor für geradezu unmöglich gehaltenen Siege gegen Österreich und Frankreich verschafften dem preußisch-deutschen Militär einen massiven Prestigegewinn. Der noch bis Anfang der 1860er Jahre weitgehend unbekannte Generalstab war innerhalb weniger Jahre zur unangefochtenen Autorität in allen strategischen Fragen aufgestiegen. Entsprechend selbstbewusst traten seine Vertreter auf. Damit waren auch Bestrebungen verbunden, den Handlungsspielraum der Kriegführung gegenüber der Politik zu erweitern.[396]

Auf diese Weise bahnte sich langsam aber sicher eine Kräfteverschiebung zwischen der politischen Reichsleitung und der militärischen Führung an, welche nach der Entlassung Bismarcks als Reichskanzler 1890 zunehmend

394 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VIII.4.) S. 975f.
395 Ebd., (VIII.4.) S. 977.
396 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 111.

wirkungsmächtig wurde. Hatte Bismarck das Primat der Politik gegenüber der Militärführung noch konsequent geltend gemacht, so war dies bei seinen Nachfolgern immer weniger der Fall.

Aus einer Mischung von technokratischem Ressortdenken und Ehrfurcht vor dem Nimbus des Großen Generalstabes nahmen insbesondere Bernhard von Bülow (1849-1929) und Theobald von Bethmann Hollweg (1856-1921) die folgenschweren Aufmarsch- und Operationspläne von Generalstabschef Alfred von Schlieffen und dessen Nachfolger Helmuth von Moltke d. J. für einen möglichen Zweifrontenkrieg lediglich unkritisch zur Kenntnis, wo eine eingehende Analyse der sich daraus ergebenden politischen und strategischen Konsequenzen geboten gewesen wäre.

Der „Schlieffenplan" trieb nicht nur das Streben nach der entscheidenden Vernichtungsschlacht auf die Spitze. Zugleich stellte er sich als das gleichsam apolitische Werk militärischer Technokraten dar, die sich weder für die konkrete politische Ausgangslage des Krieges, für den sie planten, noch für die politischen Implikationen ihres Planes – etwa im Hinblick auf die geplante Verletzung der belgischen Neutralität – sonderlich interessierten.

Dieses Ressortdenken prägte auch die Clausewitz-Rezeption im deutschen Militär Ende des 19. Jahrhunderts. So merkte der seiner Zeit als Clausewitz-Kenner geltende Wilhelm von Scherff 1880 in seinen Kommentar zur 4. Auflage von „Vom Kriege" an: „Die Einmischung der Politik in die Kriegführung bleibt immer ein Verderb! Die Politik gibt an, wie das Haus gebaut werden soll, in den Bau selbst aber hat sie sich nicht einzumischen."[397]

War hier zumindest noch der direkte Vergleich zum Clausewitzschen Text möglich, so führte die verbreitete Clausewitz-Rezeption aus zweiter Hand später dann auch zu freihändigen Behauptungen, wie wir sie etwa in den Memoiren Paul von Hindenburgs (1847-1934) finden.

> „Es gibt ein Buch ‚Vom Kriege', das nie veraltet. Clausewitz ist sein Verfasser. Er kannte den Krieg und er kannte die Menschen. Wir hatten auf ihn zu hören, und wenn wir ihm folgten, war es uns zum Segen. Das Gegenteil bedeutete Unheil. Er warnte vor Übergriffen der Politik auf die Führung des Krieges."[398]

Tatsächlich wurden Clausewitz' Aussagen zum Verhältnis von Politik und Kriegführung durch Scherff und Hindenburg geradezu ins Gegenteil verkehrt. Allerdings geht es Clausewitz nicht um die institutionellen Zuständigkeiten

397 Zitiert nach: Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 69.
398 Paul von Hindenburg, Aus meinem Leben, Leipzig 1920, S. 101.

von ziviler Regierung und Militärführung, sondern in erster Linie um das Verhältnis von politischem und militärischem „Gesichtspunkt". In dieser Hinsicht ist sich Clausewitz sicher, dass der Krieg nur von einem Standpunkt aus angemessen beurteilt werden könne – und dies sei der politische.

> „Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den militärischen wäre widersinnig, denn die Politik hat den Krieg erzeugt; sie ist die Intelligenz, der Krieg aber bloß das Instrument, und nicht umgekehrt. Es bleibt also nur das Unterordnen des militärischen Gesichtspunktes unter den politischen möglich."[399]

Die Politik bildet somit den höchsten Standpunkt, von dem aus der Charakter des Krieges richtig eingeschätzt werden muss. Dabei ist in der Praxis durchaus möglich, dass „sie eine falsche Richtung haben, dem Ehrgeiz, dem Privatinteresse, der Eitelkeit der Regierenden vorzugsweise dienen kann" oder dass „die Politik an den Krieg Forderungen macht, die er nicht leisten kann".[400]

> „Beurteilt sie aber den Verlauf der kriegerischen Ereignisse richtig, so ist es ganz ihre Sache und kann nur die ihrige sein, zu bestimmen, welche Ereignisse und welche Richtung der Begebenheiten dem Ziele des Krieges entsprechen.
>
> Mit einem Wort, die Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkte wird zur Politik, aber freilich eine Politik, die statt Noten zu schreiben, Schlachten liefert."[401]

Clausewitz wendet sich daher dezidiert gegen die Vorstellung, ein Krieg würde „eine *rein militärische Beurteilung* zulassen". Dementsprechend wäre es „ein widersinniges Verfahren, bei Kriegsentwürfen Militäre zu Rate zu ziehen, damit sie *rein militärisch* darüber urteilen sollen, wie die Kabinette wohl tun". Noch widersinniger sei freilich das Verlangen mancher Theoretiker, „daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden sollen, um danach einen rein militärischen Entwurf zum Kriege oder Feldzuge zu machen." Die „Hauptlineamente des Krieges" könnten folglich nur in den Kabinetten bestimmt werden.[402]

---

399 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VIII.6B.) S. 993.
400 Ebd., (VIII.6B.) S. 993f.
401 Ebd., (VIII.6B.) S. 994.
402 Ebd., (VIII.6B.) S. 994.

> „Keiner der Hauptentwürfe, welche für einen Krieg nötig sind, kann ohne Einsichten in die politischen Verhältnisse gemacht werden, und man sagt eigentlich etwas ganz anderes, als man sagen will, wenn man, was häufig geschieht, von dem schädlichen Einfluß der Politik auf die Führung des Krieges spricht. Es ist nicht dieser Einfluß, sondern die Politik selbst, welche man tadeln sollte. Ist die Politik richtig, d. h. trifft sie ihr Ziel, so kann sie auf den Krieg in ihrem Sinn auch nur vorteilhaft wirken; und wo diese Einwirkung vom Ziel entfernt, ist die Quelle nur in der verkehrten Politik zu suchen."[403]

Um zu ermöglichen, dass „ein Krieg ganz den Absichten der Politik" entspricht, bleibt für Clausewitz, wenn nicht Staatsmann und Feldherr in Personalunion auftreten, nur ein Mittel, „nämlich den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetts zu machen, damit dasselbe teil an den Hauptmomenten seines Handelns nehme." Beginnend mit der 2. Auflage von 1853 wurde diese Aussage in ihr Gegenteil verkehrt. Nun lautete der abschließende Nebensatz: „damit er in den wichtigsten Momenten an dessen Beratungen und Beschlüssen Teil nehme." Erst mit der 1952 erschienenen 16. Auflage wurde wieder zur ursprünglichen Fassung zurückgekehrt.[404]

Hatte es im deutschen Militär schon länger erkennbare Reserven gegenüber Clausewitz' Auffassungen zum Verhältnis von Politik und Kriegführung gegeben, so meldeten sich unter dem Eindruck des verlorenen Ersten Weltkrieges nach 1918 nun auch Stimmen zu Wort, die diese offen ablehnten.

Erich Ludendorff, der vormalige Erste Generalquartiermeister der 3. Obersten Heeresleitung, war dabei das zweifellos prominenteste Beispiel. In seinem 1922 erschienenen Buch „Kriegführung und Politik" knüpfte er zunächst noch an Clausewitz an, postulierte aber bereits am Ende des ersten Kapitels: „Im übrigen hat die Gesamtpolitik dem Kriege zu dienen." Dreizehn Jahre später erklärte er in seinem Buch „Der Totale Krieg" dann sogar Clausewitz' Überlegungen für „heute weitgehend überholt" und forderte:

> „Alle Theorien von Clausewitz sind über den Haufen zu werfen. Krieg und Politik dienen der Lebenserhaltung des Volkes, der Krieg aber ist die höchste Äußerung völkischen Lebenswillens. Darum hat die Politik der Kriegführung zu dienen."[405]

---

403 Ebd., (VIII.6B.) S. 995.

404 Ebd., (VIII.6B.) S. 995f.

405 Erich Ludendorff, Kriegführung und Politik. Ein Abriß aus der Geschichte des Weltkrieges, Berlin 1923, S. 23. Ludendorff, Der totale Krieg (wie Anm. 10), S. 3 und 10.

Ganz ähnlich äußerte sich Bruno Pochhammer im Nachwort seiner 1937 erschienenen und im nationalsozialistischen Sinne überarbeiteten „Volksausgabe“ von „Vom Kriege“. Mit Blick auf die im Ersten Weltkrieg aufgekommene Vorstellung vom „totalen Krieg“ meinte Pochhammer feststellen zu können:

> „Während also noch bis zum Weltkriege nach Clausewitz der Krieg als ein Mittel der Politik angesehen werden konnte, ordnet sich jetzt jede politische Maßnahme als Hilfsmittel dem allumfassenden Kriege unter.“[406]

So nachvollziehbar es einerseits ist, dass in einem alle gesellschaftlichen Bereiche umfassenden Krieg auch die Aktivitäten aller Politikbereiche auf die Unterstützung der Kriegsanstrengungen ausgerichtet werden, so offenkundig stellen Ludendorff und Pochhammer andererseits das Verhältnis von Politik und Kriegführung auf den Kopf. Insbesondere bei Pochhammer wird der Krieg so gewissermaßen zum Selbstzweck, der weder eine politische Ursache noch einen politischen Sinn hat.

Das passt zwar zur aktionistischen Rhetorik der NS-Ideologie, geht aber an den tatsächlichen Zusammenhängen komplett vorbei. Der durch das NS-Regime 1939 entfesselte und ab 1943 zum „totalen Krieg“ erklärte Zweite Weltkrieg stand – auch wenn mitunter das Gegenteil behauptet wird – nicht nur in Hinblick auf die objektive, sondern auch auf die subjektive Politik klar unter dem Primat der Politik. Allerdings handelte es sich dabei um das Primat einer durch die nationalsozialistische Ideologie motivierten Eroberungs- und Vernichtungspolitik, welcher dann auch die verbrecherische deutsche Kriegführung weitgehend entsprach.

Dieses Beispiel zeigt eindringlich, dass von der Wahrung des Primats der – subjektiven – Politik nicht per se ein mäßigender Einfluss auf die Kriegführung erwartet werden kann. Gleichzeitig zeigt es aber auch, dass selbst der „totale Krieg“, wie er von Zeitgenossen und dann vor allem von Historikern im Ersten und Zweiten Weltkrieg festgestellt worden ist, einer politischen Logik folgt und durch seinen soziopolitischen Kontext determiniert wird.

Dementsprechend ist der „totale Krieg“ vom „reinen Begriff“ des Krieges ebenso wie vom im achten Buch noch verwendeten Begriff des „absoluten Krieges“ grundlegend zu unterscheiden. In der Rezeption sind Clausewitz’ Begriffe aber immer wieder mit dem des „totalen Krieges“ vermengt worden, was dann im Einzelfall auch mit dem Vorwurf verbunden wurde, Clausewitz selbst sei Vordenker des „totalen Krieges“ gewesen. Tatsächlich handelt es

406 Carl von Clausewitz, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk, Berlin 1937, S. 632.

sich aber bei Clausewitz' Begriffen nicht um ein propagiertes Ideal, sondern lediglich um ein heuristisches Hilfsmittel, um abstrahiert von den Rahmenbedingungen des wirklichen Krieges dessen existentiellen Wesenskern – Gewalt, Hass und Feindschaft – herausarbeiten zu können.[407]

Ähnliche begriffliche Irritationen sind auch in der nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzenden Debatte um die Implikationen der Atomwaffen für das Verhältnis von Politik und Kriegführung zu beobachten. In Anlehnung an die Charakterisierung der Atombombe als „absolute Waffe" durch den US-amerikanischen Politikwissenschaftler Bernard Brodie (1910-1978) stand die Frage im Raum, ob ein etwaiger Atomkrieg dann auch mit dem Begriff des „absoluten Krieges" zusammenfalle und ob er noch als Fortsetzung der Politik angesehen werden könne.[408]

Panajotis Kondylis merkt dazu an, dass man vordergründig einen umfassenden Atomkrieg als „bloßen Akt der Gewalt" betrachten könne. Tatsächlich sei aber selbst in einem solchen Fall mit dem Phänomen der Friktion zu rechnen. Zudem sei er nicht von den politischen Verhältnissen zu trennen, aus denen er entstanden ist. Dementsprechend könne ein etwaiger Atomkrieg nicht mit dem reinen Begriff des Krieges zusammenfallen.[409]

Die Debatte um die weitere Gültigkeit der „Formel" stellte sich jedoch kontrovers dar. So äußerste – unter dem Eindruck der 1952 entwickelten Wasserstoffbombe – der Vorsitzende des Ministerrates der UdSSR Georgi Maximilianowitsch Malenkow (1902-1988) 1954, dass ein Atomkrieg das Ende der menschlichen Zivilisation herbeiführen würde. Der zeitweilig als führender Nuklearstratege der Sowjetunion geltende Generalmajor Nikolai A. Talenski vertrat sogar die Auffassung, dass sich der Krieg als Instrument der Politik überlebt habe. Um 1960 betonten Spitzenmilitärs um Marschall Wassili Danilowitsch Sokolowski (1897-1968) jedoch, auch der Wandel der Militärtechnik ändere nichts daran, dass Kriege ihrem Wesen nach die Fortsetzung der Politik seien. Gleichzeitig wurden weiterhin die Prinzipien der friedlichen Koexistenz betont.[410]

---

407 Verschiedene Beispiele für diese Begriffsverwirrung dokumentiert Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 146-150.

408 Günter Dill, Einleitung. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. XXIX. Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 230.

409 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 141-143.

410 Olaf Rose, Carl von Clausewitz. Wirkungsgeschichte seines Werkes in Russland und der Sowjetunion 1836-1991, München 1995, S. 231-233.

Auf amerikanischer Seite hielten politische Analysten wie George F. Kennan (1904-2005) und Hans Morgenthau (1904-1980) Atomwaffen zunächst eher dafür geeignet, den Gegner vollständig zu vernichten, als diesem gegenüber einen politischen Zweck durchzusetzen. Doch gerade die maßlose Steigerung des Zerstörungspotentials führte dazu, dass Atomwaffen bald vor allem als politische Waffen angesehen wurden. Unter den Bedingungen des Kalten Krieges konnte die „mutual assured destruction", also die wechselseitig zugesicherte Vernichtung, so durchaus stabilisierend wirken.[411]

Allerdings stellte sich bereits Ende der 1950er Jahre die Frage, inwiefern man politische Zwecke mit militärischen Mitteln durchsetzen kann, ohne dadurch einen umfassenden Atomkrieg auszulösen. So entwickelte Robert Osgood (1921-1986) 1957 seine Idee des „begrenzten Krieges", während Thomas Schelling (1921-2016) über die Möglichkeiten von „coercive diplomacy" nachdachte. Der Nuklearstratege und einflussreiche Politikberater Herman Kahn (1922-1983) ging noch einen Schritt weiter, indem er in seinen Büchern „On Thermonuclear War" von 1960 und „On Escalation" von 1965 die Auffassung vertrat, dass auch ein atomar geführter Krieg kontrollierbar und letztlich auch „gewinnbar" sein könne. Sowohl Schelling als auch Kahn legten ihrer Argumentation dabei Modelle der Spieltheorie zugrunde. Ihre Fixierung auf die rationale Entscheidung ließ diese „Neo-Clausewitzianer" jedoch die alles andere als rationalen ersten beiden „Tendenzen" der „wunderlichen Dreifaltigkeit" aus den Augen verlieren.[412]

Während ihren Überlegungen im US-Militär daher zumindest mit Skepsis begegnet wurde, stießen diese bei Friedensforschern wie Anatol Rapoport (1911-2007) auf vehemente Ablehnung. Rapoport kritisierte den „sadistischen Enthusiasmus" Herman Kahns, der versuche, eine blutige Tragödie wie den Atomkrieg auf ein quasi-mathematisches Problem zu reduzieren. Das bezog sich neben den spieltheoretischen Modellen vor allem auf Kahns 44-stufige Eskalationsleiter und den damit verbundenen Anspruch der Eskalationsdominanz, also die Vorstellung, den Grad der Eskalation und damit das Verhalten des Gegners wirksam kontrollieren zu können.[413] Aus Rapoports Perspektive war dies eine gefährliche Illusion, weshalb er Kahns Eskalationskonzept

411 Antulio J. Echevarria, The Cold War Clausewitz. Reconsidering the primacy of policy in On War. In: Clausewitz. The state and war. Hrsg. von Andreas Herberg-Rothe, Stuttgart 2011, S. 131.

412 Ebd., S. 134-136. „coercive diplomacy" = „Zwangsdiplomatie".

413 Dill, Einleitung (wie Anm. 408), S. XXIX. Anatol Rapoport, Chicken a la Kahn. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 721f.

durchaus polemisch als „eine Werkstattzeichnung für den Völkermord und ein[en] Leitfaden für Besessene“ charakterisierte.[414]

Der ebenfalls den „Neo-Clausewitzianern“ zugerechnete Raymond Aron stuft Kahns Schriften als eine „Art von pseudo-strategischer Literatur“ ein. Als deren grundsätzliches Problem benennt Aron die Fiktion des stets frei entscheidenden Staatsmannes. Denn statt der von Kahn suggerierten Entscheidungsfreiheit würden tatsächliche Krisen und Kriege – Aron nennt als Beispiel den Vietnamkrieg – vor allem die Grenzen der eigenen Handlungsspielräume und die Nutzlosigkeit jener Waffen demonstrieren, von denen der Gegner bereits vorher wisse, dass man sie angesichts der Folgekosten letztlich nicht einsetzen werde.[415]

Resümierend bleibt daher festzuhalten, dass die Clausewitzsche Formel selbst im Falle eines Atomkrieges insofern ihre Gültigkeit behält, als dass auch ein solcher Krieg von einem objektiven „politischen Zustand“ und wahrscheinlich auch einem subjektiven „politischen Motiv“ ausgehen würde. Angesichts seiner das Ende der Menschheit und damit auch das Ende jeder Politik heraufbeschwörenden Konsequenzen wäre der Atomkrieg als Mittel zum politischen Zweck jedoch ganz offensichtlich eine Absurdität.

414 Rapoport, Chicken (wie Anm. 413), S. 721f.

415 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 467.

KAPITEL 8

Strategie und Taktik

Ist Krieg für Clausewitz in seiner eigentlichen Bedeutung Kampf und Kriegführung die Anordnung und Führung des Kampfes, so ergibt sich die Frage nach dessen Struktur in Zeit und Raum.[416] Nach den Begriffspaaren Zweck und Mittel sowie Politik und Kriegführung bilden die Begriffe Strategie und Taktik daher die dritte begriffliche Säule der Clausewitzschen Theorie.

In seinen Überlegungen zum Gefecht geht Clausewitz zunächst davon aus, dass der Krieg in den „einfachen Verhältnissen wilder Völker" auch nur „ein einziges großes Gefecht" gewesen sei. Sein quasi-anthropologischer „ursprünglicher" bzw. „reiner" Begriff des Krieges kommt dementsprechend ohne eine weitere Unterteilung des kriegerischen Aktes und der Kriegskunst aus.[417] Diese Vorstellung korrespondiert mit der Bedeutung des altgriechischen „πόλεμος" (polemos), das sowohl mit „Krieg" als auch mit „Schlacht" oder ganz allgemein mit „Kampf" übersetzt werden kann. Auch der etymologische Ursprung der Begriffe Taktik und Strategie deutet noch nicht auf zwei klar unterscheidbare Handlungsebenen hin. Das altgriechische „τακτικὴ" (taktike) bezeichnet die Kunst, ein Heer in Schlachtordnung aufzustellen. Der vom Wort „στρατηγός" (strategos) für Feldherr oder Heerführer abgeleitete Begriff „στρατηγία" (strategia) ist demgegenüber die Feldherrnkunst oder Heerführung. Strategie ist demnach zunächst einmal schlicht das, was Strategen machen. Dabei ist davon auszugehen, dass sich zum Beispiel die zehn Strategen des antiken Athens noch in hohem Maße mit taktischen Fragen beschäftigt haben.

Im Laufe der folgenden zwei Jahrtausende haben Ausmaß und Komplexität der Kriege dann jedoch immer weiter zugenommen. Clausewitz konstatiert dementsprechend:

> „Unsere Kriege aber bestehen aus einer Unzahl von großen und kleinen, gleichzeitigen oder aufeinanderfolgenden Gefechten, und dieses Zerfallen der Tätigkeit in so viel einzelne Handlungen hat seinen Grund in der großen Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, aus denen der Krieg bei uns hervorgeht."[418]

416 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (II.1.) S. 269f.
417 Ebd., (IV.3.) S. 422.
418 Ebd., (IV.3.) S. 422.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_009

In dem Moment, wenn die kriegerische Tätigkeit in mehrere Gefechte zerfällt, wird aber die Strategie als der Taktik übergeordnete, koordinierende Handlungsebene notwendig. Panajotis Kondylis merkt dazu an: „Bei Übergang von der Taktik zur Strategie wiederholt sich also mutatis mutandis der Übergang vom reinen zum wirklichen Krieg – diesmal auf der Ebene des wirklichen Krieges selbst."[419]

Im militärischen Sprachgebrauch spiegelt sich dies aber zunächst nur höchst eingeschränkt wider. Nachdem man im Byzanz des 6. Jahrhunderts bereits klar zwischen der übergeordneten Strategie und der dieser nachgeordneten Taktik unterschieden hatte, geriet der Begriff der Strategie mehr als ein Jahrtausend gleichsam in Vergessenheit. Erst mit der Wiederentdeckung und Veröffentlichung der Schriften mehrerer spätantiker Militärschriftsteller ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kam der Strategie-Begriff in Europa allmählich wieder in Gebrauch.[420]

Seine Bedeutung blieb allerdings bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts eher vage. Constantin von Lossau postulierte noch 1815 ausgehend von der oben erörterten Etymologie, „daß Strategie etwas ist, was lediglich die Person des Feldherrn anbetrifft, das heißt, worüber sich keine Vorschriften geben lassen."[421]

Dieser „schwankende" Gebrauch der Begriffe Taktik und Strategie sowie die damit verbundenen „willkürlichen" Strategie-Definitionen bildeten in gewisser Weise den Ausgangspunkt für Clausewitz' frühe militärtheoretische Studien. So polemisierte er 1805 in seinem „Anti-Bülow" gegen Dietrich Heinrich von Bülows „ganz mechanisch[en] und im höchsten Grade unphilosophisch[en]" Definitionen der beiden Begriffe. Nicht das Wahrnehmungsprinzip des „Gesichtskreises", sondern der jeweilige Zweck müsste entscheiden, ob eine kriegerische Bewegung der Taktik oder der Strategie zuzurechnen sei.[422] Dementsprechend hatte er bereits kurz zuvor in seiner „Strategie von 1804" definiert:

> „Die Taktik ist die Lehre, wie man den Sieg erringt durch den Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht; die Strategie die Lehre, wie man den Kriegszweck erreicht durch Verbindung einzelner Gefechte; d. h. um der Eleganz des Ausdrucks willen: Taktik ist die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im

419 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 45.

420 Beatrice Heuser, Den Krieg denken. Die Entwicklung der Strategie seit der Antike, Paderborn 2010, S. 18-20.

421 Lossau, Krieg (wie Anm. 217), S. 115.

422 Clausewitz, Bülow (wie Anm. 52), S. 67. Vgl. Kapitel 6.

> Gefechte, Strategie die Lehre vom Gebrauch der einzelnen Gefechte zum Zweck des Krieges."[423]

Die Strategie beschäftige sich dabei im einzelnen mit der Betrachtung der taktischen Erfolge, der Kombination der Gefechte zum Zweck des Krieges, damit zusammenhängend der Organisation der Armee in relativ selbständig agierende Korps, deren Verpflegung sowie schließlich der Befestigung und dem Angriff von Städten.[424]

In seinen 1812 zusammengestellten „Grundsätzen des Kriegführens" gab er dem preußischen Kronprinzen eine knappe Orientierung über die im Krieg zu verfolgenden „Hauptzwecke" sowie die allgemeinen Grundsätze der Strategie. Demnach kommt es vor allem darauf an:

> „a) die feindliche bewaffnete Macht zu besiegen und aufzureiben; b) sich in den Besitz der toten Streitkräfte und der anderen Quellen der feindlichen Armee zu setzen und c) die öffentliche Meinung zu gewinnen."[425]

Die wichtigsten Angriffsobjekte sind dementsprechend die Hauptarmee, die Hauptstadt und die großen Festungen des Gegners. An diesen Punkten errungene große Siege würden schließlich auch zur Gewinnung der öffentlichen Meinung führen.

Als allgemeine Grundsätze postulierte er, alle Kräfte mit höchster Anstrengung aufzubieten, seine Kräfte zu konzentrieren, keine Zeit zu verlieren sowie die erzielten Erfolge mit höchster Energie zu nutzen. Entscheidend sind dabei für Clausewitz die Gefechte, die von der Strategie „zum Zwecke des Feldzuges und des Krieges" verbunden werden müssen.[426]

Ein Jahrzehnt später bringt Clausewitz im ersten Kapitel des dritten Buches die Rolle der Strategie noch deutlicher auf den Punkt. Demnach muss die Strategie „dem ganzen kriegerischen Akt ein Ziel setzen, welches dem Zweck desselben entspricht, d. h. sie entwirft den Kriegsplan". Aus diesem strategischen Ziel ergeben sich die Handlungen, mit denen es erreicht werden

---

423 Clausewitz, Strategie (wie Anm. 54), S. 32. Clausewitz sollte diese Definition auch in „Vom Kriege" nahezu unverändert beibehalten. Dort hieß es: „Es ist also nach unserer Einteilung die Taktik *die Lehre vom Gebrauch der Streitkräfte im Gefecht*, die Strategie *die Lehre vom Gebrauch der Gefechte zum Zweck des Krieges*." Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (II.1.) S. 271.

424 Clausewitz, Strategie (wie Anm. 54), S. 57.

425 Clausewitz, Unterricht (wie Anm. 84), S. 29.

426 Ebd., S. 29-31.

soll. Dementsprechend „macht [die Strategie – CTM] die Entwürfe zu den einzelnen Feldzügen und ordnet in diesen die einzelnen Gefechte an."[427]

In seinen Ende 1827 entstandenen „Gedanken zur Abwehr" geht Clausewitz dann auch näher auf die Verbindung von Politik und Strategie ein. Weil der Krieg „kein selbständiges Ding" ist, „sondern die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln", sind auch „die Hauptlineamente aller großen strategischen Entwürfe größtenteils politischer Natur". Der Kriegsplan geht dabei „unmittelbar aus dem politischen Dasein der beiden kriegführenden Staaten sowie aus ihren Verhältnissen zu anderen hervor." Eine „rein militärische[n] Beurteilung eines großen strategischen Ganzen" ist daher weder sinnvoll noch möglich. Aus dem Kriegsplan geht wiederum der Feldzugsplan hervor, sofern dieser nicht bereits – bei Beschränkung auf einen Kriegsschauplatz – mit ersterem identisch ist. Das politische Element erstreckt sich auf diese Weise bis in die einzelnen Teile des Feldzuges.[428]

Im etwa zur gleichen Zeit entstandenen zweiten Kapitel des achten Buches formuliert Clausewitz schließlich seinen Anspruch an einen vollwertigen Kriegsplan:

> „Der Kriegsplan faßt den ganzen kriegerischen Akt zusammen, durch ihn wird er zur einzelnen Handlung, die einen letzten endlichen Zweck haben muß, in welchem sich alle besonderen Zwecke ausgeglichen haben. Man fängt keinen Krieg an, oder man sollte vernünftigerweise keinen anfangen, ohne sich zu sagen, was man mit und was man in demselben erreichen will, das erstere ist der Zweck, das andere das Ziel."[429]

Dieser Hauptgedanke gibt alle Richtungen vor. Er bestimmt den „Umfang der Mittel" und das „Maß der Energie". Er äußert „seinen Einfluß bis in die kleinsten Glieder der Handlung hinab." Der Kriegsplan wirkt so gleichsam bis hinab zur taktischen Ebene.[430]

Für Clausewitz gilt dementsprechend: „Taktik und Strategie sind zwei in Raum und Zeit sich einander durchdringende, aber doch wesentlich verschiedene Tätigkeiten".[431] Eine genaue Abgrenzung zwischen Taktik und Strategie ist dabei aber nicht immer möglich. So kann der Marsch zum Gefecht fließend in die Evolution im Gefecht übergehen. Von den Extremen

427 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (III.1.) S. 345.
428 Clausewitz, Gedanken (wie Anm. 370), S. 495.
429 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VIII.2.) S. 952.
430 Ebd., (VIII.2.) S. 952.
431 Ebd., (II.1.) S. 277.

her betrachtet, lassen sich beide Handlungsebenen jedoch klar unterscheiden. So fällt die Erarbeitung eines Kriegsplanes ebenso eindeutig in das Gebiet der Strategie wie die Führung einer Feldwache in das der Taktik.

Entsprechend seiner Strategiedefinition ist das Gefecht für Clausewitz das mit Abstand wichtigste Mittel der Strategie. Als Mittel zum strategischen Zweck können darüber hinaus aber auch die Sprengung der gegnerischen Bündnisse, die Gewinnung neuer Alliierter oder andere vorteilhafte politische Ereignisse dienen. Diese drei Mittel haben in der Regel aber nur eine unterstützende Funktion und sind ihrem Wesen nach auch nicht per se kriegerischer Natur. Die zentrale Aufgabe der Strategie besteht somit darin, darüber zu entscheiden, wann, wo und mit welchen Kräften gekämpft wird.[432]

Daraus ergibt sich die Vorstellung vom Feldzug als einer Kette, „die aus lauter Gefechten zusammengesetzt ist, wo eins immer das andere herbeiführt".[433] Die Wirkung der einzelnen Gefechte und die Art ihres Gebrauchs durch die Strategie hängen dabei wesentlich von den Umständen ab. Zur Veranschaulichung der wirkenden Faktoren unterteilt Clausewitz diese „in die moralischen, die physischen, die mathematischen, die geographischen und die statistischen Elemente." So ergibt sich die Klassifizierung von fünf „Elementen der Strategie":

> „In die Klasse der ersteren würde alles gehören, was durch geistige Eigenschaften und Wirkungen hervorgerufen wird; in die zweite Klasse die Größe der Streitkräfte, ihre Zusammensetzung, das Verhältnis der Waffen usw.; in die dritte Klasse die Winkel der Operationslinien, die konzentrischen und exzentrischen Bewegungen, insofern ihre geometrische Natur einen Wert in der Rechnung bekommt; in die vierte der Einfluß der Gegend, als: dominierende Punkte, Gebirge, Flüsse, Wälder, Straßen; in die fünfte endlich die Mittel des Unterhalts usw."[434]

Diese Übersicht verdeutlicht, dass Clausewitz geometrische und geographische Faktoren durchaus als strategisch relevant anerkennt. Anders als die von ihm kritisierten „Systemmacher" wendet er sich aber entschieden gegen die Verabsolutierung eines Elements, wie sie etwa bei Bülow, Erzherzog Karl, Mathieu Dumas und tendenziell auch bei Jomini anzutreffen ist.

Explizit benennt er in diesem Zusammenhang die vor allem im 19. Jahrhundert verbreitete Vorstellung, „daß die Einnahme gewisser geographischer

---

432 Echevarria, Clausewitz (wie Anm. 6), S. 138f.

433 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (III.1.) S. 353.

434 Ebd., (III.1.) S. 354.

Punkte, die Besitznahme unverteidigter Provinzen *an sich etwas sei*" – ein Vorteil, „den man nebenbei einstecken könnte". Stattdessen müssten diese örtlichen Vorteile immer an ihrer Bedeutung für den „Erfolg des Ganzen" gemessen werden. Das schließt vor allem die Frage ein, „ob dieser [zunächst vorteilhaft erscheinende – CTM] Besitz nicht später zu größeren Nachteilen führen wird." Sich diese Frage nicht rechtzeitig zu stellen, sei ein in der Kriegsgeschichte oft anzutreffender Fehler.[435]

Dementsprechend rät Clausewitz seinen Lesern, die verschiedenen Elemente nicht separat, sondern stets im Gesamtkontext und in ihrer Wechselwirkung zu betrachten. Eine sinnvolle Analyse sei nur dann möglich, wenn man sich an die „Welt der Totalerscheinungen" halte.[436]

Welchen großen Einfluss der Kontext auf die Wirkung eines einzelnen Elements haben kann, zeigt Clausewitz anschaulich im 16. Kapitel des fünften Buches über die Verbindungslinien zwischen Heer und Operationsbasis. Generell dienen diese zur beständigen Versorgung und als potentielle Rückzugsstraßen. Um derart als „Lebensadern" fungieren zu können, dürfen sie „weder bleibend unterbrochen werden, noch zu lang und beschwerlich sein". Der Wert der Verbindungsstraßen wird so bedingt durch ihre Anzahl, Lage und Beschaffenheit ebenso wie die soziopolitischen Gegebenheiten des Umlandes. Für die Heere macht es dabei einen beträchtlichen Unterschied, ob sie sich im eigenen oder im feindlichen Land bewegen.[437]

> „Das Heer im eigenen Lande wird zwar auch seine eingerichtete Verbindungslinie haben, aber es ist nicht durchaus darauf beschränkt und kann im Fall der Not davon abspringen und jede andere Straße wählen, die überhaupt noch vorhanden ist; denn es ist überall zu Hause, hat überall seine Behörden und findet überall den guten Willen. […] Das Heer im feindlichen Lande hingegen kann in der Regel nur diejenigen Straßen als Verbindungslinien betrachten, auf denen es selbst vorgegangen ist, und es entsteht hier eine große Verschiedenheit in der Wirkung aus kleinen, wenigstens unscheinbaren Ursachen."[438]

Zusammengenommen entscheiden die oben genannten Faktoren, ob die Verbindung eines Heeres zu seiner Basis als stark oder eher schwach anzusehen ist und „welcher von beiden Gegnern eher imstande ist, dem anderen die

435 Ebd., (III.1.) S. 353.
436 Ebd., (III.2.) S. 355.
437 Ebd., (V.16.) S. 597f.
438 Ebd., (V.16.) S. 597f.

Verbindungslinie oder gar den Rückzug abzuschneiden".[439] Der von Bülow als maßgebliches Kriterium ins Feld geführte Operationswinkel kann darüber folglich nur sehr unzureichenden Aufschluss geben.

Nach den fünf „Elementen der Strategie" benennt Clausewitz im dritten Kapitel des sechsten Buches sechs „Hauptprinzipe der strategischen Wirksamkeit". Dies sind die folgenden:

„1. Der Vorteil der Gegend.
2. Die Überraschung, entweder wie im eigentlichen Überfall oder durch die unvermutete Aufstellung größerer Kräfte auf gewissen Punkten.
3. Der Anfall von mehreren Seiten; alle drei wie in der Taktik.
4. Der Beistand des Kriegstheaters durch Festungen und alles, was dazugehört.
5. Der Beistand des Volkes.
6. Die Benutzung großer moralischer Kräfte"[440]

Während der Verteidiger den Vorteil der Gegend nutzen kann, hat der Angreifer den des Überfalles, wobei die möglichen Wirkungen jedoch ungleich größer als in der Taktik sind. Der Anfall von mehreren Seiten verliert demgegenüber in der strategischen Dimension für Clausewitz viel von seinem Schrecken. Zum einen „fällt die doppelte Wirkung des Feuers weg, weil man nicht von dem einen Ende des Kriegstheaters bis zum anderen hinschießt." Zum anderen ist die „Furcht, den Rückzug zu verlieren, […] bei dem Umgangenen sehr viel schwächer, denn die Räume lassen sich in der Strategie nicht sperren wie in der Taktik. Aufgrund der größeren Räume in der Strategie erwächst dem in zentraler Position befindlichen Verteidiger schließlich mit den inneren und daher kürzeren Linien „ein großes Gegengewicht gegen die Anfälle von mehreren Seiten." Als problematisch stellt sich dafür nun aber die Empfindlichkeit der Verbindungslinien dar.[441]

„Das vierte Prinzip, *der Beistand des Kriegstheaters*, ist natürlich auf der Seite des Verteidigers." Während die angreifende Armee sich mit Eröffnung des Feldzuges von ihrem Kriegstheater löst, ihre Festungen und Depots hinter sich lässt und beim Durchschreiten des Operationsgebietes fortwährend durch die Anstrengungen des Marsches und die Abgabe von Besatzungen geschwächt wird, bleibt die verteidigende Armee „mit allem dem verbunden, d. h. sie genießt den Beistand ihrer Festungen, wird durch nichts geschwächt und ist ihren Hilfsquellen näher."[442]

---

439 Ebd., (V.16.) S. 600.
440 Ebd., (VI.3.) S. 622f.
441 Ebd., (VI.3.) S. 624.
442 Ebd., (VI.3.) S. 625.

Darüber hinaus kann sich der Verteidiger – außer bei einem Verteidigungsfeldzug in Feindesland – auf den Beistand des Volkes stützen. Clausewitz denkt dabei vor allem an die Mittel des Landsturms und der Nationalbewaffnung. Doch auch ganz allgemein profitiert der Verteidiger im eigenen Land davon, „daß alle Friktion geringer und alle Hilfsquellen näher sind und reichhaltiger fließen."[443]

Die Benutzung „großer moralischer Kräfte" ist demgegenüber sowohl für den Angreifer als auch für den Verteidiger denkbar. Clausewitz umschreibt diese allerdings nur höchst vage. Explizit nennt er lediglich „Verwirrung und Schrecken beim Gegner", das „Gefühl der Überlegenheit" im Heer des Angreifers sowie die Auswirkungen von Sieg bzw. Niederlage auf das Selbstbewusstsein des Heeres und sein Vertrauen in die Fähigkeiten seiner Führer. Heute würde man in diesem Zusammenhang wahrscheinlich auch noch an die diversen Spielarten propagandistischer und psychologischer Einflussnahme denken.[444]

Das entscheidende Mittel der Strategie ist für Clausewitz aber stets das Gefecht. Seine starke Betonung des Gefechts ist dabei nicht ohne die manöverfixierte Kriegstheorie des späten 18. Jahrhunderts zu verstehen. Während Bülow mit seinen Behauptungen, dass Gefechte nichts mehr entscheiden und Schlachten nicht mehr geliefert würden, gleichsam eine Strategie ohne taktischen Unterbau propagiert, entgegnet Clausewitz: „Strategie ist nichts ohne das Gefecht."[445]

Andere Wege zum Ziel hält Clausewitz zwar ebenfalls für gangbar. Diese könnten aber nur dann zum gewünschten Ergebnis führen, wenn der Gegner dies auch zulasse. Clausewitz schlussfolgert daraus,

> „daß es im Kriege vielerlei Wege zum Ziel, d. h. zur Erlangung des politischen Zweckes, gibt, daß aber das Gefecht das einzige Mittel ist, und daß darum alles unter einem höchsten Gesetz steht: unter der *Waffenentscheidung*".[446]

Aufgabe der Strategie ist es daher, durch geeignete Kräfteverteilung bzw. Kräftekonzentration am entscheidenden Punkt möglichst vorteilhafte Bedingungen für das Gefecht schaffen. Die Strategie stellt sich auf diese Weise in den Dienst

443 Ebd., (VI.3.) S. 625.
444 Ebd., (VI.3.) S. 626.
445 Clausewitz, Bülow (wie Anm. 52), S. 77.
446 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.2.) S. 228.

der Taktik, um dieser den Sieg im Gefecht zu ermöglichen. Gleichzeitig ist das Gefecht aber Mittel zum strategischen Zweck.[447]

Während Clausewitz für die Strategie den gleichzeitigen Einsatz aller für einen bestimmten Zweck vorgesehenen Kräfte fordert, postuliert er für die Taktik den sukzessiven Einsatz der Kräfte. Er zeigt diesen anschaulich im zweiten Kapitel des vierten Buches „Charakter der heutigen Schlacht“:

> „Was tut man jetzt gewöhnlich in einer großen Schlacht? Man stellt sich in großen Massen neben- und hintereinander geordnet ruhig hin, entwickelt verhältnismäßig nur einen geringen Teil des Ganzen und läßt sich diesen ausringen in einem stundenlangen Feuergefecht, welches durch einzelne kleine Stöße von Sturmschritt, Bajonette und Kavallerieanfall hin und wieder unterbrochen und etwas hin und her geschoben wird. Hat dieser eine Teil sein kriegerisches Feuer auf diese Weise nach und nach ausgeströmt, und es bleiben nichts als die Schlacken übrig, so wird er zurückgezogen und von einem anderen ersetzt.
>
> Auf diese Weise brennt die Schlacht mit gemäßigtem Element wie nasses Pulver langsam ab, und wenn der Schleier der Nacht Ruhe gebietet, weil niemand mehr sehen kann, und sich niemand dem blinden Zufall preisgeben will, so wird geschätzt, was dem einen und dem anderen übrig bleiben mag an Massen, die noch brauchbar genannt werden können, d. h. die noch nicht ganz wie ausgebrannte Vulkane in sich zusammengefallen sind; es wird geschätzt, was man an Raum gewonnen oder verloren hat, und wie es mit der Sicherheit des Rückens steht; es ziehen sich diese Resultate mit den einzelnen Eindrücken von Mut und Feigheit, Klugheit und Dummheit, die man bei sich und seinem Gegner wahrgenommen zu haben glaubt, in einen einzigen Haupteindruck zusammen, aus welchem dann der Entschluß entspringt: das Schlachtfeld zu räumen oder das Gefecht am anderen Morgen zu erneuern.“[448]

Clausewitz hat in dieser Beschreibung die für Verlauf und Entscheidung eines Gefechts wesentlichen Aspekte mit Hilfe der Vulkan-Schlacke-Metapher herausgearbeitet. Diese distanziert anmutende Darstellung bildet in gewisser Weise die abstrakte Verdichtung seiner eigenen umfangreichen Gefechtserfahrung. Einen besonders nachhaltigen Eindruck hat die Schlacht bei Borodino, an der Clausewitz als Quartiermeister des Kavalleriekorps Uwarow teilgenommen hatte, bei ihm hinterlassen. Nach einer fehlgeschlagenen

447 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 235.
448 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (IV.2.) S. 420f.

Attacke ohne weitere Aufgabe hatte er ab Mittag Gelegenheit, die Schlacht von einer Anhöhe aus zu beobachten.

> „In dieser Lage sahen wir der Schlacht zu, und es ist mir immer merkwürdig geblieben wie sie nach und nach den Charakter von Ermüdung und Erschöpfung annahm. Die Infanterie Massen waren so zusammengeschmolzen, daß vielleicht kein Drittheil der ursprünglichen mehr im Gefecht war; die übrigen waren todt, verwundet, brachten Verwundete zurück oder sammelten sich hinten; kurz es waren überall weite Leeren entstanden. Die ungeheure Artillerie die von beiden Zeiten [sic!] über 600 Kanonen ins Gefecht gebracht hatte, ließ sich nur in einzelnen Schüssen noch hören; und selbst diese Schüsse schienen nicht mehr den ursprünglichen donnernden kräftigen Ton zu haben sondern ganz matt und heiser zu klingen. Die Kavallerie hatte fast überall die Plätze und die Stellen der Infanterie eingenommen und machte ihre Anfälle in einem Trab indem sie sich hin und her trieb und sich wechselweise Schanzen abjagte. Nachmittags um 3 Uhr ungefähr sah man, daß die Schlacht in den letzten Zügen lag und daß also, wie meistens, die Entscheidung der ganzen Frage noch davon abhänge wer noch den letzten Trumpf in der Hand, die stärksten Reserven zurückbehalten habe."[449]

Als allgemeine Faustregel zur Feststellung von Sieg oder Niederlage in einem Gefecht formulierte Clausewitz in „Vom Kriege" den „Gesamtbegriff des Sieges". Aus der Perspektive des Siegers setzte sich dieser aus drei Elementen zusammen. Das war erstens der größere Verlust des Gegners an physischen Kräften, zu dem zweitens auch der größere Verlust an moralischen Kräften kam, welcher drittens dadurch offensichtlich wird, dass der Gegner seine Absicht aufgibt. Analog zu seiner Charakterisierung des Kampfes als „Abmessen der geistigen und körperlichen Kräfte vermittelst der letzteren" hält er daher fest: „Jedes Gefecht ist also die blutige und zerstörende Abgleichung der Kräfte, der physischen und moralischen. Wer am Schluß die größte Summe von beiden übrig hat, ist der Sieger."[450]

Zweck des Gefechts ist dabei vor allem die „Vernichtung oder Überwindung des Gegners". Jeweils eingeleitet mit einer rhetorischen Frage erörtert

449 Carl von Clausewitz, Feldzug von 1812 in Russland. In: Carl von Clausewitz. Schriften – Aufsätze – Studien – Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1990, S. 85of.

450 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (IV.4.) S. 433, (II.1.) S. 269, (IV.4.) S. 429.

Clausewitz im dritten bzw. vierten Kapitel des vierten Buches deren jeweilige Bedeutung.

> „Was ist die Überwindung des Gegners? Immer nur die Vernichtung seiner Streitkraft, sei es durch Tod oder Wunden oder auf was für eine andere Art, sei es ganz und gar oder nur in einem solchen Maße, daß er den Kampf nicht mehr fortsetzen will. Wir können also, so lange wir von allen besonderen Zwecken der Gefechte absehen, die Vernichtung des Gegners ganz oder teilweise als den einzigen Zweck aller Gefechte betrachten."[451]

Neben der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte benennt Clausewitz allgemein noch zwei weitere denkbare Zwecke des Gefechts: die Eroberung bzw. Verteidigung eines Ortes und die Eroberung bzw. Verteidigung eines Gegenstandes.[452]

> „Was ist nun unter Vernichtung der feindlichen Streitkraft zu verstehen? Eine Verminderung derselben, die verhältnismäßig größer ist als die unserer eigenen. Wenn wir eine große Überlegenheit der Zahl über den Feind haben, so wird natürlich dieselbe absolute Größe des Verlustes für uns kleiner sein als für ihn und folglich schon als ein Vorteil betrachtet werden können."[453]

Sind die relativen Verluste für das Ergebnis des Gefechts ausschlaggebend, so gehen die absoluten Verluste in die Gesamtrechnung des Feldzuges ein. Clausewitz hat damit ein erkennbar anderes Erfolgskriterium als sein Zeitgenosse Jomini, dem es vor allem auf die Kontrolle von Räumen und die Verdrängung des Gegners aus diesen ankommt.[454]

Clausewitz' Kollege Constantin von Lossau brachte das dahinter stehende Kalkül mit deutlichen Worten auf den Punkt: „Der Feind muß nicht verdrängt, sondern niedergeworfen werden. Denn ein verdrängter Feind kann umkehren, der Tote steht nicht wieder auf."[455]

Die im Laufe des eigentlichen Gefechts bei Sieger und Besiegtem aufgetretenen physischen Verluste weisen aber häufig noch keine allzu große

---

451 Ebd., (IV.3.) S. 423.
452 Ebd., (IV.5.) S. 437.
453 Ebd., (IV.4.) S. 428.
454 Stahel, Klassiker (wie Anm. 22), S. 198.
455 Lossau, Krieg (wie Anm. 217), S. 41.

Differenz auf. Umso deutlicher sind jedoch die Verluste an moralischen Kräften, die sich für Clausewitz im Verlust an Boden, in der sukzessiven Auflösung der Ordnung und dem Schwinden der einsatzbereiten Reserven manifestieren. Den Großteil seiner physischen Verluste erleidet der Besiegte hingegen zumeist erst nach Abbruch des Gefechts und Einleitung des Rückzuges.

> „Die schwachen Reste schon erschütterter Bataillone werden von der Reiterei zusammengeworfen, Ermüdete bleiben liegen, zerbrochene Geschütze und Pulverwagen bleiben stehen, andere können in schlechten Wegen nicht schnell genug fort und werden von feindlicher Reiterei erreicht; in der Nacht verirren sich einzelne Haufen und fallen dem Feinde wehrlos in die Hände, und so gewinnt der Sieg meistens erst Körper, nachdem er schon entschieden ist."[456]

Bestehen die Verluste im Gefecht mehr in Toten und Verwundeten, so sind es danach vor allem verlorene Kanonen und Gefangene. Diese „sind darum jederzeit als die wahren Trophäen des Sieges" und Gradmesser für dessen Umfang betrachtet worden. Während die moralischen Kräfte des geschlagenen Gegners nach und nach zurückkehren, werden die physischen Verluste „niemals aus der Rechnung verschwinden."[457]

Das gilt insbesondere für die Hauptschlacht, deren Rolle Clausewitz im neunten bis elften Kapitel des vierten Buches ausführlich diskutiert. Die Hauptschlacht ist nach seiner Definition ein „Kampf der Hauptmacht" am „Schwerpunkt" des Krieges, weshalb sie „mehr als irgendein anderes Gefecht um ihrer selbst willen da ist." Dementsprechend geht es hier nicht um „Nebenzwecke", sondern darum durch Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte „einen wirklichen Sieg" zu erringen.[458]

> „Die Hauptschlacht ist daher als der konzentrierte Krieg, als der Schwerpunkt des ganzen Krieges oder Feldzuges anzusehen. Wie sich die Strahlen der Sonne im Brennpunkt des Hohlspiegels zu ihrem vollkommenen Bilde und zur höchsten Glut vereinigen, so vereinigen sich Kräfte und Umstände des Krieges in der Hauptschlacht zu einer zusammengedrängten höchsten Wirkung."[459]

---

456 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (IV.4.) S. 428.
457 Ebd., (IV.4.) S. 430.
458 Ebd., (IV.9.) S. 453.
459 Ebd., (IV.11.) S. 468.

Die Hauptschlacht soll den Feldzug oder gar den Krieg möglichst mit einem Schlag entscheiden. Dazu gilt es, entweder die Streitkräfte des Gegners in einem Grad zu vernichten, dass sie zu weiterem Widerstand nicht mehr in der Lage sind, oder doch derart zu schwächen, dass der Gegner zu Zugeständnissen bereit ist. Die Hauptschlacht ist dabei vorzugsweise das Mittel derjenige Seite, welche den positiven Zweck verfolgt und folglich auch die angreifende ist.

> „Die Hauptschlacht ist der blutigste Weg der Lösung; zwar ist sie kein bloßes gegenseitiges Morden und ihre Wirkung mehr ein Totschlagen des feindlichen Mutes als der feindlichen Krieger, […], allein immer ist Blut ihr Preis und Hinschlachten ihr Charakter wie ihr Name; davor schaudert der Mensch im Feldherrn zurück."[460]

Zu den Skrupeln als Mensch kommt für den Strategen aber auch der beunruhigende Gedanke, „der mit einem einzigen Schlag gegebenen Entscheidung". Mit der Hauptschlacht wird so gleichsam alles auf eine Karte gesetzt, „alles Handeln" in einem „Punkt des Raumes und der Zeit […] zusammengedrängt". Das Risiko, in einer Schlacht den Feldzug oder gar den Krieg zu verlieren, hat daher „Regierungen und Feldherren zu allen Zeiten stets Wege um die entscheidende Schlacht herum" suchen lassen, „um entweder ihr Ziel ohne dieselbe zu erreichen, oder es unvermerkt fallen zu lassen."[461]

Clausewitz kann dieser Alternative aber erkennbar wenig abgewinnen. Angesichts der Erfahrungen der Napoleonischen Kriege hält er die Vorstellung eines Krieges „ohne Blutvergießen" letztlich für illusorisch und gefährlich.

> „Vielleicht, daß man in einiger Zeit Bonapartes Feldzüge und Schlachten wie Rohheiten und halbe Dummheiten betrachtet und noch einmal mit Wohlgefallen und Zutrauen auf den Galanteriedegen veralteter, zusammengeschrumpfter Einrichtungen und Manieren sieht."

Clausewitz selbst führen der Begriff des Krieges und die historische Erfahrung grundsätzlich „dahin, eine große Entscheidung nur in einer großen Schlacht zu suchen".[462] Dem entspricht auch seine Vorstellung vom höchsten Gesetz der Waffenentscheidung.

Wie Andreas Herberg-Rothe jedoch anhand von Clausewitz' Studien zu den Feldzügen von 1806, 1812 und 1815 herausgearbeitet hat, konnte die Bedeutung

460 Ebd., (IV.11.) S. 469.
461 Ebd., (IV.11.) S. 469.
462 Ebd., (IV.11.) S. 469.

der Hauptschlacht je nach den Umständen beträchtlich variieren.[463] 1806 gelang es Napoleon, die preußische Armee bereits unmittelbar nach Beginn des Feldzuges in der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt schwer zu schlagen und deren Trümmer danach bis zur Auflösung zu verfolgen.

1812 zog sich das russische Heer unter hinhaltendem Widerstand in das Innere des Landes zurück. Erst mehr als zwei Monate nach Beginn der französischen Invasion stellte es sich – kurz vor Moskau – bei Borodino der inzwischen durch Anstrengungen, Krankheiten und Versorgungsmängel stark dezimierten Napoleonischen Armee entgegen. Napoleon bekam damit zwar endlich die von ihm eigentlich bereits in Grenznähe angestrebte große Schlacht. Doch der darin teuer erkaufte Sieg entschied letztlich nichts. Das russische Heer konnte sich geordnet zurückziehen und der russische Zar lehnte Friedens- oder gar Kapitulationsverhandlungen kategorisch ab.

Auch im Feldzug von 1815 strebte Napoleon die rasche Entscheidungsschlacht an. Aufgrund der fragilen innenpolitischen Situation kam ein Volkskrieg zur Abwehr der bevorstehenden alliierten Invasion nicht in Betracht. So ging er gegen die zwei in Belgien stehenden alliierten Armeen offensiv vor und suchte diese nacheinander aus dem Feld zu schlagen. Sein Sieg über die preußische Armee am 16. Juni bei Ligny hatte jedoch wieder nicht den erhofften Effekt. Zwei Tage später waren es die bei Ligny geschlagenen preußische Truppen, welche den scheinbar zum Greifen nahen Sieg über die britisch-niederländische Armee bei Waterloo vereitelten. Anstatt nun unverzüglich die Schlacht abzubrechen und seine Armee zu retten,

> „setzte Bonaparte seine letzten Kräfte daran, eine Schlacht zu wenden, die nicht mehr zu wenden war, er gab den letzten Heller aus und floh dann wie ein Bettler vom Schlachtfelde und aus dem Reiche."[464]

Die drei Beispiele zeigen somit eindringlich die Möglichkeiten, Grenzen und Risiken der Napoleonischen Doktrin der Entscheidungsschlacht.

Seine eigentliche Wirkung entfaltet der taktische Erfolg aber erst mit seiner Nutzung durch die Strategie. „[B]is wohin die Siegesbahn nach der Natur der Verhältnisse führen kann, wo ihr Kulminationspunkt liegt," ist dabei die entscheidende Frage. Generell geht Clausewitz davon aus, „daß ohne Verfolgen kein Sieg eine große Wirkung haben kann". Erst in der Verfolgung werden in der Regel „die Trophäen geerntet, die den Sieg verkörpern."[465]

---

463 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 48.

464 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (IV.9.) S. 459.

465 Ebd., (IV.12.) S. 474.

Allerdings ist dies leichter gesagt als getan. Kommen die Truppen beider Kriegsparteien – bedingt durch die Anstrengungen der vorangegangenen Märsche – oft bereits „mit sehr geschwächten körperlichen Kräften in die Schlacht", so herrscht an deren Ende zumeist ein Zustand der völligen Erschöpfung. Hinzu kommen die in Mitleidenschaft gezogene Ordnung der Truppen und die Notwendigkeit des Munitionsersatzes. Diese Umstände versetzen auch den Sieger in einen „Zustand der Krise". Startet die andere Seite in dieser Situation einen Gegenangriff, „so kann der Sieger leicht in die evidente Gefahr kommen, seinen Sieg wieder einzubüßen".[466]

In jedem Fall bilden diese Umstände für den Sieger „ein starkes Gegengewicht seiner Schnellkraft beim Verfolgen." Das „Bedürfnis nach Ruhe und Stärkung" führt unweigerlich dazu, dass in der Regel „weniger geschieht als geschehen könnte." Ob überhaupt etwas und wie viel geschieht, hängt dabei wesentlich vom „*Ruhmdurst*, der *Energie* und auch wohl der *Härte* des obersten Feldherrn" ab.[467]

So hebt Clausewitz hervor, dass sich zur Zeit der Kabinettskriege mit Blick auf die Erhaltung des „eigenen Siegesinstrumentes" nur wenige Feldherren überhaupt zur Verfolgung ihres geschlagenen Gegners entschließen konnten. Im Zuge der Napoleonischen Kriege seien „diese konventionellen Schranken" jedoch gefallen und „das Verfolgen ist ein Hauptgeschäft des Siegers geworden".[468]

Allerdings sieht Clausewitz auch hier eine klare Grenze. So müsse nach der Verfolgung am ersten Tag und gegebenenfalls auch noch in der ersten Nacht nach der Schlacht notwendig ein Stillstand eintreten. Die Verfolgung bei Nacht bildete für Clausewitz ohnehin eine Ausnahme, da „bei nächtlichen Gefechten alles mehr oder weniger dem Zufall überlassen" sei. Für diese unmittelbare Verfolgung differenziert er zwischen drei Graden der Verfolgung, die erstens nur durch Reiterei, zweitens durch eine starke Avantgarde aus allen Waffen und drittens durch das gesamte Heer unternommen werden könne. Für die weitere Verfolgung „kann man wieder drei Grade unterscheiden: ein bloßes Nachrücken, ein eigentliches Drängen und ein Parallelmarsch zum Abschneiden."[469]

Für den Rückzug nach verlorener Schlacht sieht Clausewitz drei grundsätzliche Handlungsoptionen für den Besiegten. Die beste aber zugleich

466 Ebd., (IV.12.) S. 475.
467 Ebd., (IV.12.) S. 475f.
468 Ebd., (IV.12.) S. 478f.
469 Ebd., (IV.12.) S. 476f und 481.

auch anspruchsvollste ist die, sich dem Verfolger immer wieder in Rückzugsgefechten entgegenzustellen.

> „Gerade durch kleine Gefechte, die mit Sorgfalt eingeleitet und geführt werden, und wobei dem Besiegten doch immer der Beistand der Gegend bleibt, weil er der Verteidiger ist, *gerade durch diese kann die moralische Kraft des Heeres am ersten wieder gehoben werden*."

Das setzt aber „einen unternehmenden, kühnen Feldherrn und ein vortreffliches Heer", welches zuvor keine „völlige Niederlage" erlitten haben darf, voraus und ist dementsprechend selten.[470]

Die zweite Möglichkeit ist eine „Beschleunigung des Rückzuges." Diese spielt aber eher in die Hände des Verfolgers, indem sie zur Überanstrengung der Truppen führt, „wo denn in Scharen von Nachzüglern, in zerbrochenen Geschützen und Fahrzeugen aller Art unerhörte Verluste gemacht werden."

Als dritten Weg nennt Clausewitz das „Ausbiegen, um die nächsten Abschneidepunkte zu umgehen" und den Abstand zum Verfolger zu erhöhen. Dieser Weg sei der „allerschlimmste, da er gewöhnlich nur wie neues Borgen eines unzahlungsfähigen Schuldners zu betrachten ist und zu noch größerer Verlegenheit führt." Wie Clausewitz auf dem Rückzug im Herbst 1806 selbst beobachten konnte, wirkt dieses „ängstliche Vermeiden" weiterer Gefechte demoralisierend, erschwert die geregelte Versorgung der Truppen und beschleunigt so deren Auflösungsprozess.[471]

Mit Blick auf die Erhaltung und Regenerierung der moralischen Kräfte empfiehlt Clausewitz daher gerade am Anfang des Rückzuges kleine Schritte statt schneller Märsche, um „sich nicht das Gesetz des Feindes aufdringen zu lassen." Ein „langsamer, immer widerstrebender Rückzug" sollte dabei mit einem „kühne[n], mutige[n] Entgegentreten" verbunden werden, „sooft der Verfolgende seine Vorteile im Übermaß benutzen will". So gleichen für Clausewitz die Rückzüge „großer Feldherren und krieggeübter Heere […] stets dem Abgehen eines verwundeten Löwen, und dies ist unstreitig auch die beste Theorie."[472]

> „Nach der Natur der Sache geht der Rückzug bis zu demjenigen Punkt, wo sich das Gleichgewicht der Kräfte wieder hergestellt haben wird, sei es durch Verstärkung oder durch den Schutz bedeutender Festungen

470 Ebd., (IV.12.) S. 483f.
471 Ebd., (IV.12.) S. 483.
472 Ebd., (IV.13.) S. 486f.

> oder durch große Abschnitte des Bodens oder durch die Ausdehnung der feindlichen Macht.“[473]

Clausewitz umschreibt hier noch etwas vage das, was er im 21. Kapitel des siebten Buches als den „Kulminationspunkt des Sieges“ bezeichnen wird. Dieser ergibt sich daraus, dass der Sieger entweder nicht imstande ist, „den Gegner völlig niederzuwerfen“ oder dies – bei Kriegführung mit begrenztem Ziel – auch gar nicht beabsichtigt. Der offensiv gedachte Sieger erlangt auf seinem Vormarsch zwar einerseits Vorteile durch eroberte Provinzen und dem Gegner beigebrachte Verluste. Diesen Vorteilen stehen andererseits aber erhebliche Nachteile gegenüber. So entfernt er sich immer mehr von seiner Operationsbasis und muss immer stärkere Kräfte für Sicherungsaufgaben verwenden, während seine Truppen zusätzlich durch die fortwährenden Anstrengungen und Kämpfe dezimiert werden. So rückt der Punkt immer näher, wo die Kräfte von Angreifer und Verteidiger wieder ins Gleichgewicht gelangen. Das ist der Kulminationspunkt des Sieges.

Diesen in der Praxis auch tatsächlich rechtzeitig zu erkennen, stellt jedoch eine beträchtliche Herausforderung an das Urteilsvermögen des Feldherren dar. Wo er nicht erkannt und überschritten wird, führen die weiteren Kraftanstrengungen nicht nur nicht zum Erfolg, sondern zu Rückschlägen, welche – wie Clausewitz anmerkt – „nach einer ganz allgemeinen Erfahrung immer von unverhältnismäßiger Wirkung“ sind. Das „natürliche Ziel aller einzelnen Feldzugspläne“ ist daher für Clausewitz der „Wendepunkt des Angriffs zur Verteidigung.“[474]

> „Wie kein Verteidigungsfeldzug aus bloßen Verteidigungselementen zusammengesetzt ist, so besteht auch kein Angriffsfeldzug aus lauter Angriffselementen, weil außer den kurzen Zwischenperioden eines jeden Feldzuges, in welchen beide Heere sich in der Verteidigung befinden, jeder Angriff, der nicht bis zum Frieden reicht, notwendig mit einer Verteidigung endigen muß.“[475]

Diese Erkenntnis liegt im Wesen und der Dialektik von Angriff und Verteidigung begründet, auf welche im folgenden Kapitel noch näher einzugehen sein wird.

---

473 Ebd., (IV.13.) S. 486.

474 Ebd., (VII.21.) S. 935 und 941. Als prominente Beispiele für gravierende Rückschläge nach Überschreiten des Kulminationspunktes sei an dieser Stelle auf das Scheitern des „Moltkeplans“ an der Marne im September 1914 und des Unternehmens „Barbarossa“ vor Moskau im Dezember 1941 verwiesen.

475 Ebd., (VII.21.) S. 943.

Noch bekannter als der Kulminationspunkt des Sieges ist freilich der Schwerpunkt. Er spielt in Clausewitz' Überlegungen für eine effektive Strategie eine wesentliche Rolle. Allerdings sind mit dem Umstand, dass Clausewitz das Wort „Schwerpunkt" in seinem Hauptwerk 51 mal verwendet, auch variierende Begriffsbedeutungen verbunden. Vereinfacht ließe sich der Schwerpunkt als der „entscheidende Punkt" beschreiben, so wie beim Gesetz der Sammlung der Kräfte im Raum, wonach es die „beste Strategie" sei, „immer *recht stark zu sein*, zuerst überhaupt und demnächst auf dem entscheidenden Punkt."[476]

Clausewitz begreift den Schwerpunkt aber nicht allein als lokale, sondern mindestens genauso als kausale Größe. In diesem Sinne ist der Schwerpunkt der strategisch entscheidende Faktor. Dieser lässt sich zwar in der Regel auch geographisch verorten. Der Ort selbst ist jedoch nur von sekundärer Bedeutung. Dementsprechend beschreibt Clausewitz die Hauptschlacht als Schwerpunkt des Krieges[477], verortet den Schwerpunkt der eigenen wie der gegnerischen Streitkräfte jeweils dort, „wo die meiste Masse beisammen ist,"[478] oder spricht mit Blick auf die politischen und ökonomischen Verhältnisse von den „Schwerpunkte[n] der feindlichen Macht".[479]

Ähnlich wie bereits der Begriff der „Friktion" ist auch der des „Schwerpunktes" der Mechanik entlehnt. Nach Antulio J. Echevarria wurde die Verwendung des Schwerpunkt-Begriffs angeregt durch den an der Berliner Universität und zeitweilig auch an der Allgemeinen Kriegsschule tätigen Physiker Paul Erman (1764-1851), dessen Vorlesungen Clausewitz besucht habe. Der Schwerpunkt ist demnach jener Punkt, „where gravitational forces converge within an object; accordingly, taking the center of gravity away, should cause the object or individual to collapse."[480]

Die Schwierigkeiten bei der Ermittlung des Schwerpunktes wachsen dabei mit der Komplexität der Objekte. Bei dynamischen Objekten – wie etwa einem sich bewegenden Ringer – kommt als zusätzliches Problem hinzu, dass sich der Schwerpunkt in der Bewegung verschieben kann. Der Schwerpunkt hängt folglich immer von den spezifischen Gegebenheiten ab. Dementsprechend postuliert Clausewitz die ganzheitliche Betrachtung der Verhältnisse der beiden Kriegsgegner.

476 Ebd., (III.11.) S. 388.

477 Ebd., (IV.9.) S. 453.

478 Ebd., (VI.27.) S. 809.

479 Ebd., (VIII.9.) S. 1011. Vgl. die Übersicht der drei Bedeutungen bei Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 132.

480 Echevarria, Clausewitz (wie Anm. 6), S. 179. Übersetzung: „an dem Gravitationskräfte innerhalb eines Objekts zusammenlaufen. Dementsprechend sollte das Wegnehmen des Schwerpunkts dazu führen, dass das Objekt oder Individuum kollabiert."

> „Aus ihnen wird sich ein gewisser Schwerpunkt, ein Zentrum der Kraft und Bewegung bilden, von welchem das Ganze abhängt, und auf diesen Schwerpunkt des Gegners muß der gesammelte Stoß aller Kräfte gerichtet sein."[481]

Allerdings ist dieser nicht ohne weiteres offensichtlich. Mehrfach spricht Clausewitz auch von mehreren Schwerpunkten. Die Ermittlung der „Centra gravitatis in der feindlichen Kriegsmacht" und ihrer Wirkungsweise bezeichnet er daher als einen „Hauptakt des strategischen Urteils".[482]

> „So wird also der erste Gesichtspunkt beim Entwurf des Krieges der sein: die Schwerpunkte der feindlichen Macht auszumitteln und sie womöglich auf einen zurückzuführen. Der zweite wird sein: die Kräfte, welche gegen diesen Schwerpunkt gebraucht werden sollen, zu einer Haupthandlung zu vereinigen."[483]

Aus diesem Prinzip ergeben sich mit dem Kräfteansatz der Gebrauch der Reserven und die Anlage der Märsche. Während in der Taktik der sukzessive Einsatz der Kräfte und damit die Bildung von Reserven sinnvoll ist, gilt für Clausewitz in der Strategie das Gesetz:

> „Alle Kräfte, welche für einen strategischen Zweck bestimmt und vorhanden sind, sollen *gleichzeitig* darauf verwendet werden, und diese Verwendung wird um so vollkommener sein, je mehr alles in einen Akt und in einen Moment zusammengedrängt wird."[484]

Dementsprechend wird, soweit es sich nicht um einen Krieg an mehr als einer Front handelt, eine für unvorhergesehene Fälle gebildete strategische Reserve spätestens in dem Moment fragwürdig, in dem die Hauptentscheidung ansteht. Dann gilt für Clausewitz der Grundsatz:

> „Die Verwendung aller Kräfte muß sich innerhalb der Hauptentscheidung befinden, und jede Reserve (*fertiger Streitkräfte*), welche erst nach dieser Entscheidung gebraucht werden sollte, ist widersinnig."[485]

---

481 Echevarria, Clausewitz (wie Anm. 6), S. 179-182. Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VIII.4.) S. 976.

482 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.27.) S. 810.

483 Ebd., (VIII.9.) S. 1011.

484 Ebd., (III.12.) S. 395f.

485 Ebd., (III.13.) S. 397-399.

Oberster Grundsatz der „Ökonomie der Kräfte“ ist es daher, dass alle vorhandenen Kräfte auch effektiv genutzt und entsprechend disloziert werden.

> „Wer da Kräfte hat, wo der Feind sie nicht hinreichend beschäftigt, wer einen Teil seiner Kräfte marschieren, d. h. tot sein läßt, während die feindlichen schlagen, der führt mit seinen Kräften einen schlechten Haushalt. In diesem Sinne gibt es eine Verschwendung der Kräfte, die selbst schlimmer ist als ihre unzweckmäßige Verwendung.“[486]

Dabei ist immer auch in Rechnung zu stellen, dass die Anstrengungen und Entbehrungen der Märsche neben dem Gefecht ein eigenes „Vernichtungsprinzip“ darstellen. Diesen Problemen wendet sich Clausewitz insbesondere im zehnten bis zwölften Kapitel des fünften Buches zu. Danach sind es vor allem der Mangel an Verpflegung, Unterkünften und medizinischer Versorgung, die im Verein mit schlechten Wegen und stetiger Gefechtsbereitschaft dafür sorgen, dass die Märsche häufig mit unverhältnismäßig großen Kraftanstrengungen verbunden sind, „wodurch Menschen, Vieh, Fuhrwerk und Bekleidung zugrunde gerichtet werden.“[487]

Als Beispiele erwähnt Clausewitz in diesem Zusammenhang die großen Marschverluste während des Russlandfeldzuges 1812 und des Herbstfeldzuges 1813. So schrumpfte die der Napoleonischen Armee hinterhermarschierende russische Armee im Winter 1812 bei nur geringen Gefechtsverlusten auf dem Weg von Kaluga nach Wilna von 120.000 auf lediglich noch 30.000 Mann. Ähnlich lagen die Verhältnisse beim Yorckschen Korps, das zwischen Mitte August und Mitte Oktober 1813 von 40.000 auf nurmehr 12.000 Mann zusammengeschrumpft war, wobei es zwei Fünftel seiner ursprünglichen Stärke durch Marschverluste eingebüßt hatte.[488]

> „Man muß sich also auf ein großes Zerstören seiner eigenen Kräfte gefaßt machen, wenn man einen bewegungsreichen Krieg führen will, danach seinen übrigen Plan einrichten und vor allem die Verstärkungen, welche nachrücken sollen.“[489]

Wie das eben genannte Beispiel verdeutlicht, sind die Clausewitzschen Überlegungen zum Begriffspaar Strategie und Taktik deutlich stärker im Kriegsbild

---

486 Ebd., (III.14.) S. 401.
487 Ebd., (III.12.) S. 392 und (V.12.) S. 562.
488 Ebd., (V.12.) S. 564f.
489 Ebd., (V.12.) S. 565.

seiner Zeit verwurzelt als dies etwa bei den Themen Zweck und Mittel oder Politik und Kriegführung der Fall ist. Das liegt, soweit es die technologiebedingten Möglichkeiten und Grenzen kriegerischen Handelns betrifft, auf der Hand. Anders verhält es sich aber bei solch grundlegenden Begriffen wie Strategie und Taktik, Kriegsplan, Kulminationspunkt des Sieges oder Schwerpunkt. Diese sind für die geistige Durchdringung des Krieges, dafür „den Krieg denken" zu können, nach wie vor sinnvolle Instrumente.

Der besondere Vorzug des Clausewitzschen Strategiebegriffs besteht vor allem in seiner großen Klarheit, einer begrifflichen Klarheit, welche die in der westlichen Welt gängigen Strategiedefinitionen in den letzten sechs Jahrzehnten sukzessive verloren haben. Das zeigt die von Beatrice Heuser 2010 als konsensfähig vorgestellte Definition:

> „Strategie ist Einsatz jeglicher verfügbaren Mittel, vor allem des Mittels der Streitkräfte, zu politischen Zwecken, mit dem Ziel, dem Gegner die eigene Politik und den eigenen Willen aufzuzwingen bzw. seinem Willen zu widerstehen."[490]

Lennart Souchon fasste seine Strategiedefinition zwei Jahre später noch weiter:

> „Aus heutiger Sicht deckt eine Strategie das ganze Spektrum von Sicherheitsrisiken ab, das weit über den militärischen Bereich erweitert ist. Das Mittel des Staates schließen im 21. Jahrhundert diplomatische, wirtschaftliche, finanzielle, rechtliche, technische und humanitäre Instrumente mit ein. Die Strategie entwickelt Methoden des staatlichen Handelns, um Sicherheitsrisiken zu minimieren und Chancen zu optimieren."[491]

In beiden Fällen werden nicht nur die begrifflichen Ebenen von „grand strategy" und „strategy" miteinander vermengt, sondern im Endeffekt auch die klare Grenze zwischen Krieg und Frieden verwischt. Diese Tendenz hatte Raymond Aron bereits in den 1970er Jahren an den Aussagen seines Landsmannes André Beaufre (1902-1975) in dessen Buch „Totale Kriegskunst im Frieden" kritisiert. Für Beaufre ist Strategie dabei die „Kunst der Dialektik der Willen, die sich der

490 Heuser, Krieg (wie Anm. 420), S. 18. Vgl. auch die bei Beatrice Heuser, Clausewitz's Ideas of Strategy and Victory. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 142 wiedergegebenen Strategiedefinitionen der US Joint Chiefs of Staff 1989 und von Colin Gray 1999.

491 Souchon, 21. Jahrhundert (wie Anm. 19), S. 162.

Macht zur Lösung ihres Konfliktes bedienen."[492] Raymond Aron merkt demgegenüber an, dass Krieg sich primär durch die Besonderheit des Mittels der physischen Gewalt definiere. Dementsprechend gibt er zu bedenken:

> „Wenn man zugibt, daß die Strategie nicht *notwendigerweise* die Gewalt- oder Druckmittel einschließt, so kann man ohne weiteres von einer ‚totalen Strategie' in Friedenszeiten sprechen. Dagegen entspricht, wenn die Strategie Gewalt oder Zwang impliziert, das Fortbestehen der Strategie dem Fortbestehen des Krieges, und die ganze zwischenstaatliche Welt gehört in all ihren Phasen in den Bereich der Kriegswissenschaft. […] Indem General Beaufre den kalten Krieg mit einer ‚Kriegsebene' vergleicht, hebt er die Hauptunterschiede zwischen Frieden und Krieg auf, da allein der ‚perfekte' Friede keine Krieg-Frieden wäre. Wieder einmal entscheidet jeder frei über seinen Wortschatz, aber Clausewitz und die Marxisten-Leninisten warnen uns vor einer Begriffsverwirrung mit schweren Folgen."[493]

Auch drei Jahrzehnte nach Ende des Kalten Krieges, in einer Zeit in der von „hybrider Kriegführung" und einem „neuen Kalten Krieg" fabuliert wird, haben diese Warnung und Arons Plädoyer für eine saubere Verwendung der Begriffe nichts von ihrer Gültigkeit eingebüßt.

492 André Beaufre, Totale Kriegskunst im Frieden. Einführung in die Strategie, Berlin 1964. Zitiert nach: Albert A. Stahel, Strategisch denken. Ziel – Mittel – Einsatz in Politik, Wirtschaft und Armee, Zürich 1997, S. 42.

493 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 564.

KAPITEL 9

Angriff und Verteidigung

Anders als bei den in den vorangegangenen Kapiteln erörterten drei Begriffspaaren handelt es sich bei den Begriffen Angriff und Verteidigung einerseits um „wahre logische Gegensätze".[494] Andererseits verhalten sich Angriff und Verteidigung aber nicht einfach nur komplementär zueinander, sondern jeder der beiden trägt Elemente des anderen jeweils in sich. Während die Verteidigung bereits per definitionem Elemente des Angriffs aufweist, wird der Angriff in der Praxis – früher oder später – ebenfalls Elemente der Verteidigung beinhalten müssen. Dies veranschaulicht Abbildung 6. Clausewitz' Überlegungen zum Verhältnis von Angriff und Verteidigung bilden daher in der Clausewitz-Rezeption geradezu das Paradespiel seines dialektischen Denkens.

Abb. 6

Auffällig ist dabei, dass Clausewitz der Verteidigung weit mehr Raum widmet als dem Angriff. So ist das sechste Buch „Verteidigung" das mit Abstand umfangreichste der acht Bücher seines Hauptwerkes. Das siebte Buch „Der Angriff" ist demgegenüber das kürzeste und liegt lediglich in Form von „Skizzen" vor. Auch wenn das siebte nur etwa ein Drittel vom Umfang des sechsten Buches hat, so sind beide Bücher doch sehr ähnlich aufgebaut.

Die ersten neun bzw. sieben Kapitel des sechsten bzw. siebten Buches dienen der Klärung der Begriffe und Eigenschaften von Verteidigung und

494 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VII.1.) S. 869.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_010

Angriff sowie den Wechselwirkungen zwischen diesen. Die jeweils folgenden 17 bzw. 14 Kapitel untersuchen Mittel und spezifische Konstellationen der Verteidigung bzw. spezielle Probleme und Varianten des Angriffs. Darüber hinaus beinhaltet das sechste Buch mit den Kapiteln 27 bis 30 noch einen dritten Teil, welcher sich mit der Verteidigung eines Kriegstheaters beschäftigt.

Abgesehen von den ersten neun Kapiteln sowie den Kapiteln 25 „Rückzug in das Innere des Landes" und 26 „Volksbewaffnung" ist der Großteil des sechsten Buches erkennbar an das Kriegsbild der damaligen Epoche gebunden. Raymond Aron sieht das sechste Buch sogar als das am wenigsten aktuelle an. Die Skizzen zum siebten Buch sind, wie Clausewitz selbst in der „Nachricht" von 1827 schreibt, „als ein Reflex des sechsten Buches zu betrachten".[495]

Dessen Ergebnisse wirken hier insofern nach, als dass Clausewitz hier nun vor allem auf die Schwächen und Probleme des Angriffs eingeht. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die im vierten bzw. fünften Kapitel diskutierten Phänomene der „abnehmenden Kraft des Angriffs" und des „Kulminationspunkts des Angriffs". Beide Bücher stehen so erkennbar unter dem Eindruck der Erfahrungen des Feldzuges von 1812 und der dabei festgestellten Überlegenheit der Verteidigung.[496]

Clausewitz definiert den „Begriff der Verteidigung" als das „Abwehren eines Stoßes". Das Merkmal der Verteidigung ist folgerichtig das „Abwarten dieses Stoßes". Allerdings erschöpft sich die Verteidigung nicht darin, den Stoß abzuwarten. Stattdessen ist der „Rückstoß" ebenfalls „notwendiger Bestandteil" der Verteidigung.[497]

Ähnlich wie bereits beim „Schwerpunkt" liegt auch hier eine Analogie aus der Newtonschen Mechanik nahe. Man stelle sich den elastischen Stoß zwischen zwei nebeneinander aufgehängten identischen Kugelpendeln vor, von denen eines ruht. Das ausgelenkte Pendel 1 schwingt herab und überträgt beim Zusammenprall seine kinetische Energie auf das ruhende Pendel 2. Während Pendel 1 zum Stillstand kommt, wird Pendel 2 nun gemäß Impuls- und Energieerhaltungssatz ähnlich weit ausgelenkt wie zuvor Pendel 1. Sodann schwingt Pendel 2 zurück und gibt Pendel 1 den eingangs empfangenen Stoß wieder zurück. Dies geht dann eine Weile so hin und her, bevor die Kugelpendel aufgrund von Luftwiderstand und Reibung ihre kinetische Energie verloren haben und wieder zum Stillstand kommen.

---

495 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 214. Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), S. 180.

496 Jon Sumida, On Defence as the Stronger Form of War. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 176.

497 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.1.) S. 613 und (VII.2.) S. 871.

Verteidigung im Krieg ist daher für Clausewitz immer nur relativ, da „eine absolute Verteidigung dem Begriff des Krieges völlig widerspricht, weil bei ihr nur der eine Krieg führen würde“. Dementsprechend müsse der Verteidiger, „um wirklich auch seinerseits Krieg zu führen, dem Feinde seine Stöße zurückgeben“. Der Akt des Angriffs findet dabei „gewissermaßen unter dem Haupttitel der Verteidigung“ statt.

Entscheidendes Kriterium für die Zuordnung zur Verteidigung ist, dass das „Abwarten“ stattgefunden hat. Im „partiellen Gefecht“ wartet der Verteidiger folglich den „Sturm des Feindes“ auf seine Stellung, in der Schlacht zumindest dessen Erscheinen davor und im Feldzug das Eindringen des Gegners in sein Kriegstheater ab.[498]

Wenn das „Abwarten“ das Merkmal der Verteidigung ist, so gehört zu ihr doch auch, wie Clausewitz in seinen „Gedanken zur Abwehr“ betont, das „Handeln“. Dies dürfe man sich jedoch gerade unter den größeren Verhältnissen eines Feldzuges oder gar eines ganzen Krieges nicht so vorstellen, dass der „Akt der Verteidigung“ aus „zwei großen Hälften“ bestehe, „der ersten, wo man bloß abwartet und der zweiten, wo man bloß handelt“. Stattdessen müsse vom mannigfachen „Wechsel dieser beiden Zustände“ ausgegangen werden.[499] Im Ergebnis sind daher unter dem „Haupttitel der Verteidigung“ Angriff und Verteidigung eng miteinander verzahnt.

> „Man kann also in einem verteidigenden Feldzuge angriffsweise schlagen, in einer verteidigenden Schlacht angriffsweise seine einzelnen Divisionen gebrauchen, endlich in der einfachen Aufstellung gegen den feindlichen Sturm schickt man ihm sogar noch die offensiven Kugeln entgegen. Die verteidigende Form des Kriegführens ist also kein unmittelbares Schild, sondern ein Schild, gebildet durch geschickte Streiche.“[500]

Demgegenüber ist „der Stoß oder der Akt des Angriffs […] an sich ein vollständiger Begriff, die Verteidigung ist ihm an sich nicht nötig“. Der Angriff ist aber an Zeit und Raum gebunden, welche ihm früher oder später die „Verteidigung als ein notwendiges Übel“ hinzufügen. Dies liegt zum einen daran, dass der Angriff „nicht in einer stetigen Folge bis zur Vollendung fortgeführt werden“ kann. Immer wieder werden Ruhepausen erforderlich, in denen der „Zustand der Verteidigung von selbst“ eintritt. Zum anderen wird der Raum, „welchen die vorschreitende Streitmacht hinter sich läßt und den sie zu ihrem

498 Ebd., (VI.1.) S. 613.
499 Clausewitz, Gedanken (wie Anm. 370), S. 526.
500 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.1.) S. 614.

Bestehen notwendig braucht, nicht immer durch den Angriff an sich gedeckt, sondern muß besonders geschützt werden."[501]

Im Endeffekt stellt sich der Akt des Angriffs – vor allem in der Strategie – daher als „ein beständiges Wechseln und Verbinden von Angriff und Verteidigung" dar. In diesem Fall bildet die Verteidigung aber kein „tätiges Prinzip", welches der Weiterführung des Angriffs zugute kommt, sondern sie wirkt allein als „retardierendes Gewicht" und stellt so – in Clausewitz' Worten – „Erbsünde" und „Todesprinzip" des Angriffs dar.[502]

Ähnlich wie die Differenzierung der Handlungsebenen Strategie und Taktik setzt auch die Unterscheidung von Angriff und Verteidigung bereits den Übergang vom reinen Begriff des Krieges zum wirklichen Krieg voraus. Der sich gleichsam als „Schlag ohne Dauer" darstellende reine Begriff des Krieges kennt demgegenüber – wie Panajotis Kondylis es formuliert – „nur das Übereinanderherfallen der beiden Feinde".[503]

Im wirklichen Krieg gibt es diese Konstellation dagegen nur in den relativ seltenen Fällen, wenn es – wie etwa in den Anfangsphasen des Deutsch-Französischen Krieges 1870 und des Ersten Weltkrieges 1914 – zu Begegnungsgefechten kommt. In einem solchen Fall sind die Truppen beider Kriegsparteien auf dem Vormarsch und stoßen meist aufgrund mangelhafter Aufklärung überraschend aufeinander. Allerdings währt die darauf folgende Phase des „Übereinanderherfallens" in der Regel nur sehr kurz. Dann wird eine der beiden Seiten aus Kalkül oder gezwungenermaßen ihre Angriffsabsicht zurückstellen und zunächst zur Verteidigung übergehen.

In der Mehrzahl der Fälle ergibt sich aus den verfolgten politischen Zwecken und den daraus abgeleiteten strategischen Zielen jedoch auf der strategischen Ebene eine relativ klare Unterscheidung von Angreifer und Verteidiger. Derjenige mit dem positiven Zweck – etwa der Absicht, eine Provinz zu erobern – agiert in der Rolle des Angreifers. Der bisherige Besitzer dieser Provinz, der den negativen Zweck verfolgt, diese Eroberungsabsicht zu vereiteln, übernimmt demgegenüber die Rolle des Verteidigers.

An dieser Stelle ist daran zu erinnern, dass Krieg für Clausewitz „in seiner eigentlichen Bedeutung" Kampf ist. Dieser kommt aber erst dann zustande, wenn dem Angreifer bewaffneter Widerstand entgegengesetzt wird.[504] Clausewitz stellt im siebten Kapitel des sechsten Buches folgerichtig fest:

501 Ebd., (VII.2.) S. 871.

502 Ebd., (VII.2.) S. 871.

503 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (I.1.) S. 197. Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 47.

504 Ohne auf bewaffneten Widerstand zu stoßen, sind die deutschen Invasionen in Österreich 1938 und der „Rest-Tschechei" 1939 daher auch nicht als Kriege, sondern lediglich als „Blumenkriege" in die Geschichte eingegangen.

> „Wenn wir uns die Entstehung des Krieges philosophisch denken, so entsteht der eigentliche Begriff des Krieges nicht mit dem Angriff, weil dieser nicht sowohl den Kampf als die Besitznahme zum absoluten Zweck hat, sondern er entsteht erst mit der Verteidigung, denn diese hat den Kampf zum unmittelbaren Zweck, weil Abwehren und Kämpfen offenbar eins ist."[505]

Ein Invasor, der Kampfmittel mitnimmt, „übt eigentlich noch keinen positiven kriegerischen Akt aus". Ihm geht es nicht darum zu kämpfen, sondern in Besitz zu nehmen. Erst der Verteidiger, der seine Kampfmittel „auch so disponiert, wie er den Kampf führen will, der übt zuerst eine Tätigkeit aus, auf welche der Begriff des Krieges wirklich paßt."[506] Bereits im fünften Kapitel des sechsten Buches hatte Clausewitz daher postuliert:

> „Der Krieg ist mehr für den Verteidiger als für den Eroberer da, denn der Einbruch hat erst die Verteidigung herbeigeführt und mit ihr erst den Krieg. Der Eroberer ist immer friedliebend (wie Bonaparte auch stets behauptet hat), er zöge ganz gern ruhig in unseren Staat ein; damit er dies aber nicht könne, darum müssen wir den Krieg wollen und also auch vorbereiten, d. h. mit anderen Worten: es sollen gerade die Schwachen, der Verteidigung Unterworfenen, immer gerüstet sein und nicht überfallen werden; so will es die Kriegskunst."[507]

Hinsichtlich ihrer verfolgten Zwecke besteht dabei zwischen den Kriegsgegnern Polarität. Beiden geht es um den eigenen Sieg. Der Angreifer verfolgt den positiven Zweck. Er will erobern. Der Verteidiger verfolgt demgegenüber den negativen Zweck, dies zu verhindern. Er will erhalten. Wie Clausewitz im ersten Kapitel des ersten Buches ausführt, ist die Polarität der Zwecke aber nicht gleichbedeutend mit einer Polarität von Angriff und Verteidigung. Stattdessen seien Angriff und Verteidigung „Dinge verschiedener Art und von ungleicher Stärke", auf welche die Polarität nicht angewendet werden könne. Die bei sonst gleichen Verhältnissen gegebene Überlegenheit der Verteidigung über den Angriff ist dabei der schwerwiegendste Grund für den Stillstand im kriegerischen Akt.[508]

---

505 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.7.) S. 644.
506 Ebd., (VI.7.) S. 645.
507 Ebd., (VI.5.) S. 634.
508 Ebd., (VI.1.) S. 614f und (I.1.) S. 204.

Woraus ergibt sich nun aber die Überlegenheit der Verteidigung? Clausewitz argumentiert in dieser Frage einerseits formal-logisch und andererseits empirisch. Nach dem lateinischen Sprichwort „beati sunt possidentes" geht Clausewitz zunächst davon aus, dass Erhalten leichter sei als Erobern. Das zweite Argument ergibt sich daraus, dass der Angreifer durch „*das Erobern,* […] die eigenen Kriegsmittel vermehrt", während dies beim bloßen Erhalten nicht der Fall sei. Wenn der Angriff aber Vorteile beinhaltet, welche die Verteidigung nicht bietet, und der Angriff als Kriegsform genauso stark oder womöglich noch stärker als die Verteidigung wäre, warum sollte man sich dann jemals der Verteidigung bedienen. Folglich kann es nicht anders sein, als dass die Verteidigung die stärkere Kriegsform ist. Zu den beiden logischen Argumenten kommt schließlich noch das historische Argument, dass die schwächere Kriegspartei aller Erfahrung nach in der Regel die Defensive wählt. Allerdings hält Clausewitz es für „widersinnig", wenn der Verteidiger dem Angreifer seine Stöße nicht zurückgeben und sich rein passiv verhalten wollte.[509]

> „Ist die Verteidigung eine stärkere Form des Kriegführens, die aber einen negativen Zweck hat, so folgt von selbst, daß man sich ihrer nur solange bedienen muß, als man sie der Schwäche wegen bedarf, und sie verlassen muß, sobald man stark genug ist, sich den positiven Zweck vorzusetzen. Da man nun, indem man unter ihrem Beistand Sieger wird, gewöhnlich ein günstigeres Verhältnis der Kräfte herbeiführt, so ist auch der natürliche Gang im Kriege, mit der Verteidigung anzufangen und mit der Offensive zu enden."[510]

Natürlich finden sich in der Geschichte der Kriege genug Beispiele, wo der Verteidiger bis zum Kriegsende nur verteidigend blieb und es – aus fortdauernder Schwäche oder durch einen frühzeitigen Verhandlungsfrieden – nicht mehr zur Gegenoffensive kam. Clausewitz geht es aber nicht um das einzelne historische Beispiel, sondern um das grundsätzliche Verhältnis von Angriff und Verteidigung, wie es sich aus deren Begriffen und der aus dem Impulserhaltungssatz abgeleiteten Vorstellung von Stoß und Rückstoß ergibt. Dementsprechend betont er:

509 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.1.) S. 614-616. Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 220. Beati sunt possidentes = Glücklich sind die Besitzenden.

510 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.1.) S. 615.

> „Ein schneller, kräftiger Übergang zum Angriff – das blitzende Vergeltungsschwert – ist der glänzendste Punkt der Verteidigung; wer ihn sich nicht gleich hinzudenkt, oder vielmehr, wer ihn nicht gleich in den Begriff der Verteidigung aufnimmt, dem wird nimmermehr die Überlegenheit der Verteidigung einleuchten, er wird immer nur an die Mittel denken, die man durch den Angriff dem Feinde zerstört und sich erwirbt, welche Mittel aber nicht von der Art, den Knoten zu schürzen, sondern ihn aufzulösen, abhängen. Ferner ist es eine grobe Verwechslung, wenn man unter Angriff immer einen Überfall versteht und sich folglich unter Verteidigung nichts als Not und Verwirrung denkt."[511]

Das Verhältnis von Angriff und Verteidigung stellt sich aber in Taktik und Strategie durchaus unterschiedlich dar. In der Taktik erblickt Clausewitz „drei Prinzipe des Sieges": die Überraschung, den Vorteil der Gegend und den Anfall von mehreren Seiten. Erstere resultiert daraus, dass man auf einem bestimmten Punkt deutlich mehr Truppen disloziert, als der Gegner erwartet. Der Vorteil der Gegend ergibt sich vor allem aus den Hindernissen im Gelände und den Möglichkeiten, seine Truppen darin verdeckt aufzustellen. Der Anfall von mehreren Seiten umfasst schließlich alle taktischen Umgehungen, die doppelte Wirkung des Feuers – etwa als Kreuzfeuer – sowie das Risiko abgeschnitten zu werden.[512]

Der Angreifer hat zunächst den Vorteil „des eigentlichen Überfalles des Ganzen mit dem Ganzen". Der Verteidiger ist demgegenüber während des Gefechts durch Art und Umfang seiner Gegenangriffe sowie die verdeckte Aufstellung seiner Truppen „unaufhörlich zu überraschen imstande". Hier wirkt bereits der Vorteil der vom Verteidiger für seinen Widerstand ausgesuchten und vorbereiteten Gegend. Wie dies aussehen kann beschreibt Clausewitz im neunten Kapitel des sechsten Buches „Die Verteidigungsschlacht".

> „Der Verteidiger erwartet den Angreifenden in einer Stellung, er hat sich eine passende Gegend dazu ausersehen und eingerichtet, d. h. er hat sie genau kennengelernt, hat auf einem paar der wichtigsten Punkte tüchtige Schanzen errichtet, Verbindungen geöffnet und geebnet, Batterien eingeschnitten, Dörfer befestigt und passende Orte zur verdeckten Aufstellung seiner Massen ausgesucht usw. […] Seine Stellung ist *tief*, denn jeder Teil auf der Stufenleiter der Schlachtordnung, von der Division bis zum Bataillon hinab, hat seinen Rückhalt für unvorhergesehene Fälle

511 Ebd., (VI.5.) S. 634.
512 Ebd., (VI.2.) S. 618f.

> und zur Erneuerung des Gefechts; aber eine bedeutende Masse, 1/4 bis 1/3 des Ganzen, hält er ganz zurück außer der Schlacht, so weit zurück, daß von keinem Verlust durch das feindliche Feuer die Rede sein kann, […]“[513]

Clausewitz’ Schilderung ist offensichtlich durch seine Beobachtungen vor und während der Schlacht von Borodino geprägt. Im 20. Jahrhundert hätte er sich womöglich am sowjetischen Verteidigungssystem im Kursker Bogen Anfang Juli 1943 orientiert. Mehrere Verteidigungsstreifen mit Schützen- und Panzergräben, Batteriestellungen, Minenfeldern und vorbereiteten Panzerabwehrräumen bildeten hier ein mehr als 150 Kilometer tief gestaffeltes Verteidigungssystem.

Der Verteidiger vermag so in der Tiefe des Raumes für den Angreifer manche Überraschung bereitzuhalten. Angriffsschlachten sind dementsprechend – aus der Perspektive des Angreifers – meist durch „die Ungewißheit über die Lage des Gegners“ gekennzeichnet und stellen „ein wirkliches Hineintappen in unbekannte Verhältnisse“ dar.[514]

Der sich bewegende Angreifer hat jedoch gegenüber dem bereits stehenden Verteidiger „eine größere Leichtigkeit, das Ganze einzuschließen und abzuschneiden“. Daraus ergibt sich die Tendenz zur „Konzentrizität des Angriffs und Exzentrizität der Verteidigung“. Der Angreifer bewegt sich insgesamt gesehen vorzugsweise auf äußeren Linien, während der Verteidiger den Vorteil der inneren Linie hat. Letzterer wächst – bis zu einem gewissen Grade – mit der Größe der Räume. Clausewitz sieht zwischen Konzentrizität und Exzentrizität ein ähnliches Verhältnis wie zwischen Angriff und Verteidigung:

> „die konzentrische Form führt zu glänzenden Erfolgen, die exzentrische gewährt die ihrigen sicherer, jenes ist die schwächere Form mit dem positiveren Zweck, dieses die stärkere Form mit dem negativen Zweck.“[515]

Allerdings wird der Verteidiger innerhalb seiner Stellung bzw. seines Stellungssystems selbst nach Kräften Gebrauch von der konzentrischen Form machen. Das können Hinterhalte oder vorbereitete Zonen des Kreuzfeuers bzw. des zusammengefassten Feuers sein, in denen der in die Verteidigung eingebrochene Angreifer von mehreren Seiten bekämpft wird.[516]

---

513 Ebd., (VI.2.) S. 619 und (VI.9.) S. 666f.
514 Ebd., (VII.7.) S. 884.
515 Ebd., (VI.4.) S. 628-630.
516 Ebd., (VI.2.) S. 619.

Wie dies genau aussieht, hängt maßgeblich vom jeweiligen Stand des Militärwesens – der Bewaffnung, den taktischen Methoden und der Organisation der Streitkräfte – ab. Diese zeitgebundenen Faktoren sind es auch, welche das Verhältnis von Angriff und Verteidigung zugunsten der einen oder der anderen Gefechtsform verschieben können. Wie Raymond Aron hervorhebt, gibt es daher in der Taktik keine unumstößliche Überlegenheit des Angriffs oder der Verteidigung. Vielmehr stellt sich die Militärgeschichte immer wieder als Wettlauf zwischen Angriffs- und Verteidigungswaffen sowie zwischen offensiven und defensiven Methoden dar.[517]

Diese Schwankungen im Verhältnis von taktischer Offensive und Defensive finden auf der strategischen Ebene jedoch keine Entsprechung. Folglich bleibt hier die Überlegenheit der strategischen Defensive über die Offensive stets gewahrt. Das hängt vor allem mit der Eigenart der im dritten Kapitel des sechsten Buches erörterten „Hauptprinzipe der strategischen Wirksamkeit" zusammen.

Die ersten drei entsprechen den soeben betrachteten „Prinzipen des Sieges" aus der Taktik, welche im strategischen Maßstab den Verteidiger noch stärker begünstigen als dies bereits in der Taktik der Fall war. Dazu kommen als viertes Prinzip der „Beistand des Kriegstheaters", fünftens der „Beistand des Volkes" und sechstens die „Benutzung großer moralischer Kräfte". Während das sechste Prinzip für Angreifer wie Verteidiger gleichermaßen wirksam werden kann, profitiert vom vierten und fünften Prinzip allein der Verteidiger.[518]

Ein ähnlicher Befund ergibt sich auch beim – diesmal stark zeitgebundenen – Vergleich der Angriffs- und Verteidigungsmittel. Neben den eigentlichen Streitkräften sieht Clausewitz fünf weitere Verteidigungsmittel. Da ist zunächst die Landwehr als ursprünglich zur Territorialverteidigung vorgesehene Miliz, die er „fast wie einen Teil des stehenden Heeres betrachtet". Das zweite Mittel sind die Festungen, welche dem Verteidiger Rückhalt bieten, während sie die Bewegungen des Angreifers erschweren und gegebenenfalls sogar größere Kräfte von diesem binden können.[519]

Das dritte Mittel ist die Unterstützung des Volkes. Wo der Angreifer alle Leistungen nur durch Androhung oder Anwendung von Zwang erhält, für den er einen Teil seiner Streitkräfte aufwenden muss, hat der Verteidiger den Vorteil, diese auf dem „langgeübten Wege des bürgerlichen Gehorsams" und mit Unterstützung der zivilen Behörden sehr viel leichter zu bekommen. Eine wesentliche Rolle spielt das Volk auch bei der Nachrichtenbeschaffung. „Die

517 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 223.
518 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.3.) S. 622-626.
519 Ebd., (VI.6.) S. 636f.

kleinste Patrouille, jede Feld- und Schildwache, jeder versendete Offizier sind mit ihren Bedürfnissen um Nachrichten über Feind, Freund und Gegner an den Landesbewohner verwiesen." Das „Verständnis mit den Einwohnern" gibt den Verteidigern hier einen erheblichen Vorteil gegenüber den Angreifern.[520]

> „Steigt man nun von diesen ganz allgemeinen, nie ausbleibenden Beziehungen zu den besonderen Fällen auf, wo das Land anfängt, an dem Kampfe selbst teilzunehmen, und bis zu dem höchsten Grad derselben, wo es, wie in Spanien, durch einen Volkskrieg diesen Kampf der Hauptsache nach selbst führt, so begreift man, daß hier nicht bloß eine Steigerung des Volksbeistandes, sondern eine wahrhaft neue Potenz entsteht".[521]

Dementsprechend bildet die Volksbewaffnung bzw. der Landsturm ein viertes eigentümliches Mittel der Verteidigung. Clausewitz macht dazu im 26. Kapitel des sechsten Buches „Volksbewaffnung" noch nähere Ausführungen. Wir werden darauf im folgenden Kapitel eingehen.

Das fünfte Verteidigungsmittel bilden schließlich die Bundesgenossen. Clausewitz geht hier über formale Schutz- und Trutzbündnisse deutlich hinaus. Vielmehr betont er die wechselseitigen Verflechtungen und die Tendenz zur Bewahrung des Status quo innerhalb des europäischen Staatensystems in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Für den Fall einer gewaltsamen Veränderung des politischen Gleichgewichts geht Clausewitz daher davon aus, dass „ein Verteidiger im allgemeinen mehr auf äußeren Beistand rechnen darf als der Angreifende".[522]

Demgegenüber beschränken sich die Mittel des Angreifers in der Regel nur auf dessen Streitkraft.[523] Dazu mögen zwar noch einzelne Bundesgenossen kommen und womöglich wird er auch seine Landwehr im Land des Verteidigers verwenden können. Die anderen Mittel werden ihm aber im Land des Verteidigers nicht zur Verfügung stehen. Die Wirkung selbst seiner grenznahen Festungen ist dort allenfalls schwach. Mit der Unterstützung oder auch nur Kollaborationsbereitschaft der örtlichen Bevölkerung kann er nur sehr eingeschränkt rechnen, während das Mittel des Volkskrieges allein dem Verteidiger vorbehalten bleibt.

---

520 Ebd., (VI.6.) S. 637f.
521 Ebd., (VI.6.) S. 638.
522 Ebd., (VI.6.) S. 641-643.
523 Ebd., (VII.2.) S. 873.

Auch der Vergleich der Verteidigungs- und der Angriffsmittel verdeutlicht somit erneut, dass der Angriff die schwächere Form mit dem positiven Zweck, die Verteidigung aber die stärkere Form mit dem negativen Zweck ist.

Die der strategischen Offensive notwendig anhaftende Verteidigung ist daher von deutlich schwächerer Art als die strategische Defensive. Clausewitz erläutert dies am Beispiel der unterschiedlichen Situation von Angreifer und Verteidiger am Ende eines Marschtages.

> „In welcher verschiedenen Lage befinden sich während der 12 Stunden Rast, die einem Tagwerk zu folgen pflegen, der Verteidiger in seiner ausgesuchten, ihm wohlbekannten, zubereiteten Stellung und der Angreifende in seinem Marschlager, in welches er wie ein Blinder hineingetappt ist, oder während der längeren Rast, die eine neue Einrichtung der Verpflegung, das Abwarten von Verstärkungen usw. erfordern kann, wo der Verteidiger in der Nähe seiner Festungen und Vorräte und der Angreifende wie der Vogel auf dem Aste ist."[524]

Solange die Armee des Verteidigers existiert, läuft der Angreifer in diesen Situationen der Schwäche selbst Gefahr, angegriffen zu werden und einen Rückschlag zu erleiden. Der Angreifer ist daher gut beraten, die jedem Angriff „notwendig beiwohnende Verteidigung" und deren Nachteile gebührend zu berücksichtigen.

Ein grundlegender Unterschied zwischen Angriff und Verteidigung besteht schließlich darin, dass die Energie und Schnelligkeit des Angriffsstoßes zwar variieren kann, es aber anders als bei der Verteidigung nicht verschiedene Arten oder Steigerungsstufen des Angriffs gibt.[525]

Diese im achten Kapitel des sechsten Buches erläuterten „Widerstandsarten" ergeben sich maßgeblich daraus, wie stark das Abwarten als Hauptmerkmal der Verteidigung gegeben ist.

> „Da aber die Verteidigung im Kriege kein bloßes Leiden sein kann, so kann auch das Abwarten kein absolutes sein, sondern nur ein relatives; der Gegenstand, auf welchen sich dasselbe bezieht, ist dem Raum nach entweder das Land oder das Kriegstheater oder die Stellung, der Zeit nach der Krieg, der Feldzug oder die Schlacht."

524 Ebd., (VII.2.) S. 872.
525 Ebd., (VII.2.) S. 873.

Dementsprechend wartet die Verteidigung des Landes den Angriff des Landes, die des Kriegstheaters den Angriff des Kriegstheaters und die der Stellung den Angriff der Stellung ab. Die danach erfolgenden offensiven Tätigkeiten heben den Begriff des Verteidigung nicht auf, „denn das Hauptmerkmal derselben und ihr Hauptvorteil, *das Abwarten*, hat stattgefunden."[526]

Zum Abwarten muss jedoch das Handeln, das Zurückgeben des Stoßes, kommen. Beides sind wesentliche Teile der Verteidigung. „[O]hne das erstere wäre sie keine Verteidigung, ohne das letztere kein Krieg." Erst dann wird die Verteidigung tatsächlich die *„stärkere Form des Krieges, um den Gegner um so sicherer zu besiegen*".[527]

Allerdings ist der Zweck, *„den Feind zu besiegen*, nur bedingungsweise vorhanden". Er ist daran gebunden, dass der abzuwartende Angriff auch tatsächlich erfolgt. Geschieht dies nicht, so begnügt sich die Verteidigung mit der „Erhaltung des Besitzes" als ihrem „Zweck im Zustand des Abwartens".[528]

Clausewitz unterscheidet im Folgenden vier Widerstandsarten, bei denen der Grad des Abwartens von Stufe zu Stufe gesteigert wird. Bei der ersten Stufe wartet der Verteidiger lediglich das Eindringen des Angreifers in das Kriegstheater ab, um den Gegner dann umgehend anzugreifen. In der zweiten Stufe bezieht der Verteidiger nahe der Grenze eine Stellung. In dieser wartet er ab, „bis der Feind zum Angriff vor derselben erscheint, um ihn dann selbst anzugreifen […]." Die dritte Stufe ist dadurch gekennzeichnet, dass der Verteidiger nicht nur das Erscheinen des Gegners vor der Stellung, sondern auch dessen Angriff auf diese abwartet.[529]

An dieser Stelle seien einige Überlegungen von Clausewitz zu den Begriffen Defensivstellung und Flankenstellung eingeflochten. Als Defensivstellung betrachtet er jede Stellung, „in welcher wir eine Schlacht annehmen, indem wir uns dabei der Gegend als eines Schutzmittels bedienen". Die Stellung wirkt dabei als „Multiplikator" der Kräfte des Verteidigers.

> „Wo die Natur vieles tut, aber nicht so viel, als wir wünschen, kommt die Verschanzungskunst zu Hilfe. Auf diese Weise ist es nicht selten, daß einzelne Teile *unangreifbar* werden, und nicht ganz ungewöhnlich, daß das Ganze *unangreifbar werde*."[530]

526 Ebd., (VI.8.) S. 647.
527 Ebd., (VI.8.) S. 648.
528 Ebd., (VI.8.) S. 649.
529 Ebd., (VI.8.) S. 650.
530 Ebd., (VI.12.) S. 689 und 693.

Clausewitz betont daher, dass die Verteidigungsstellung ein „Schlachtfeld mit gesteigerten Vorteilen“ sein solle, diese Vorteile aber nicht überspannen dürfe. Zumindest dürfe dies dem Angreifer nicht offensichtlich werden, da er ansonsten „in andere Wege der Entscheidung“ hineingedrängt werde. Dementsprechend „wird die Verteidigungsstellung sich ihrem Ideal um so mehr nähern, je versteckter ihre Stärke ist, und je mehr wir Gelegenheit haben, durch unsere Gefechtskombinationen zu überraschen.“[531]

Eine offensichtlich „unangreifbare“ Stellung wird stattdessen bewirken, dass der Gegner sie – wenn irgend möglich – umgeht, so wie es die deutschen Angriffsverbände 1914 und 1940 mit den französischen Grenzfestungen bzw. der Maginotlinie getan haben.

Soweit es sich um die Stellung eines Feldheeres handelt, so bedeutet die Umgehung der Stellung aus Clausewitz Perspektive, bezogen auf die Verhältnisse des 18. und frühen 19. Jahrhunderts, dass die Stellung unwirksam wird. Die Stellung kann somit nicht ihren Zweck erfüllen. Möglicherweise wird der verhinderte Verteidiger durch Bedrohung seiner Rückzugs- und Versorgungslinien auch regelrecht gezwungen, die Stellung zu verlassen.[532]

Bei den Stellungen, welche auch dann behauptet werden sollen, wenn der Gegner an ihnen vorbeigeht, handelt es sich um sogenannte Flankenstellungen. Das trifft für alle „unangreifbaren“, festen Stellungen zu, an denen er auf seinem Vormarsch vorbeigehen muss. Sie erhalten „nur durch die Wirksamkeit auf seine strategische Flanke ihren Wert“.

> „Eine Flankenstellung, die nicht unangreifbar ist, ist ein äußerst wirksames, aber freilich auch eben darum gefährliches Instrument. Wird der Angreifende durch sie gebannt, so hat man eine große Wirkung mit einem unbedeutenden Kraftaufwand, es ist der Druck des kleinen Fingers auf den langen Hebel eines scharfen Gebisses.“

Entfaltet das Mittel der Flankenstellung gegenüber den vorsichtigen Feldherren des Kabinettskriege eine große Wirkung, so ist es gegen „einen dreisten, moralisch überlegenen Gegner, der eine tüchtige Entscheidung sucht“, wie Napoleon, als Mittel jedoch „höchst gewagt“.

Clausewitz illustriert dies anhand der als Flankenstellung konzipierten Saalestellung des preußischen Heeres im Oktober 1806. Diese wirkte zwar insofern, als dass selbst Napoleon nicht wagte, einfach an ihr vorbeizugehen. Indem er sich aber entschloss sie anzugreifen, bedrohte er die Rückzugslinie

531 Ebd., (VI.12.) S. 693f.
532 Ebd., (VI.12.) S. 691.

des preußischen Heeres und zwang dieses zum Kampf mit verkehrter Front, der für die preußische Seite mit der desaströsen Niederlage von Jena und Auerstedt endete.[533]

Die vierte und radikalste Widerstandsart ist schließlich die Verlegung des Widerstandes in das Innere des Landes.

> „Der Zweck dieses Rückzuges ist, bei dem Angreifenden eine solche Schwächung zu veranlassen und abzuwarten, daß er entweder in seinem Vorschreiten von selbst innehalten muß oder wenigstens den Widerstand, welchen wir ihm am Ende seiner Bahn leisten, nicht mehr überwinden kann."[534]

Betrachtet man die vier Widerstandsarten im Vergleich, so wächst von Stufe zu Stufe das „Gegengewicht […], welches der Verteidiger bekommt, und folglich auch die Stärke des Rückschlages." Dabei gibt der Verteidiger zunehmend Raum auf, um Zeit zu gewinnen. Der Zeitpunkt der Entscheidung wird somit hinausgeschoben, um sie dann unter günstigeren Bedingungen zu suchen.

> „Solange der Verteidiger sich täglich verstärkt und der Angreifende sich täglich schwächt, ist die Nichtentscheidung in dem Interesse des ersteren; sowie aber der Kulminationspunkt eintritt, der notwendig eintreten muß, […], so ist das Handeln und Entscheiden an dem Verteidiger, und der Vorteil des Abwartens ist als völlig erschöpft zu betrachten."[535]

Clausewitz unterscheidet in diesem Zusammenhang zwei Arten der Entscheidung, „je nachdem der Angreifende *durch das Schwert des Verteidigers* oder *durch seine eigenen Anstrengungen* zugrunde gehen soll." Während die erstgenannte bei den ersten drei Stufen vorherrscht, „wird die letztere hauptsächlich nur vorkommen können, wenn der Rückzug tief in das Innere des Landes stattfindet". Sie dominiert auch in allen Feldzügen, welche durch das sogenannte Temporisieren gekennzeichnet sind.[536]

Der Rückzug in das Innere des Landes wird die gewünschte Wirkung aber nur dann entfalten, wenn das Land eine „weite Oberfläche" besitzt oder zumindest die Rückzugslinie des Verteidigers sehr lang ist, „denn ein paar Märsche vorwärts werden den Feind natürlich nicht merklich schwächen."

---

533 Ebd., (VI.14.) S. 704-706.
534 Ebd., (VI.8.) S. 650.
535 Ebd., (VI.8.) S. 654.
536 Ebd., (VI.8.) S. 655f.

Insofern bot Russland 1812 ideale Bedingungen für den wirksamen Rückzug in das Innere des Landes. Mit England als Verbündetem im Rücken und der spanischen Guerilla in einem weitläufigen Vorfeld erwies er sich jedoch auch 1810 in Portugal zusammen mit den Linien von Torres Vedras als effektives Mittel zur Abwehr der französischen Invasion.[537]

Die Schwächung des Angreifers im Vorgehen wird gesteigert, „wenn der Gegner unbesiegt ist, sich mit einer ungebrochenen frischen Streitkraft freiwillig vor ihm zurückzieht". Dementsprechend gilt es für den Verteidiger, eine frühzeitige Niederlage in der Schlacht zu vermeiden. Wo der Verteidiger sich zum Kampf stellt, wird seine Verteidigung daher immer nur relativ und nicht absolut sein.[538]

> „Ein *abgemessener* täglicher Widerstand, d. h. einer, der jedesmal nur so lange dauert, wie das Gleichgewicht des Kampfes noch schwebend erhalten werden kann, und in welchem wir uns vor der Niederlage sichern, indem wir den Boden zur rechten Zeit aufgeben, um den man sich schlug, ein solcher Kampf wird dem Angreifenden wenigstens ebensoviel Menschen kosten als dem Verteidiger, denn was dieser beim Abzuge hin und wieder unvermeidlicherweise an Gefangenen verliert, wird der andere im Feuer mehr einbüßen, da er beständig gegen die Vorteile des Bodens ankämpfen muß."[539]

Ein wesentlicher Nachteil für den Angreifer ergibt sich schließlich aus seinen immer länger werdenden Verbindungslinien und den damit wachsenden Problemen, seine Truppen zu versorgen. Während der Verteidiger seinen im Hinterland aufgehäuften Vorräten entgegengeht, muss der Verfolgende „alles nachfahren lassen", was, „solange er in Bewegung bleibt, auch bei der kürzesten Verbindungslinie schwierig ist und deshalb gleich von vornherein Mangel erzeugt."

Selbst wenn der Verteidiger keine „verbrannte Erde" hinterlässt, wird er die Ressourcen der zu räumenden Landstriche zuerst nutzen und soweit erschöpfen, dass für den Angreifer „nur ausgezehrte Dörfer und Städte, abgemähte und zertretene Felder, ausgeschöpfte Brunnen, getrübte Bäche" zurückbleiben.[540]

---

537 Ebd., (VI.25.) S. 788 und (VI.8.) S. 662.
538 Ebd., (VI.25.) S. 784.
539 Ebd., (VI.25.) S. 785.
540 Ebd., (VI.25.) S. 786.

Das vorgehende Heer leidet unter diesen Umständen – so wie Napoleons Grande Armée 1812 – oft schon vom ersten Tag an Mangel. Zu den Gefechtsverlusten kommen jene durch Strapazen, Hunger und Krankheit, so dass das vorgehende Heer fortwährend geschwächt wird. Diese Schwächung wird noch größer sein, wenn der Feldzug in einer wenig bebauten Gegend stattfindet, dort „ein treues kriegerisches Volk" lebt und „die schlechte Jahreszeit" herrscht.[541] In dem Maße wie der Angreifer immer schwächer wird, wachsen für ihn jedoch das Risiko einer Niederlage im Gefecht ebenso wie deren negative Konsequenzen.

> „Ja, der Zustand des Angreifenden ist am Ende seiner Bahn oft von der Art, daß selbst eine *gewonnene* Schlacht ihn zum Rückzug bewegen kann, weil er weder Stoßkraft genug hat, seinen Sieg zu vervollständigen und zu benutzen, noch imstande ist, die verlorenen Kräfte zu ersetzen."[542]

Clausewitz ist sich aber bewusst, dass den großen Vorteilen, welche der Rückzug in das Innere des Landes dem Verteidiger bietet, auch zwei gewichtige Nachteile gegenüberstehen. Der erste besteht in den mannigfaltigen Verlusten, welche das Land durch das Vordringen des Angreifers erleidet. Der zweite, nicht minder gewichtige ist der „moralische Eindruck", den der Rückzug bei allen Beteiligten, vor allem aber beim Heer und der Bevölkerung des Verteidigers hinterlässt.[543]

Im zweiten Kapitel des ersten Buches „Zweck und Mittel im Kriege" erwähnt Clausewitz mit dem „reinen Widerstand" schließlich noch eine weitere, gleichsam fünfte Widerstandsart. Diesem Konzept liegt die Überlegung zugrunde, dass der Verteidiger, um die positive Absicht eines an Kräften überlegenen Angreifers zunichte zu machen, gehalten sei, sich selbst möglichst kleine Zwecke vorzusetzen, welche er mit seinen begrenzten Mitteln noch erreichen kann. Der für Clausewitz kleinste denkbare Zweck aber „ist *der reine Widerstand*, d. h. der Kampf ohne eine positive Absicht."[544]

Hier geht es vor allem darum, „den Gegner in der Dauer des Kampfes [zu] überbieten" und währenddessen die eigenen Streitkräfte zu erhalten. Die negative Absicht entspricht dabei aber nicht eine absoluten Passivität. Sonst wäre es ja kein Kampf und damit auch kein Krieg mehr. Vielmehr tut der Verteidiger gerade soviel, um den Kampf noch fortzusetzen und seinen

541 Ebd., (VI.25.) S. 789.
542 Ebd., (VI.25.) S. 787.
543 Ebd., (VI.25.) S. 787.
544 Ebd., (I.2.) S. 220f.

Kontrahenten zu beschäftigen. Ziel ist es, „den Kraftaufwand beim Gegner nach und nach auf den Punkt zu bringen, daß ihm der politische Zweck desselben nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, er ihn also aufgeben muß."[545] Kennzeichnend ist dabei das Bestreben, die (Waffen-)Entscheidung hinauszuschieben,

> „so daß der Handelnde sich gewissermaßen in das Abwarten der entscheidenden Augenblicke hineinflüchtet. Die Folge davon pflegt zu sein: das *Zurückverlegen der Handlung* in der Zeit und, insofern der Raum damit in Verbindung steht, auch im Raum, soweit es die Umstände gestatten."[546]

Clausewitz selbst nennt in diesem Zusammenhang „die talentvolle Anwendung einer weisen Ökonomie der Kräfte" durch Friedrich II. in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges.[547] Mit dem Rückzug in das Innere des Landes dürfte aber auch die russische Strategie im Feldzug von 1812 dem Konzept des reinen Widerstandes zuzuordnen sein.

Besonders häufig findet sich das Phänomen des reinen Widerstandes jedoch im Kontext der Kleinkriegführung bzw. in den Strategien der diversen Guerillabewegungen. So führte die quantitativ hoffnungslos unterlegene deutsche Schutztruppe im damaligen Deutsch-Ostafrika zwischen 1916 und 1918 einen beweglichen „Safarikrieg", in dem es primär darum ging, eine operative Entscheidung zu vermeiden und möglichst starke Kräfte der Entente zu beschäftigen.[548]

Die Strategien der meisten Guerillabewegungen des 20. Jahrhunderts von Mao Tse-tungs (1893-1976) Bauernpartisanen über die castrische Guerilla bis zum Vietcong waren zumindest phasenweise durch das Prinzip des reinen Widerstandes geprägt. Auch in den ausgedehnten asymmetrischen Kriegen des 21. Jahrhunderts ist es anzutreffen. Der nun bereits fast zwei Jahrzehnte währende Widerstand der Taliban gegen die offizielle afghanische Regierung und die sie stützenden multinationalen Truppen ist in dieser Hinsicht nur das deutlichste Beispiel.

Unklar ist indes, in welchem Verhältnis die vier im achten Kapitel des sechsten Buches genannten Widerstandsarten zum im zweiten Kapitel des

545 Ebd., (I.2.) S. 220f.
546 Ebd., (I.2.) S. 229.
547 Ebd., (I.2.) S. 221.
548 Vgl. Christian Th. Müller, Jenseits der Materialschlacht. Der Erste Weltkrieg als Bewegungskrieg, Paderborn 2018, S. 201-207.

ersten Buches entwickelten Begriff des reinen Widerstandes stehen. Zeitlich ist die Unterscheidung der vier Widerstandsarten vor 1827 zu verorten, während der Begriff des reinen Widerstandes erst im Zuge der Überarbeitung des ersten Buches zwischen 1827 und 1830 entstanden sein dürfte.

Daraus ergibt sich die Frage, ob Clausewitz bei der nicht mehr zustande gekommenen Überarbeitung des sechsten Buches den reinen Widerstand als eine eigenständige fünfte Widerstandsart oder ob er ihn als spezielle Spielart der vierten oder gar aller vier Widerstandsarten klassifiziert hätte. Darüber, wie Clausewitz' Antwort ausgesehen hätte, kann heute freilich nur noch spekuliert werden.

Sicher ist allerdings, dass die Wirkung sowohl des Rückzuges in das Innere des Landes als auch des reinen Widerstandes untrennbar mit dem im vierten Kapitel des siebten Buches begründeten Prinzip der abnehmenden Kraft des Angriffs verbunden ist.

Für die Schwächung der „absoluten Macht" des Angreifers macht Clausewitz auf der strategischen Ebene sieben Ursachen verantwortlich. Da ist zunächst das mit dem Zweck des Angriffs verbundene Bestreben, „das feindliche Land selbst zu besetzen". Dieses ergibt sich meist nach der ersten Entscheidung, mit welcher der Angriff aber noch keineswegs beendet ist. Hinzu kommt zweitens „ das Bedürfnis der angreifenden Armeen, das Land hinter sich zu besetzen, um sich die Verbindungslinien zu sichern und leben zu können". Dementsprechend werden sie Kräfte für Besatzungs- und Sicherungsaufgaben abstellen müssen, die beim weiteren Angriff fehlen. Das gleiche trifft drittens für die Gefechtsverluste sowie die infolge von Strapazen und Krankheiten aufgetretenen Verluste zu. Die wachsende „Entfernung von den Ergänzungsquellen" sorgt viertens dafür, dass die Versorgung der Truppen in Feindesland immer schwieriger und ihre Aufrechterhaltung immer aufwändiger wird.

Die Wirkung der vier genannten Faktoren kann noch verstärkt werden durch die erforderliche Abstellung von Kräften zur Einschließung oder gar förmlichen Belagerung von Festungen, das unter den Eindrücken von Erfolgen und Erschöpfung einsetzende „Nachlassen in den Anstrengungen" sowie schließlich siebtens das „Abtreten von Verbündeten."[549]

In dem Maße, wie die verfügbaren Kräfte des Angreifers zusammenschmelzen, gelangt dessen Angriff sukzessive an seinen Kulminationspunkt. Gestützt auf seine anfängliche Überlegenheit an physischen und moralischen Kräften kauft der Angreifer in Gestalt von taktischen Erfolgen und erobertem Territorium

549 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VII.4.) S. 877.

> „Friedensvorteile ein, die ihm bei den Unterhandlungen etwas gelten sollen, die er aber auf der Stelle bar mit seinen Streitkräften bezahlen muß. Führt dieses im Vorteil des Angriffs sich täglich vermindernde Übergewicht bis zum Frieden, so ist der Zweck erreicht."[550]

Allerdings führen die wenigsten strategischen Angriffe unmittelbar bis zum Frieden. Die meisten führen lediglich bis zu dem Punkt, wo die Überlegenheit dahin ist und die Kräfte von Angreifer und Verteidiger ins Gleichgewicht gelangt sind. Die Kräfte des Angreifers reichen dann gerade noch, um in der Defensive den Frieden abzuwarten.

> „Jenseits dieses Punktes liegt der Umschwung, der Rückschlag; die Gewalt eines solchen Rückschlages ist gewöhnlich viel größer, als die Kraft des Stoßes war. Dies nennen wir den Kulminationspunkt des Angriffs."[551]

Die Veränderung des Kräfteverhältnisses zwischen Angreifer und Verteidiger adäquat einzuschätzen, stellt sich jedoch angesichts der verschiedenen, oft unbekannten oder zumindest unquantifizierbaren Elemente in der „Gleichung der Kräfte" als schwierige Herausforderung dar. „Oft hängt alles an dem seidenen Faden der Einbildung. Es kommt also alles darauf an, den Kulminationspunkt mit einem feinen Takt des Urteils herauszufühlen."[552]

Der Kulminationspunkt des Angriffs weist dabei deutliche Übereinstimmungen mit dem im vorigen Kapitel bereits erwähnten Kulminationspunkt des Sieges aus dem 21. Kapitel des siebten Buches auf. Clausewitz äußert sich jedoch nicht dazu, wie sich die beiden Kulminationspunkte zueinander verhalten.

Obschon sie im Kern synonym verwendbar erscheinen, weisen Clausewitz' Erläuterungen zu beiden Begriffen doch erkennbare Unterschiede auf. So erwähnt er in seinen Ausführungen zum Kulminationspunkt des Sieges neben den schwächenden Faktoren auch jene, welche als relative oder absolute Verstärkung des Angreifers wirken können.

Hier nennt er die „gewöhnlich größer[en]" Verluste der feindlichen Streitkraft, die Verluste des Verteidigers an „toten Streitkräften als Magazine, Depots, Brücken usw.", den „Verlust von Provinzen, folglich von Quellen neuer Streitkraft", den Gewinn eines Teils der Kraftquellen des Verteidigers. Als weitere Faktoren, welche zugunsten des Angreifers wirken, erwähnt er den „Verlust

550 Ebd., (VII.5.) S. 879.
551 Ebd., (VII.5.) S. 879.
552 Ebd., (VII.5.) S. 879.

des inneren Zusammenhangs“ beim Verteidiger, die Abkehr von dessen Verbündeten sowie „endlich Mutlosigkeit des Gegners, wobei ihm die Waffen zum Teil aus den Händen fallen.“[553]

Doch auch diese – keineswegs allgemein gegebenen – verstärkenden Faktoren können nicht verhindern, dass „jeder Angriff, der nicht bis zum Frieden reicht, notwendig mit einer Verteidigung endigen muß.“[554]

Für Clausewitz ergibt sich daraus die Frage, ob es – um ein Überschreiten des Kulminationspunktes und den folgenden „Rückschlag“ zu vermeiden – nicht sinnvoll sein könnte, die Reichweite des Angriffs von vornherein zu begrenzen.

Zumindest soweit es um die „Niederwerfung des Feindes“ geht, will Clausewitz davon jedoch nichts wissen. Im vierten Kapitel des achten Buches betont er, keine Eroberung könne schnell genug gehen. Wo die Verteilung der Handlung auf einen längeren Zeitraum und das Einlegen von Zwischenstationen notwendig sei, werde sie dadurch nicht erleichtert, sondern erschwert. Dazu merkt er treffend an: „Ein kleiner Sprung ist leichter als ein großer, aber darum wird doch niemand, der über einen breiten Graben setzen will, zuerst mit einem halben Sprung hineinspringen.“[555]

Bei einem sehr breiten Graben ist dies aber womöglich durchaus eine sinnvolle Handlungsoption. Clausewitz geht es hier aber vor allem darum zu zeigen,

> „daß im Angriffskriege kein Abschnitt, kein Ruhepunkt, keine Zwischenstation naturgemäß ist, sondern daß man sie, wo sie unvermeidlich sind, als Übel betrachten muß, die den Erfolg nicht gewisser, sondern ungewisser machen, […]“[556]

Ein „methodischer Angriffskrieg“, in dem der Angreifer vor seinem weiteren Vorrücken die gegnerischen Festungen erobert, notwendige Vorräte im Operationsgebiet anhäuft, wichtige Punkte befestigt sowie seine Truppen in Erholungsquartieren ausruhen lässt und die Verstärkungen des folgenden Jahres abwartet, mag notwendig und daher auch sinnvoll sein. Fast alle diese Maßregeln kann jedoch auch der Verteidiger für sich nutzen. Nicht zuletzt verschaffen sie ihm Zeit, in der er seine Kräfte und womöglich die Unterstützung von Verbündeten mobilisieren kann.[557]

---

553 Ebd., (VII.21.) S. 936.
554 Ebd., (VII.21.) S. 943.
555 Ebd., (VIII.4.) S. 980f.
556 Ebd., (VIII.4.) S. 982.
557 Ebd., (VIII.4.) S. 981f.

Die gegenteilige Alternative ist jedoch auch nicht zu empfehlen. Die Kriegsgeschichte ist voll von Offensiven, wo der Kulminationspunkt des Sieges überschritten wurde und der folgende Rückschlag die zuvor errungenen Erfolge wieder zunichte gemacht hat. Edward Luttwak nennt in seinem Buch „Strategie. Die Logik von Krieg und Frieden" gleich eine ganz Reihe von Beispielen dafür. So verweist er auf das Wechselspiel von Offensive und Gegenoffensive auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz in den Jahren 1940 bis 1942. Mit einer Handvoll Panzer, die soweit vorstießen bis der Treibstoff aufgebraucht war, wurden „fragile Siege" errungen, welche dann von den zuvor Besiegten auf die gleiche Weise alsbald wieder zunichte gemacht wurden. Ein ähnliches Muster bot sich – in größerem Maßstab – auch im Koreakrieg zwischen Sommer 1950 und Frühjahr 1951, „in dem jede Seite die eigenen Offensiven bis in ihr selbstzerstörerisches Extrem trieb."[558]

Auch die Offensiven und Gegenoffensiven an der deutsch-sowjetischen Front wurden zwischen Sommer 1941 und Frühjahr 1943 beinahe regelmäßig über den Kulminationspunkt hinaus getrieben. Erst nachdem die sowjetischen Winteroffensiven 1941/42 und 1942/43 nach spektakulären Anfangserfolgen jeweils mit empfindlichen Rückschlägen geendet hatten, lernte die Führung der Roten Armee, „auf jeden erfolgreichen Vorstoß mit einer bewußten Pause zu reagieren, um ihre Armeen in sicherem Abstand zum Kulminationspunkt des Sieges zu halten." Dieser Grundsatz

> „ebnete den Weg für eine ungebrochene Serie sowjetischer Siege bis zu ihrem letzten Vorstoß nach Berlin. Aber bis ganz zum Schluß, als von den deutschen Truppen im Osten nur noch eine Ansammlung erschöpfter Veteranen und unerfahrener Anfänger [...] übrig geblieben war, begrenzten die Sowjets jede siegreiche Offensive sorgfältig, so daß sie nicht zu weit getrieben wurde".[559]

Gerade das letztgenannte Problem zeigt nur allzu deutlich, dass Clausewitz' Überlegungen besser nicht als Handlungsanweisungen, sondern als Anregung zum eigenständigen Nachdenken und zur Schulung des Urteilsvermögens verstanden werden sollten.

558 Edward Luttwak, Strategie. Die Logik von Krieg und Frieden, Lüneburg 2003, S. 44f.
559 Ebd., S. 44.

KAPITEL 10

Kleiner Krieg und Volkskrieg

In Anbetracht seines Hauptwerkes „Vom Kriege“, welches beinahe ausschließlich die Probleme des großen Krieges analysiert, galt Clausewitz lange Zeit auch primär als Theoretiker des großen Krieges. Manche seiner Kritiker leiteten daraus die Behauptung ab, dass Clausewitz zum Verständnis der für die Kriegspraxis des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts typischen „low intensity conflicts“ bzw. der „asymmetrischen“ oder einfach „neuen“ Kriege nichts beizutragen habe und seine theoretischen Überlegungen veraltet seien.

Bei dieser in der Regel mit einer eher oberflächlichen Werkskenntnis korrespondierenden Bewertung wird jedoch übersehen, dass Clausewitz auch ein profilierter Theoretiker und Praktiker des Kleinen Krieges war. Christopher Daase sieht in ihm gar einen der ersten Theoretiker des nationalen Befreiungskrieges.[560]

Bereits in den Jahren 1793/94 konnte Clausewitz als junger Offizier im Rheinland und den Vogesen erste Erfahrungen in der Praxis des Kleinen Krieges sammeln. Danach beschäftigte er sich in der Ausbildung mit der Tirailleurtaktik. Schließlich arbeitete er nach dem verlorenen Krieg von 1806/07 im Allgemeinen Kriegsdepartement an der Planung und praktischen Vorbereitung der preußischen Volksbewaffnung. Zusammen mit Gneisenau entwickelte er Aufstandspläne gegen Napoleon sowie die Konzeptionen von Landwehr und Landsturm als potentiellen Trägern des Volkskrieges. Dazu kamen ausgedehnte Terrainstudien zur Vorbereitung des Kleinen Krieges in der Mark Brandenburg.[561]

Derart vorgeprägt erhielt er 1810 die Aufgabe, an der Berliner Kriegsschule die Vorlesung über den Kleinen Krieg zu halten. Obschon Clausewitz darin auch zeitgenössische Volkskriege, wie die Rebellion in der Vendée 1793-1796, den Tiroler Aufstand 1809 und die spanische Guerilla seit 1808 thematisierte, dominierte hier noch ein traditionelles, weitgehend durch die Praxis des 18. Jahrhunderts geprägtes Verständnis des Kleinen Krieges.

Das änderte sich grundlegend in der Anfang 1812 verfassten „Bekenntnisdenkschrift“. Darin propagierte Clausewitz mit nationalistischer Emphase die Idee der Erhebung gegen die Napoleonische Vorherrschaft, den Volkskrieg

560 Christopher Daase, Clausewitz and Small Wars. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 182f.

561 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 182.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_011

einer „preußischen Guerilla“, in der jede französische Repressalie mit noch größerer Härte vergolten werden sollte.

Die Praxis des Befreiungskrieges ab Frühjahr 1813 gestaltete sich dann jedoch deutlich moderater. Trotz regionaler Aufbietung des Landsturms verlief der Krieg weitgehend in regulären Bahnen. Nachdem Clausewitz den Frühjahrsfeldzug formal als russischer Verbindungsoffizier beim Stab der Schlesischen Armee mitgemacht hatte, diente er ab August 1813 als Generalstabschef des zur Nordarmee gehörenden Korps Wallmoden. Fernab von den großen Entscheidungen führte dieser Verband in Norddeutschland bis Anfang 1814 den Beobachtungskrieg gegen die in Nordwestdeutschland stehenden französischen und dänischen Truppen. Hier konnte Clausewitz – diesmal in verantwortlicher Position – erneut praktische Erfahrungen in der Führung des Kleinen Krieges sammeln.

Das ein Jahrzehnt später entstandene 26. Kapitel des sechsten Buches „Volksbewaffnung“ betrachtet den Volkskrieg schließlich – jenseits seiner potentiell sozial revolutionierenden Implikationen – rein instrumentell als ein denkbares Mittel im Verteidigungskrieg. Dieses Kapitel bildet auch den faktischen Schlusspunkt der Clausewitzschen Auseinandersetzung mit den Themen Kleiner Krieg und Volkskrieg.

Manche Clausewitz-Forscher – wie Werner Hahlweg und Hew Strachan – gehen zwar davon aus, dass Clausewitz nach seinem Werk zum großen auch noch eines zum Kleinen Krieg geplant habe oder halten diese Absicht explizit für möglich.[562] Allerdings gibt es keinerlei Hinweise darauf, wie ein solches Werk am Ende ausgesehen und in welchem Verhältnis es zu seinen älteren Schriften zu den Themen Kleiner Krieg und Volkskrieg gestanden hätte.

So lässt sich Clausewitz' Denken über den Kleinen Krieg nach Christopher Daase in drei Phasen unterteilen: erstens die noch weitgehend in der Tradition verhaftete Phase der Vorlesungen 1810 bis 1812, zweitens die mit der Bekenntnisdenkschrift 1812 eingeleitete nationalistische und tendenziell revolutionäre Phase sowie drittens die Domestizierung des Volkskrieges im Volksbewaffnungskapitel unter den Vorzeichen der soziopolitischen Restauration nach 1815.[563] Diese Texte sollen im Folgenden näher betrachtet werden.

Die katastrophale Niederlage im Krieg von 1806/07 hatte die Notwendigkeit einer grundlegenden Militärreform nachdrücklich verdeutlicht. Nach

562 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 68. Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 184. Demgegenüber dreht Sibylle Scheipers diese Abfolge gleichsam um und stellt die – angesichts der in Kapitel 2 geschilderten Werksgeschichte – höchst fragwürdige These auf, dass Clausewitz seine allgemeine Theorie des Krieges aus seiner frühen Vorstellung vom Kleinen Krieg heraus entwickelt habe. Scheipers, On small war (wie Anm. 88), S. 3.

563 Daase, Clausewitz (wie Anm. 560), S. 192.

dem Willen der Reformer sollte das altpreußische Heer durch eine Nationalbewaffnung nach französischem Muster ersetzt werden. Allgemeine Wehrpflicht, Abschaffung der Körperstrafen und eine Rekrutierung des Offiziersnachwuchses nicht mehr nach Stand, sondern nach persönlicher Befähigung und Leistung, sollten der Armee einen neuen Geist verleihen. Darüber hinaus galt es, Organisationsstruktur und taktische Doktrin dem veränderten Kriegsbild anzupassen. Zu den Linientruppen sollten außerdem Landwehr und Landsturm für die Territorialverteidigung kommen.

Aufgrund der Preußen auferlegten Rüstungsbeschränkungen konnten wesentliche Elemente des Reformprogramms bis 1813 jedoch nur vorbereitet, aber noch nicht umgesetzt werden. Angesichts des eng begrenzten preußischen Militärpotentials war den Reformern – wie Werner Hahlweg anmerkt – klar,

> „daß eine etwa erfolgreiche künftige Befreiung von der napoleonischen Herrschaft nur durch den Volks- oder revolutionären Krieg in Verbindung mit der Unterstützung durch eine auswärtige Macht erlangt werden konnte. Volks- oder revolutionärer Krieg aber – das lag in der Natur der Sache – konnte der Organisations- und der Kampfesform nach nur k l e i n e r Krieg sein."[564]

Der Methode des Kleinen Krieges kam somit aus Sicht der Reformer im früher oder später anstehenden Befreiungskrieg eine zentrale Bedeutung zu. Eine besonders radikale Konzeption entwickelte der damalige Oberstleutnant Gneisenau in seiner Denkschrift vom August 1808.

Geleitet von der Maxime „Wer nicht mit uns ist, ist wider uns." wollte er alle männlichen Einwohner, die das 17. Lebensjahr vollendet hatten, bewaffnen und lediglich mit einer Nationalkokarde als Soldaten kennzeichnen. Alle Obrigkeiten und Vorgesetzten, welche die Verteidigungsanstrengungen „nicht sogleich mit Eifer" unterstützten oder sich „Unterschleife haben zu schulden kommen lassen" sollten umgehend von „ihren Untergebenen ihres Amtes entsetzt und andere an ihrer Stelle gewählt" werden. Die neu aufgestellten Bataillone sollten sich ihre Unteroffiziere und Offiziere selbst wählen, wobei letztere durch den König zu bestätigen waren.[565]

Alle deutschen Fürsten, „welche niederträchtig genug sind, ihre Truppen gegen uns marschieren zu lassen, werden ihrer Throne verlustig erklärt". Jeder

564 Clausewitz, Vorlesungen (wie Anm. 81), S. 210.

565 August Neidhardt von Gneisenau, Denkschrift des Oberstleutnants Neidhardt von Gneisenau [Königsberg, August 1808]. In: Die Reorganisation des preußischen Staates unter Stein und Hardenberg. Hrsg. von Rudolf Vaupel, Leipzig 1938, S. 554.

Adel sollte aufhören, soweit er nicht durch im Unabhängigkeitskrieg erhaltene Wunden, gezeigte Tapferkeit oder erbrachte Opfer erneuert werde.

Zur Infragestellung der traditionellen Autoritäten kam das Versprechen der politischen und sozialen Reform. In Preußen sollte eine „freie Konstitution" proklamiert werden. Jeder Bauer, der „bis zu Ende für die Sache der Unabhängigkeit mitficht", sollte von seinen Frondiensten befreit werden. Gneisenau wollte hier also die Agrarreform als Hebel zur Mobilisierung der Landbevölkerung nutzen. Später wird dieser Gedanke auch ein zentrales Element in den Guerilla-Konzeptionen von Mao Tse-tung und Ernesto „Che" Guevara (1928-1967) bilden.[566]

Dem Feind sollte mit der „Taktik der verbrannten Erde" und den Mitteln des Kleinen Krieges begegnet werden. Sobald dessen Annäherung durch die auf allen Höhen errichteten Signale gemeldet würde, sollte ihm die gesamte waffenfähige Mannschaft entgegeneilen.

> „Man vermeidet jedoch entscheidende Gefechte, wofern man nicht des Erfolgs ganz gewiß ist, führt nur den kleinen Krieg, hält die geschlossenen Kolonnen zurück, ermüdet den Feind und sucht es in Nachtgefechten zu entscheidendem Handgemenge zu bringen. Wo der Feind mit Übermacht vordringt, da weicht man zurück und wirft sich auf dessen Flanke und Rücken."[567]

Der letztgenannte Gedanke findet sich später noch pointierter bei Mao. Dieser hatte 1930 postuliert: „Rückt der Feind vor, ziehen wir uns zurück; macht er halt, umschwärmen wir ihn; ist er ermattet, schlagen wir zu; weicht er, verfolgen wir ihn."[568]

Es ist nicht erstaunlich, dass der preußische König und das höfische Establishment Gneisenaus selbst aus heutiger Sicht radikalen Überlegungen nur wenig abgewinnen konnten und eher verschreckt reagierten. Nicht ohne Grund fürchteten sie die revolutionierenden Konsequenzen eines derart geführten Volkskrieges für die vertraute gesellschaftliche Ordnung sowie dessen hohe sozioökonomischen Kosten. Der in der Restaurationszeit nach 1815 bei Hofe gegen Gneisenau und Clausewitz geäußerte „Jakobiner"-Verdacht hatte in den Aufstandsplanungen der Reformzeit seinen Ursprung und sachlichen Kern.

---

566 Ebd., S. 554f.

567 Ebd., S. 555.

568 Mao Tse-tung, Aus einem Funken kann ein Steppenbrand entstehen, in: Mao Tse-tung. Ausgewählte Werke, Peking 1968, Bd. 1, S. 133-146 zitiert nach: https://www.marxists.org/deutsch/referenz/mao/1930/01/funken.Html (Stand 24.07.2020).

Insbesondere Scharnhorst war jedoch klar, dass die Vorbereitungen für den Befreiungskampf nicht ohne Billigung durch den König oder gar gegen diesen getroffen werden konnten. Dementsprechend suchte er den offenen Konflikt zu vermeiden und schlug – wohl wissend, „daß die meisten Menschen nur durch unsichtbare Hebel auf der Sandbank ihrer Vorurtheile flott gemacht werden können“[569] – deutlich moderatere Töne an. Diese Tendenz ist auch bei Clausewitz' vergleichsweise konventionell daherkommenden Vorlesungen zum Kleinen Krieg erkennbar.

In der Frühen Neuzeit bezeichnete der Kleine Krieg das spezifische Tätigkeitsfeld der leichten Truppen. Im Deutschen wurde er auch als Kleinkrieg oder Parteigängerkrieg bezeichnet. Im Französischen, Englischen, Spanischen und Russischen wurden mit „petite guerre“, „small war“, „guerilla“ und „маленькая война“ (malenkaja woina) wortwörtliche Übersetzungen verwendet. Der Begriff des Parteigängers wurde im Englischen und Französischen zum „partisan“. Die Begriffe „guerilla“ und „partisan“ erfuhren dann Anfang des 19. Jahrhunderts eine bis heute für das Begriffsverständnis prägende Bedeutungsverschiebung. Seitdem bezeichnen sie nicht mehr einfach den Kampf leichter Truppen, sondern vor allem die Aktivitäten irregulärer Kräfte und bewaffneter Zivilisten, die jenseits der Gefechtssituation nicht mehr ohne weiteres als Kämpfer erkennbar sind. Die Tätigkeitsfelder weisen jedoch erhebliche Schnittmengen auf.

Zu den klassischen Aufgaben der leichten Truppen gehörten die Aufklärung des Gegners, die Sicherung der eigenen Truppen durch Vorposten und Patrouillen, die Aufrechterhaltung der Nachrichtenverbindungen durch Kuriere sowie die Führung der sogenannten Schutzgefechte. Letztere dienten der Verteidigung von Transporten und spezifischen Objekten wie Magazinen oder Brücken bzw. dem Angriff auf diese. Die gängigen Angriffsmethoden waren dabei vor allem der handstreichartige Überfall und bei beweglichen Angriffsobjekten der Hinterhalt.[570]

Für seine im Oktober 1810 beginnende Vorlesung an der Berliner Kriegsschule griff Clausewitz zunächst auf Scharnhorsts Vorlesungen aus dem Winter 1804 zurück. Ergänzend nutzte er zudem die umfangreiche seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts veröffentlichte Literatur zu Grundsätzen und Praxis des Kleinen Krieges. Dazu gehörten auch die Arbeiten von Georg Wilhelm von Valentini (1775-1834) sowie von Johann von Ewald (1744-1813) und Andreas Emmerich (1737-1809). Die beiden letztgenannten hatten während

569 Clausewitz, Scharnhorst (wie Anm. 109), S. 236.

570 Vgl. den Wikipedia-Eintrag zum Begriff Kleiner Krieg https://de.wikipedia.org/wiki/Kleiner_Krieg (Stand 27.07.2020).

des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges auf britischer Seite als Jägeroffiziere gedient und dabei umfangreiche Erfahrungen in der Führung des Kleinen Krieges gesammelt. Dabei waren sie auch mit dem im Vergleich zu den Kriegen des Ancien Regime in Europa veränderten Kriegsbild konfrontiert worden. Ihre Arbeiten bilden daher gleichsam ein Zwischenstadium zwischen dem traditionellen Verständnis des Kleinen Krieges und dem neuen Konzept des Volkskrieges.[571]

Clausewitz' Vorlesung setzte sich inhaltlich aus fünf Elementen zusammen. Nach einer Begriffsbestimmung behandelte er zunächst die allgemeinen Charakteristika und Handlungsfelder des Kleinen Krieges. Hinzu kamen punktuelle Hinweise auf die Volkskriege der Zeit um 1800. Den Großteil des Textes bilden dann aber viertens die weitgehend konventionell daherkommenden erläuternden Beispiele sowie fünftens eine Quellen- und Materialsammlung – die sogenannten Collectaneen.[572]

In seiner „Einleitung in den kleinen Krieg" wirft Clausewitz zunächst die Frage auf, was der Kleine Krieg sei und welche „Stelle" er „unter den übrigen Lehren der Kriegskunst" einnehme. Seine Begriffsbestimmung entspricht hier noch ganz der traditionellen Praxis des Kleinen Krieges während der Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts:

> „Man versteht unter kleinem Krieg den Gebrauch kleiner Truppenabteilungen im Felde. Gefechte von 20, 50, 100 oder 3, 400 Mann gehören, wenn sie nicht Theil eines größern Gefechtes sind, in den kleinen Krieg."[573]

Clausewitz konzediert an dieser Stelle, dass eine solche Definition zwar „mechanisch und unphilosophisch" erscheinen möge, sie aber – gemessen an der Kriegspraxis – „die wahre" sei. Dementsprechend sind „alle kriegerischen Handlungen, die mit kleinen Truppenabteilungen geschehen, […] Gegenstände des kleinen Krieges."[574]

So wenig es jedoch eine „abschneidende Grenzlinie" zwischen kleinen und großen Truppenabteilungen gibt, so fließend stellt sich für Clausewitz auch

571 Georg Wilhelm von Valentini, Abhandlung über den kleinen Krieg und über den Gebrauch der leichten Truppen, mit Rücksicht auf den französischen Krieg, Berlin 1810. Andreas Emmerich, Der Partheygänger im Kriege, oder Gebrauch der leichten Truppen im Felde, Dresen 1791. Johann von Ewald, Abhandlung über den kleinen Krieg, Göttingen, Cassel 1785.

572 Clausewitz, Vorlesungen (wie Anm. 81), S. 213f.

573 Ebd., S. 231.

574 Ebd., S. 231-233.

die Grenze zwischen großem und Kleinem Krieg dar. Die jeweilige Einordnung muss daher dem Takt des Urteils entsprechend der verfolgten Zwecke und eingesetzten Mittel überlassen bleiben.[575]

Für den Gebrauch kleiner Truppenabteilungen benennt er im Vergleich zu größeren Verbänden neun Eigentümlichkeiten. Kleine Truppenabteilungen haben zunächst drei wesentliche Vorteile. Sie „finden fast überall zwanglosen Unterhalt", „können ihr Dasein leichter verheimlichen" und sie „können sich schneller bewegen".

Weniger vorteilhaft sind die drei folgenden Eigentümlichkeiten. Wo bei Armeekorps oder ganzen Armeen die „Zerlegung des Ganzen" sinnvoll und geboten erscheint, wird dies bei kleinen Truppenabteilungen aufgrund ihrer bereits geringen Größe „oft unmöglich" sein. Auch bietet ihnen die kunstvolle Einrichtung ihrer Stellungen keinen nennenswerten Vorteil. Dies wird zum Teil aber durch die Fähigkeit kompensiert, „sich während dem Gefecht rechts und links zu bewegen." Dafür sind sie aber auch nur sehr eingeschränkt zur eigenständigen Gefechtsführung befähigt, weshalb ihre „Gefechte […] fast alle auf Unterstützung berechnet" sind.

Ist diese nicht zu erwarten oder bleibt sie aus, so wird das Gefecht – etwa einer Aufklärungsabteilung oder einer Feldwache gegen überlegene Kräfte – in der Regel frühzeitig abgebrochen und der Rückzug angetreten. Letzterer ist dann aber weniger schwierig als bei größeren Truppenteilen. Er bedarf keiner gebahnten Straßen und kann auch „in entgegengesetzten Richtungen" erfolgen. Hier, wie bei allen anderen Bewegungen, haben die kleinen Truppenabteilungen den Vorteil, dass ihre Dispositionen „keiner großen Vorbereitungen" bedürfen. Schließlich verfolgen die Operationen der kleinen Truppenabteilungen häufig keinen offensiven oder defensiven Zweck, sondern dienen allein der „Beobachtung des Feindes."[576]

Die genannten Eigentümlichkeiten führen Clausewitz zu der Frage, ob die im großen Krieg übliche Unterteilung der Kriegskunst in Taktik und Strategie auch auf den Kleinen Krieg übertragen werden kann. Clausewitz' Antwort verdeutlicht sein zu diesem Zeitpunkt noch weitgehend traditionelles Verständnis des Kleinen Krieges. Dieser hat demnach lediglich eine dienende Funktion für den großen Krieg. Die mit Aufgaben des Kleinen Krieges betrauten kleinen Truppenabteilungen operieren so zumeist im unmittelbaren Umfeld größerer Verbände und bestehen im Grunde aus regulären Soldaten.

Der Zweck aller Handlungen des Kleinen Krieges ist daher „in den Bedürfnissen der Strategie und Taktik, also in dem großen Kriege begründet und liegt

575 Ebd., S. 233.
576 Ebd., S. 234f.

folglich nicht in dem kleinen Kriege selbst.“ Die Festlegungen über Ort, Zeit und Stärke – etwa bei der Aufstellung von Feldwachen – entspringen dementsprechend meistens der Taktik des großen Krieges. Clausewitz schlussfolgert daraus:

> „Man kann also sagen die Strategie des kleinen Krieges ist ein Gegenstand der Taktik, und da nun die Taktik des Kleinen Krieges ganz gewiß ein Theil der Taktik überhaupt seyn muß, so fällt der ganze Kleine Krieg in die Taktik, d. h. er wird ein besonderes Kapitel derselben ausmachen.“[577]

Clausewitz wird diese Einschätzung in seinen späteren Texten nicht mehr explizit revidieren. Es ist jedoch naheliegend anzunehmen, dass der Kleine Krieg in solchen Fällen, wo er in einem nur mittelbaren Zusammenhang mit den Operationen größerer Verbände steht oder gar die Kriegspraxis einer Seite weitgehend prägt, nicht mehr nur taktischer, sondern auch strategischer Natur ist. Als Beispiele lassen sich zum einen die in der Fläche agierende spanische Guerilla und zum anderen Maos Bauernpartisanen im Chinesischen Bürgerkrieg oder die Castrische Guerilla auf Kuba anführen. Möglicherweise würde Clausewitz aber auch konzedieren, dass der mit den Methoden des Kleinen Krieges geführte Beobachtungskrieg des Korps Wallmoden im Herbstfeldzug 1813 – im Hinblick auf die Anordnung der Gefechte in Zeit und Raum – durchaus eine eigene strategische Dimension besessen hatte.

Seine noch weitgehend konventionelle Betrachtung des Kleinen Krieges wird auch angesichts der Charakterisierung des Geistes und vor allem der Akteure des Kleinen Krieges deutlich. Clausewitz verweist hier auf das vordergründige Paradox, dass „in ihm neben der höchsten Kühnheit und Verwegenheit eine viel größere Scheu vor Gefahr besteht, als im großen Kriege.“ Dies sei auch prägend für die Truppen, welche den Kleinen Krieg führen.

> „Der einzelne Husar und Jäger hat einen Unternehmungsgeist, ein Vertrauen auf sich selbst, und auf sein Glück, wovon der kaum eine Vorstellung hat, der sich immer in der Linie befand. Erfahrung und Gewohnheit machen, daß er sich ruhig und gelassen fühlt, während der andere ängstlich seyn würde. Dagegen respektirt der Husar und Jäger die Gefahr im gewöhnlichen Gefecht mehr als die geschlossenen Truppen dies thun. Wo es nicht die dringende Nothwendigkeit fordert setzt sich

577 Ebd., S. 236f.

> jener derselben nicht aus, er weicht zurük und sucht Schutz, so oft er kann."[578]

Clausewitz betont, dass diese Vorsicht angesichts der im Vergleich zu den Linientruppen deutlich häufigeren Feindberührungen auch zwingend notwendig sei, wenn die leichten Truppen nicht „in einem einzigen Feldzug ganz aufgerieben" werden sollten. Während ein Bataillon der Linientruppen sich im Gefecht durch Bravour und Standhaftigkeit, aber kaum durch weise Dispositionen auszeichnen kann, bietet der in größeren Räumen geführte Kleine Krieg „Gelegenheit zu tausend Combinationen".

> „Dieses freie Spiel des Geistes, welches im kleinen Krieg statt findet, diese geschikte Verbindung von Kühnheit und Vorsicht (ich möchte sagen diese glükliche Composition von Verwegenheit und Furcht) ist es, was den kleinen Krieg so vorzüglich interessant macht."[579]

Nach diesen grundsätzlichen Überlegungen geht Clausewitz ausführlich auf die Taktik des Kleinen Krieges im Allgemeinen sowie auf die Tätigkeitsfelder Aufklärung und Sicherung im Besonderen ein. Das vielseitige Aufgabenspektrum des Kleinen Krieges verdeutlicht aber vor allem der Abschnitt „Ueber die besonderen Zwecke, welche ein Partheigänger oder ein ähnliches Detaschement haben kann."

Parteigänger definiert Clausewitz als Detachment, also Abteilung, von ausgesuchten Offizieren, Leuten und Pferden für besondere Aufgaben. Neben der Beobachtung der Gegend und des Gegners nennt er sieben besondere Aufgaben eines Parteigängers – das Einziehen von Nachrichten, das Abfangen von Kurieren, die Gefangennahme von Generalen und anderen wichtigen Personen in ihren Quartieren, die Eintreibung von Kontributionen, die Zerstörung von Brücken und Magazinen sowie schließlich das Verhauen oder Unterminieren von Wegen. Dabei knüpft er ausdrücklich an die Erfahrungen von Emmerich und Ewald aus dem Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg an. Nach Ansicht von Sibylle Scheipers werden die in Nordamerika eingesetzten hessischen Jäger mit ihrer Professionalität und taktischen Flexibilität so für Clausewitz gleichsam zum Vorbild, wie leichte Truppen sein sollten.[580]

578 Ebd., S. 237f.

579 Ebd., S. 238f.

580 Clausewitz, Vorlesungen (wie Anm. 81), S. 435-443. Scheipers, On small war (wie Anm. 88), S. 46f.

Doch noch bevor er seine Vorlesung im März 1812 vorzeitig abbricht, um nach Russland zu gehen, wird Clausewitz in seiner „Bekenntnisdenkschrift“ mit dem „Volkskrieg“ eine ganz andere Spielart des Kleinen Krieges und damit auch einen anderen Kämpfertypus propagieren.

Die „Bekenntnisdenkschrift“ ist als Höhepunkt und klarster Ausdruck der existentiellen Kriegsauffassung zu betrachten, welche sich bei Clausewitz nach der preußischen Niederlage von 1806/07 sukzessive herausgebildet hatte. Die gesamte Denkschrift ist ein leidenschaftliches Plädoyer für den Kampf gegen die Napoleonische Vorherrschaft, für den Widerstand auch gegen einen scheinbar übermächtigen Gegner. Dieser Kampf ist für Clausewitz nicht zuletzt eine Frage der Selbstachtung. Selbst für den Fall des Scheiterns ist er sich daher sicher: „Alle werden wünschen Preußen möge wenigstens, wenn es fallen sollte, mit Ehren gekämpft haben und ruhmvoll untergegangen sein.“[581]

In drei Schritten begründet Clausewitz, dass dieser Kampf aus moralischen ebenso wie aus politischen und ökonomischen Gründen notwendig sei und dass Preußen über die dafür erforderlichen Mittel verfüge. Dieser dritte Punkt soll an dieser Stelle näher betrachtet werden.

Gegen den Einwand, Preußen sei militärisch und finanziell zu schwach, um den Kampf gegen Napoleon erfolgreich bestehen zu können, verweist er auf die Potentiale der Volksbewaffnung und des Volkskrieges. Gegen das Kostenargument führt er an:

> „Eine Armee, die auf ihrem eigenen Grund und Boden für ihr höchstes Interesse ficht, kann und muß nicht wie ein Haufen Söldner betrachtet werden, welcher seine feile Haut für bares Geld zu Markte trägt. Die höchste Entsagung in allen Dingen des Luxus und Überflusses muß der Geist dieser Armee sein. Dann sind aber die hohen Gehalte nicht nötig, womit man jetzt in den hohen Stellen lange Dienste zu belohnen oder das Talent zu fesseln glaubt. Der Kampf fürs Vaterland ist der höchste Lohn fürs Verdienst, der mächtigste Reiz fürs Talent.“[582]

Auf diese Weise sei nicht nur eine „beträchtliche Vermehrung der Armee“, sondern auch die „Errichtung einer Landwehr oder eines Landsturmes“ möglich. Mit Verweis auf die spanische Guerilla hebt er hervor, dass der gleichsam in der Fläche des Landes verteilte Widerstand des Landsturmes große Teile

581 Clausewitz, Bekenntnisdenkschrift (wie Anm. 93), S. 81.
582 Ebd., S. 105.

des gegnerischen Heeres binden und so dessen konventionelle Überlegenheit kompensieren würde.[583]

In der Folge setzt sich Clausewitz mit den möglichen Einwänden gegen den Einsatz des Landsturms als „preußischer Guerilla" auseinander. Dabei tritt er vor allem der Befürchtung entgegen, dies würde die Grausamkeit der Kriegführung auf ein unerträgliches Maß steigern. Dagegen propagiert er nach Andreas Herberg-Rothe gewissermaßen ein Konzept der Begrenzung durch Entgrenzung.[584]

> „Man glaubt gewöhnlich, der Feind würde durch eine grausame Behandlung der gefangen genommenen Insurgenten, durch Todesstrafen usw. den Mut dazu zu benehmen. Aber welch unnötige Besorgnis! als ob wir nicht so gut grausam sein könnten als der Feind; als ob der Feind nicht aus Fleisch und Blut bestände wie wir! Der Feind wird es versuchen dieses Mittel, und der Krieg wird schnell einen grausamen Charakter annehmen."[585]

Dann sei aber der auf sein Heer beschränkte Gegner im Nachteil, weil er auf dem Kriegsschauplatz „weniger Menschen aufs Spiel setzen" könne. Clausewitz will es daher darauf ankommen lassen, „Grausamkeit mit Grausamkeit", „Gewalttat mit Gewalttat" zu vergelten. „Es wird uns ein Leichtes sein, den Feind zu überbieten und ihn in die Schranken der Mäßigung und Menschlichkeit zurückzuführen." Dazu solle die preußische Regierung „jeden bewaffneten Mann ihres Volkes in den Schutz ihrer Autorität" nehmen und für jede Grausamkeit des Gegners Repressalien an den gemachten Gefangenen androhen.[586]

Clausewitz' Argumentation ist in diesem Punkt erkennbar inkonsistent. Einerseits gibt er vor, dass sich auf diese Weise Extreme wie in Spanien vermeiden ließen, andererseits bagatellisiert er diese, indem er behauptet: „[s]elbst in Spanien ist die Sache nicht so arg". Schließlich entgegnet er jenen, „die vor dem Gedanken eines Volkskrieges zittern, weil er blutiger ist als ein anderer, selten ohne schauderhafte Szenen bleibt und alles Unglück und Verderben in ihm gesteigert wird" mit der Frage, wer dafür die Verantwortung trage.

> „Der Volkskrieg ist da; ihre flucht seinen verderblichen Wirkungen; nun so flucht denen, die ihn erzwungen haben. Wenn ihr euch zu Richtern

583 Ebd., S. 108.
584 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 51f.
585 Clausewitz, Bekenntnisdenkschrift (wie Anm. 93), S. 109.
586 Ebd., S. 109.

> der menschlichen Handlungen aufwerft, so verdammt nicht den Unterdrückten, weil er der Schwache ist, sondern seid gerecht, schleudert eure Verwünschungen gegen den, der das Übel notwendig gemacht hat."[587]

Auch die anderen Einwände gegen einen preußischen Volkskrieg sucht Clausewitz zu entkräften. Dem Einwand, dass die preußischen Landschaften nicht gebirgig und unzugänglich genug seien, begegnet er mit dem Hinweis, dass dies auch in der Vendée nicht der Fall gewesen sei und deren Landschaft sogar erkennbare Ähnlichkeiten mit der Mark Brandenburg aufweise.[588]

Den Zweifeln, ob die Mentalität der deutschen Nation und der preußischen Bevölkerung insbesondere für Volksbewaffnung und Volkskrieg geeignet sei, tritt Clausewitz regelrecht empört entgegen:

> „Es ist geradezu abgeschmackt, die deutsche Nation an wahrer Geisteskraft der französischen nachzusetzen. […] es ist nichts als die Sprach- und Schwatzhaftigkeit der Franzosen, was ein so übereiltes Urteil hervorgebracht hat."[589]

Selbst wenn das Volk „schwach und mutlos" wäre, so sei es Aufgabe der preußischen Regierung, dieses zur Not auch mit Zwangsmitteln zu „seiner heiligsten Pflicht" anzuhalten. Auch hinsichtlich der Befürchtung, dass der durch den Landsturm geführte Volkskrieg, die bestehende politische Ordnung gefährden könnte, sieht Clausewitz die preußische Regierung in der Pflicht. Sie müsse dem Volkskrieg schlicht die richtige Richtung geben, damit dies nicht eintrete.[590]

Clausewitz' Plädoyer für den Volkskrieg ist sichtlich getragen von der Frustration über die unentschlossene preußische Außenpolitik und setzt deren Zögerlichkeit das Ungestüm nationalistischer Emphase entgegen. Bei nüchterner Betrachtung vermag seine Argumentation daher auch nur sehr eingeschränkt zu überzeugen. Inwieweit sich Clausewitz' Thesen tatsächlich bewahrheitet hätten, kann heute nur noch spekuliert werden. Sie wurden nie einem Praxistest unterzogen.

Obschon seine Denkschrift nie zum preußischen König gelangte, blieben die darin enthaltenen Überlegungen doch nicht gänzlich ohne praktische Relevanz. Zum Teil finden wir sie in der am 21. April 1813 von Friedrich

587 Ebd., S. 110 und 116.
588 Ebd., S. 110.
589 Ebd., S. 111.
590 Ebd., S. 114f.

Wilhelm III. erlassenen Verordnung über den Landsturm wieder. Dies resultierte freilich vor allem daraus, dass beide Dokumente maßgeblich durch die von Gneisenau und Clausewitz in der Reformzeit entwickelten Aufstandskonzepte geprägt worden sind.

Die Landsturm-Verordnung verpflichtete jeden Staatsbürger, „sich dem andringenden Feinde, mit Waffen aller Art zu widersetzen", ihm nicht zu gehorchen und ihm durch alle aufzubietenden Mittel zu schaden. Überall, „wo der Feind versucht, in Unser Land einzudringen", sollte der Landsturm aufgeboten werden, zu dem alle männlichen Staatsbürger, welche nicht bereits in Heer und Landwehr dienten, verpflichtet wurden.[591]

Der Kampf des Landsturms wird in § 7 als „Kampf der Nothwer, der alle Mittel heiligt" charakterisiert. Der anschließende § 8 umreißt das Aufgabenfeld des Landsturms,

> „dem Feinde den Einbruch wie den Rückzug zu versperren, ihn beständig ausser Athem zu halten; seine Munition, Lebensmittel, Couriere und Rekruten aufzufangen; seine Hospitäler aufzuheben, nächtliche Ueberfälle auszuführen, kurz, ihn zu beunruhigen, zu peinigen, schlaflos zu machen, einzeln und in Trupps zu vernichten, wo es nur möglich ist. Dränge selbst der Feind vorwärts, und wäre 50 Meilen weit; so bringt es ihm geringen Vortheil, wenn der Strich, den er einnimmt, keine Breite hat, wenn er nicht mehr wagen darf kleine Detaschements zum Fouragieren und Recognosciren auszusenden, ohne die Gewissheit, dass sie ihm erschlagen werden, und wenn er nur in Masse und auf gebahnten Wegen vordringen kann, wie das Beispiel von Spanien und Russland lehrt."[592]

Darüber hinaus sollte der Landsturm das reguläre Heer bei nächtlichen Überfällen, Sturmangriffen, sowie bei der Verteidigung von befestigten Stellungen unterstützen. Hinzu kam die Sicherung von Transporten sowie der Kurier- und Nachrichtendienst. Bei alldem war es dem Landsturm verboten, Uniformen zu tragen oder Feldzeichen zu führen. Lediglich seine Offiziere sollen durch schwarze und weiße Armbinden kenntlich gemacht werden. Als Waffen sollten im Landsturm „alle Arten von Flinten mit und ohne Bajonett, Spieße,

591 Verordnung über den Landsturm vom 21. April 1813. In: Das Heerwesen des XIX. Jahrhunderts. Hrsg. von Eugen von Frauenholz, München 1941, S. 161-162 § 1, 4 und 5.

592 Ebd., S. 162.

Piken, Haugabeln, Morgensterne, Säbel, Beile, gerade gezogene Sensen, Eisen etc." verwendet werden.[593]

Zum Konzept des Landsturmes gehörten auch Elemente der „Taktik der verbrannten Erde". Dazu gehörte die Option, Landstriche zeitweilig von der Bevölkerung zu räumen und in einen Zustand zu versetzen, „der den Aufenthalt des Feindes darin unmöglich macht, und ihn des Unterhalts beraubt". Nahrungsvorräte sollten fortgeschafft, das Korn auf dem Halm und die Mühlen verbrannt, Brunnen zugeschüttet werden. Fähren und Brücken sollten auf besonderen Befehl verbrannt werden. Die Bevölkerung sollte derweil an schwer zugänglichen Orten oder im Umfeld der Festungen Zuflucht finden. Für den späteren Wiederaufbau wurde die Kostenübernahme durch den Staat zugesagt.[594]

Für jegliche Unterstützung des Gegners, sei es mit Informationen, Gütern oder Diensten, wurde etwaigen Kollaborateuren aus der eigenen Bevölkerung drakonische Strafen in Aussicht gestellt. Für den Fall, dass der Gegner gefangen genommene Landsturmmänner strenger behandeln sollte als Angehörige des stehenden Heeres, drohte der König im § 29 mit den „allerstrengsten Repressalien". Zur Information sollte dieser Artikel ins Französische übersetzt, überall dort angeschlagen werden, wo man den Landsturm aufbietet.[595]

Mit der Landsturm-Verordnung verfügte Preußen – theoretisch – über ein umfassendes Konzept für die Führung des Volkskrieges. In der Praxis wurde der Landsturm zwar in mehreren preußischen Provinzen aufgeboten. Seine Organisation und die Ausstattung mit materiellen Ressourcen und Führungspersonal gestalteten sich jedoch schwierig. Das hing nicht nur damit zusammen, dass die Mobilisierung von Heer und Landwehr vor dem Landsturm absolute Priorität hatte. Es lag auch daran, dass das mit dem Landsturm verbundene Konzept des Volkskrieges von weiten Teilen der Beamtenschaft und der lokalen Eliten aufgrund seiner absehbaren sozioökonomischen Folgekosten skeptisch bis ablehnend betrachtet und zum Teil aktiv hintertrieben wurde. Doch auch die als Basis des Landsturms vorgesehene Bevölkerung zeigte sich angesichts ihrer ohnehin bereits oft schwierigen Lebenssituation von dieser Aussicht wenig begeistert. Anders als die Landwehr spielte der Landsturm daher in den Feldzügen der Jahre 1813/14 praktisch keine Rolle. Die Idee vom Landsturm als „preußischer Guerilla" wurde nirgends Realität.[596]

---

593 Ebd., S. 162-166. § 9, 10, 37, 39 und 43.

594 Ebd., S. 168-170. § 65-76.

595 Ebd., S. 165 und 170 § 29, 78 und 79.

596 Marius Luszek, Der Landsturm 1813 – zwischen Psyche, militärischer Leistung und politischer Kontroverse, (unveröffentlichte Seminararbeit) Universität Potsdam 2018.

Angesichts der besorgten Stimmen aus staatlicher Verwaltung, Adel und Besitzbürgertum sowie aufgebauschter Berichte über Disziplinverstöße von Angehörigen des Landsturmes entschloss sich der König bereits drei Monate nach Unterzeichnung der Landsturm-Verordnung zu deren grundlegender Revision. Mit der Verordnung vom 17. Juli 1813 wurden Umfang und Aufgaben des Landsturmes deutlich beschnitten. Aus dem potentiellen Träger der „preußischen Guerilla" wurde nun eine den regionalen Polizeiobrigkeiten unterstellte Wach- und Unterstützungstruppe.[597]

Nur vier Tage später unterzeichnete Friedrich Wilhelm III. – „um zu verhüten, daß die von Uns nothwendig befundene Maassregel des Landsturms nicht zum Nachtheil der Sicherheit und des Eigenthums Unserer getreuen Unterthanen gereiche" – außerdem die „Verordnung wegen Untersuchung und Bestrafung der Vergehen im Landsturm". Darin wurden, soweit dabei die Landsturmbewaffnung verwendet würde, für Verbrechen und Vergehen aller Art sowie insbesondere für Widerstand gegen die Obrigkeit verschärfte Strafen angedroht.[598]

In der Folge wurde der Kleine Krieg in den Jahren 1813/14 weitgehend in den traditionellen Bahnen geführt. Seine Träger waren – etwa beim Korps Wallmoden – reguläre Truppen sowie verschiedene Freiwilligenverbände wie das Lützowsche Freikorps.

In dem Maße wie bei Clausewitz nach 1815 die nationalistische Emphase nachließ, wie die existentielle einer instrumentellen Kriegsauffassung wich, beurteilte er auch den Volkskrieg deutlich nüchterner als noch in der „Bekenntnisdenkschrift". Im Mitte der 1820er Jahre entstandenen sechsten Buch betrachtet er die Volksbewaffnung bzw. den Landsturm als ein bloßes Mittel zum Zweck der Verteidigung, welches womöglich entscheidend zu deren Überlegenheit gegenüber dem Angriff beitragen könne.[599]

Dies resultierte aber wohl auch aus dem Bestreben, im von der Restauration geprägten Klima dieser Zeit nicht erneut politische Verdächtigungen auf sich zu ziehen. Dementsprechend begann Clausewitz das 26. Kapitel des sechsten Buches „Volksbewaffnung" mit einer Klarstellung:

Generell zur Motivationsproblematik vgl. Ute Frevert, Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001, S. 39-42.

597 Verordnung in Betreff der Modifikationen des Landsturm-Edikts vom 21sten April d. J. vom 17. Juli 1813. In: Das Heerwesen des XIX. Jahrhunderts. Hrsg. von Eugen von Frauenholz, München 1941, S. 172-175.

598 Verordnung wegen Untersuchung und Bestrafung der Vergehen im Landsturm vom 21. Juli 1813. In: Das Heerwesen des XIX. Jahrhunderts. Hrsg. von Eugen von Frauenholz, München 1941, S. 175.

599 Scheipers, On small war (wie Anm. 88), S. 88 und 110.

> „Der Volkskrieg ist im kultivierten Europa eine Erscheinung des neunzehnten Jahrhunderts. Er hat seine Anhänger und seine Widersacher, die letzteren entweder aus politischen Gründen, weil sie ihn für ein revolutionäres Mittel, einen für gesetzlich erklärten Zustand der Anarchie halten, der der gesellschaftlichen Ordnung nach innen ebenso gefährlich sei wie dem Feinde nach außen, oder aus militärischen Gründen, weil sie glauben, der Erfolg entspräche nicht der aufgewendeten Kraft. Der erste Punkt berührt uns hier gar nicht, denn wir betrachten den Volkskrieg bloß als Kampfmittel, also in seiner Beziehung auf den Feind".[600]

Als Kampfmittel ist der Volkskrieg für Clausewitz untrennbar verbunden mit dem „Durchbruch des kriegerischen Elements" im Gefolge der Französischen Revolution. So wie Requisitionssystem, Massenheer, allgemeine Dienstpflicht und Landwehr,

> „die Kraft dessen, der sich ihrer zuerst bedient hat, so gewaltig gesteigert [hat – CTM], daß der andere mit fortgerissen worden ist und sie auch hat ergreifen müssen, so wird beides auch der Fall mit dem Volkskriege sein."[601]

Clausewitz gibt sich überzeugt, dass die Seite, welche zum Mittel von Volksbewaffnung bzw. Landsturm greift und einen Volkskrieg führt, ein Übergewicht über die Seite erlangen wird, die dies nicht tut. Allerdings sind die Kräfte des Volkskrieges nicht frei disponibel. Grundsätzlich stehen sie nur dem Verteidiger im eigenen Land zur Verfügung. Hier können sie aber das entscheidende Element bilden, um die Pläne des Angreifers zu vereiteln.

Sibylle Scheipers sieht daher in der Möglichkeit des Volkskrieges für das Europa der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Quelle der Stabilität und des Gleichgewichts. Sie geht sogar soweit, die These aufzustellen, der Volkskrieg habe zu dieser Zeit als eine Art „conventional deterrence" gewirkt, eine konventionelle Abschreckung, welche anders als später die nukleare Abschreckung nicht auf der Bestrafung des Angreifers, sondern auf der „deterrence by denial" beruht hätte. Dabei wurde einem potentiellen Angreifer in Aussicht gestellt, dass ihm selbst nach der vordergründigen Eroberung eines Gebietes dessen Nutzung durch fortwährenden Widerstand der Bevölkerung verwehrt bleiben

600 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.26.) S. 799.
601 Ebd., (VI.26.) S. 799f.

würde. Angriff und Eroberung dieses Gebietes würden ihm folglich keine Vorteile einbringen.[602]

Allerdings präsentiert Scheipers für das 19. Jahrhundert keinerlei Belege für die Verbreitung oder gar praktische Wirkung dieses bemerkenswerten Konzeptes, das dann im 20. Jahrhundert zumindest phasenweise eine prägende Rolle in den Verteidigungsdoktrinen zum Beispiel der Schweiz und vor allem Jugoslawiens spielen sollte.

Auch Clausewitz selbst äußert sich weder in dieser Richtung, noch überhaupt zur politischen, ethischen oder sozioökonomischen Bedeutung des Volkskrieges. Die Frage, ob diese „neue Verstärkung des kriegerischen Elements der Menschheit überhaupt heilsam ist oder nicht", überlässt er ebenso wie die Bewertung des Krieges an sich den – echten – Philosophen. Auch die für das Volk damit verbundenen Opfer und Kosten interessieren ihn an dieser Stelle nicht. Ihm geht es darum zu klären, welchen Einfluss der Widerstand des Volkes haben kann, unter welchen Bedingungen er wirksam wird und wie er gebraucht werden solle.[603]

Clausewitz charakterisiert den Volkskrieg als „verteilten Widerstand", welcher nicht durch in Zeit und Raum konzentrierte Schläge wirke. Stattdessen richte sich seine Wirkung, wie beim Verdampfungsprozess nach der Oberfläche.

> „Je größer diese ist und der Kontakt, in welchem sie mit dem feindlichen Heere sich befindet, also je mehr dieses sich ausbreitet, um so größer ist die Wirkung der Volksbewaffnung. Sie zerstört wie eine still fortschwelende Glut die Grundfesten des feindlichen Heeres."

Dafür benötigt die Volksbewaffnung jedoch Zeit. Der in dieser Zeit herrschende Spannungszustand kann sich einerseits in dem Maße lösen, wie „der Volkskrieg an einzelnen Stellen erstickt wird und an anderen langsam erlischt". Geschieht dies nicht, so wächst andererseits die Wahrscheinlichkeit, dass die Spannung sich zur Krise entwickelt, in der „die Flammen dieses allgemeinen Brandes über das feindliche Heer zusammenschlagen und es nötigen, das Land vor eigenem gänzlichen Untergange zu räumen."[604]

Dass eine solche Krise allein durch den Volkskrieg herbeigeführt werden könne, hält Clausewitz jedoch für sehr unwahrscheinlich. Dazu bedürfte es entweder einer Fläche, wie sie außer Russland kein europäischer Staat

602 Scheipers, On small war (wie Anm. 88), S. 110 und 149.
603 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.26.) S. 800.
604 Ebd., (VI.26.) S. 800.

besitzt oder eines Missverhältnisses „zwischen der einfallenden Armee und der Oberfläche des Landes“, wie es in der Praxis höchst unwahrscheinlich ist. Clausewitz denkt den Volkskrieg daher prinzipiell im Zusammenhang mit den Operationen eines stehenden Heeres, wobei beide Elemente in einem umfassenden Plan miteinander verbunden sein sollten. Einen eigenständigen oder ausschließlichen Volkskrieg hält er hingegen für ein Phantom.[605]

Diese Bewertung dürfte sich wesentlich aus den Erfahrungen des Tiroler Aufstandes 1809 einerseits sowie der spanischen Guerilla und des Volkskrieges in Russland 1812 andererseits gespeist haben. Ohne Unterstützung des österreichischen Heeres wurde der Tiroler Aufstand bereits nach wenigen Monaten niedergeschlagen. Demgegenüber vermochte die spanische Guerilla im Verbund mit der britisch-portugiesischen Armee jahrelang Widerstand zu leisten und in großem Umfang französische Truppen zu binden, während russische Bauern und Armeepartisanen Ende 1812 im Verein mit dem nachrückenden russischen Heer dafür sorgten, dass von der sich zurückziehenden Napoleonischen Grande Armée praktisch nichts mehr an der russischen Westgrenze ankam.

Von der Unterstützung durch ein stehendes Heer abgesehen nennt Clausewitz die folgenden fünf Bedingungen „unter welchen allein der Volkskrieg wirksam werden kann […]:

1. daß der Krieg im Innern des Landes geführt,
2. daß er nicht durch eine einzige Katastrophe entschieden werde;
3. daß das Kriegstheater eine beträchtliche Länderstrecke einnehme;
4. daß der Volkscharakter die Maßregel unterstütze;
5. daß das Land sehr durchschnitten und unzugänglich sei, entweder durch Gebirge oder durch Wälder und Sümpfe oder durch die Natur der Bodenkultur.“

Clausewitz hebt in diesem Zusammenhang hervor, „daß eine arme, an anstrengende Arbeit und Entbehrungen gewöhnte Menschenklasse sich auch kriegerischer und kräftiger zu zeigen pflegt.“ Auch der „zerstreute Anbau der Wohnungen“ und schlechte Wege unterstützen die Wirksamkeit des Volkskrieges. Auf diese Weise werden nicht nur Unterbringung und Bewegung der gegnerischen Truppen deutlich erschwert, sondern auch bewirkt, „daß das widerstehende Prinzip überall und nirgends vorhanden ist.“[606]

Das vordergründige Paradox des „überall und nirgends“ soll auch den Gebrauch des Landsturms, der Partisanen oder Guerilleros prägen. Dieser soll sich nicht gegen größere Verbände des Gegners oder gar dessen Hauptmacht

605 Ebd., (VI.26.) S. 800f.
606 Ebd., (VI.26.) S. 801.

richten. Statt gegen den Kern vorzugehen, soll er lediglich „an der Oberfläche, an den Umgrenzungen nagen."

Unter diesen Bedingungen „bekommt der Marsch jeder kleinen Abteilung in einem Gebirge, einer Wald- oder sonst sehr durchschnittenen Gegend einen sehr gefährlichen Charakter". Jederzeit kann aus dem Marsch ein Gefecht werden. Jederzeit kann die Marschkolonne aus dem Hinterhalt angegriffen werden. Und selbst wenn sie den Angriff erfolgreich abzuwehren vermag, können schon kurze Zeit später „dieselben Bauern am Ende [der – CTM] Kolonne erscheinen, die die Spitze derselben längst vertrieben hatte."[607]

Zur Sicherung seiner Transporte sowie der Verkehrs- und Versorgungsinfrastruktur kommt der Gegner unter diesen Umständen nicht umhin, immer mehr Truppen zu verwenden und seine Kräfte dadurch immer weiter zu zersplittern. Zur Erläuterung seiner Vorstellung vom Volkskrieg verwendet Clausewitz an dieser Stelle eine seiner berühmten Metaphern. Der Volkskrieg solle

> „wie ein nebel- und wolkenartiges Wesen sich nirgends zu einen widerstehenden Körper konkreszieren, sonst richtet der Feind eine angemessene Kraft auf diesen Kern, zerstört ihn und macht eine große Menge Gefangene; dann sinkt der Mut, alles glaubt, die Hauptfrage sei entschieden, ein weiteres Bemühen vergeblich, und die Waffen fallen dem Volke aus den Händen. Von der anderen Seite aber ist es dennoch nötig, daß sich dieser Nebel an gewissen Punkten zu dichteren Massen zusammenziehe und drohende Wolken bilde, aus denen einmal ein kräftiger Blitzstrahl herausfahren kann."[608]

Letzteres sollte vorzugsweise an den Flügeln des Kriegstheaters stattfinden, wo der Gegner nur relativ schwache Kräfte disloziert hat. Mit Zugabe einiger regulärer Truppen kann der Landsturm dort bereits das „Ansehen eines geordneten Heeres" gewinnen. Generell ist aber zu beachten, dass der Landsturm für längere und intensivere Gefechte nicht geeignet ist. Daher sollte vor allem die taktische Defensive möglichst vermieden werden. Hinhaltender Widerstand etwa an Flussübergängen oder Gebirgspässen sei zwar oft sinnvoll. Die Verteidigung dürfe aber nie soweit gehen, dass man sich „in ein enges letztes Refugium, in eine förmliche Defensivstellung [...] einsperren lasse[n]." Das würde unweigerlich zu verlustreichen Niederlagen führen, welche „die Glut [des Volkskrieges – CTM] bald erdrücken" würden. Dementsprechend

607 Ebd., (VI.26.) S. 802.
608 Ebd., (VI.26.) S. 803.

sollte sich der Landsturm besser zerstreuen, um seine – strategische – Verteidigung später „mit unvermuteten Anfällen“ fortzusetzen.[609]

Der Volkskrieg kann somit zwar ein sehr wirksames Verteidigungsmittel sein. Er ist jedoch an Bedingungen gebunden und weit davon entfernt ein stets funktionierendes „Siegesrezept“ zu sein. Gleichwohl beendet Clausewitz sein Volksbewaffnungskapitel mit einem klaren Plädoyer für das Mittel des Volkskrieges.

> „Kein Staat sollte sein Schicksal, nämlich sein ganzes Dasein, von einer Schlacht, sei sie auch die entscheidendste, abhängig glauben. Ist er geschlagen, so kann das Aufbieten neuer eigener Kräfte und die natürliche Schwächung, welche jeder Angriff in der Dauer erleidet, einen Umschwung der Dinge herbeiführen, oder er kann von außen her Hilfe bekommen.“[610]

Clausewitz erinnert sich in diesem Zusammenhang wohl an die kleinmütige Haltung, welche die preußischen militärischen und politischen Eliten 1806 nach den Niederlagen von Jena und Auerstedt an den Tag gelegt hatten – als eine preußische Festung nach der anderen kampflos kapitulierte und der Berliner Stadtkommandant nicht Widerstand, sondern Ruhe zur ersten Bürgerpflicht erklärt hatte. Er findet dafür klare Worte:

> „Eine Regierung also, die nach verlorener Hauptschlacht nur daran denkt, das Volk schnell in das Bette des Friedens steigen zu lassen und übermannt von dem Gefühl einer großen fehlgeschlagenen Hoffnung, nicht mehr den Mut und die Lust in sich fühlt, alle Kräfte anzuspornen, begeht in jedem Fall aus Schwäche eine große Inkonsequenz und zeigt, daß sie des Sieges nicht würdig und eben deswegen vielleicht auch gar nicht fähig war.“[611]

Clausewitz’ am Anfang des 19. Jahrhunderts zu Papier gebrachten Überlegungen zum Kleinen Krieg und zum Volkskrieg sind seitdem von ganz unterschiedlichen politischen und militärischen Akteuren aufgegriffen worden.

Linke Revolutionäre adaptierten seine Ideen für den auch mit gewaltsamen Mitteln geführten Klassenkampf. Engels und Lenin gingen wie Clausewitz davon aus, dass der Volkskrieg nur im Verbund mit einer regulären Armee

609 Ebd., (VI.26.) S. 804f.
610 Ebd., (VI.26.) S. 805.
611 Ebd., (VI.26.) S. 806.

erfolgreich geführt werden könne. Dementsprechend bildeten die Partisanen des Russischen Bürgerkrieges 1917-1922 und die sowjetischen Partisanen des Zweiten Weltkrieges immer nur ein Element der bolschewistischen bzw. sowjetischen Kriegführung, deren zentraler Faktor stets die Rote Armee blieb.[612]

Mao, der Clausewitz ebenfalls aufmerksam studiert hatte, verfolgte hingegen ein anderes Konzept. Auch ihm war bewusst, dass er den Chinesischen Bürgerkrieg schlussendlich nur mit einer regulären Armee gewinnen könne. Doch in Ermangelung einer solchen und angesichts der konventionellen Übermacht der Kuomintang führte zunächst kein Weg daran vorbei, dass der „revolutionäre Volkskrieg" weitestgehend von Partisanen geführt wurde. Erst als sich nach jahrelangem Kampf das Kräfteverhältnis zugunsten der chinesischen Kommunisten verändert hatte, erfolgte die Transformation der Partisanenverbände zu einer regulären Armee, welche den Sieg im Bürgerkrieg dann auf weitgehend konventionelle Weise besiegelte.

Eine ähnliche Transformation erfuhren die bewaffneten Kräfte der Vietminh im Indochinakrieg 1946-1954. Im Vietnamkrieg 1955-1975 kämpfte die Guerilla des Vietcong dann nicht allein mit der politischen und materiellen Unterstützung aus Nordvietnam, sondern bald auch im engen Verbund mit der nordvietnamesischen Armee.

Die Castrische Guerilla und ihr Theoretiker „Che" Guevara verfolgten demgegenüber ein reines Guerilla-Konzept. Hier erfolgte die Transformation der Guerilla zu regulären Streitkräften daher erst nach dem Sieg der Revolution 1959.[613]

Gänzlich anders gestaltete sich die rechtsradikale bzw. nationalsozialistische Rezeption des Clausewitzschen Volkskriegskonzeptes. Hier berauschte man sich zwar frühzeitig am emphatischen Duktus der „Bekenntnisdenkschrift", welche mit der irrational-aktionistischen Rhetorik der NS-Ideologie gut kompatibel war. Bedeutung für die NS-Kriegführung erlangte das Konzept jedoch erst, als nach fünf Jahren Krieg die personellen, materiellen und vor allem die moralischen Ressourcen des Deutschen Reiches bereits erkennbar erschöpft waren.

So fand der Volkskrieg vor allem in der Propaganda statt. Der Anfang 1945 in die Kinos kommende Film „Kolberg" von Veit Harlan (1899-1964) suchte durch Verweis auf die erfolgreiche Verteidigung Kolbergs 1807 und den Befreiungskrieg 1813/14 den Widerstands- und Durchhaltewillen der deutschen Bevölkerung zu stärken, stieß aber zu diesem Zeitpunkt nur noch

612 Vgl. Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 225-231.

613 Souchon, 21. Jahrhundert (wie Anm. 19), S. 133.

auf geringe Resonanz. Der bereits zuvor im Herbst 1944 aufgebotene Volkssturm suggerierte mit seinem Namen zwar Volkskrieg. Tatsächlich war diese Truppe, deren Ausbildung, Ausrüstung und Motivation gleichermaßen dürftig waren, jedoch für einen weitestgehend konventionellen infanteristischen Einsatz vorgesehen. Guerilla-Merkmale wies lediglich der „Werwolf“ auf, der als von der SS organisierte geheime Widerstandsbewegung Anschläge und Sabotageakte verüben sollte. Obschon dessen Umfang und Aktivitäten sehr überschaubar waren, wurde er von der Goebbels-Propaganda als spontane Untergrundbewegung der deutschen Bevölkerung in den von den Alliierten besetzten deutschen Gebieten dargestellt. Das wirkte zwar insofern, als dass es für temporäre Beunruhigung bei den späteren Siegermächten sorgte. Insgesamt blieb der Volkskrieg hier jedoch lediglich eine Fiktion.

Umso mehr wurde die Kriegspraxis seit dem Zweiten Weltkrieg durch Spielarten des Kleinen Krieges bzw. des Volkskrieges geprägt. Das zeigte sich zunächst in den Dekolonisationskriegen der 1950er und frühen 1960er Jahre, den im Spannungsfeld des Kalten Krieges ausgetragenen Bürgerkriegen in Ländern der „Dritten Welt“ während der 1970er und 1980er Jahre sowie schließlich in den durch Staatszerfall und Erstarken privater Gewaltunternehmer gekennzeichneten „neuen Kriegen“ seit etwa 1990.

Clausewitz’ Konzepte wirkten darin zwar – etwa vermittelt über die Schriften von Lenin und Mao – allenfalls indirekt. Gleichzeitig wiesen bzw. weisen diese Kriege aber immer noch Phänomene und Probleme auf, wie sie Clausewitz bereits in seinen Schriften zum Kleinen Krieg und zum Volkskrieg thematisiert hatte. Zusammen mit seinen Überlegungen zum Verhältnis von Politik und Kriegführung sowie den in der „wunderlichen Dreifaltigkeit“ zusammenwirkenden „Tendenzen“ können diese Schriften daher nicht nur zur historischen Einordnung, sondern auch zur Analyse und zum besseren Verständnis des Kriegsgeschehens der zweiten Hälfte des 20. und des frühen 21. Jahrhunderts einen signifikanten Beitrag leisten.

KAPITEL 11

Die Clausewitz-Rezeption im 19. und 20. Jahrhundert

Die Rezeptionsgeschichte des Clausewitzschen Werkes ist seit den 1960er Jahren relativ breit erforscht worden. Sie bildet inzwischen ein eigenständiges Feld der Clausewitz-Forschung. Den wahrscheinlich besten Überblick bietet derzeit aber immer noch der bereits 1972 entstandene umfangreiche Aufsatz von Werner Hahlweg „Das Clausewitzbild einst und jetzt", welcher seiner Edition des Clausewitzschen Hauptwerkes vorangestellt wurde.[614]

Hinzu kommt eine Reihe von Spezialstudien. Für die Rezeption in Deutschland bis 1918 bzw. 1945 sind die Arbeiten von Ulrich Marwedel und Jehuda Wallach hervorzuheben. Olaf Rose untersuchte die Wirkungsgeschichte des Clausewitzschen Werkes in Russland und der Sowjetunion, während Christopher Bassford eine entsprechende Studie für den anglo-amerikanischen Raum vorgelegt hat.[615]

Im Kontext des Kalten Krieges wurde auch dem Clausewitzschen Einfluss auf die Entwicklung der marxistischen bzw. marxistisch-leninistischen Militärtheorie relativ große Aufmerksamkeit gewidmet.[616] Mit dem Ende der bipolaren Weltordnung wurde dann verstärkt die Frage diskutiert, welche Rolle die Clausewitzsche Theorie angesichts der vermeintlich „neuen Kriege" noch spielen würde.[617] In diesem Zusammenhang setzten sich mehrere

614 Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 1-168. Vgl. auch: Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11).

615 Ulrich Marwedel, Carl von Clausewitz. Persönlichkeit und Wirkungsgeschichte seines Werkes bis 1918, Boppard am Rhein 1978. Wallach, Dogma (wie Anm. 135). Rose, Russland (wie Anm. 410). Christopher Bassford, Clausewitz in English. The reception of Clausewitz in Britain and America, 1815-1945, New York, Oxford 1994.

616 Clemente Ancona, Der Einfluß von Clausewitz' „Vom Kriege" auf das marxistische Denken von Marx bis Lenin. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980. Werner Hahlweg, Lenin und Clausewitz. Ein Beitrag zur politischen Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980. Kondylis, Theorie (wie Anm. 22). Rose, Russland (wie Anm. 410) sowie Meinhard Maass, Das Clausewitzbild der DDR, Würzburg 1981.

617 Christian Millotat, Carl von Clausewitz und sein Einfluss auf Politiker und Soldaten von heute, Wien 2005.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_013

Autoren kritisch mit den Thesen von John Keegan und Martin von Creveld zu Clausewitz auseinander.[618]

Doch selbst die eigentliche Clausewitz-Forschung stellt sich bei Lichte betrachtet immer auch als Rezeptionsforschung dar, werden hier doch die bereits vorliegenden Arbeiten zu Leben und Werk des Protagonisten mehr oder weniger ausgiebig analysiert und diskutiert. Dementsprechend bieten praktisch alle größeren Werke über Clausewitz und seine Theorie auch detaillierte Informationen zu deren Rezeptionsgeschichte.[619]

Mitunter gibt es aber auch Arbeiten, die vorgeben sich mit Clausewitz zu beschäftigen, dann aber tatsächlich der Geschichte seiner durch vielfach einseitige oder gar fehlerhafte Deutungen gekennzeichneten Rezeption gewidmet sind. Ein mahnendes Beispiel bietet in dieser Hinsicht „Clausewitz lesen! Eine Einführung" von Beatrice Heuser.[620] Selbst zentrale Axiome der Clausewitzschen Theorie werden darin allenfalls stark verkürzt wiedergegeben. Umso größeren Raum nehmen dafür die Deutungen der Clausewitz-Interpreten ein. Diese werden von der Autorin jedoch weitgehend ohne kritische Einordnung präsentiert und obendrein noch mit ihrer eigenen, verkürzten Clausewitz-Deutung vermengt. Gerade bei der für „Einführungen" zu erwartenden, mit dem Gegenstand noch nicht vertrauten Leserschaft sind auf diese Weise mindestens Verwirrung, wenn nicht gar gravierende Fehlperzeptionen vorprogrammiert. Als Einführung in die Clausewitzsche Theorie ist Heusers Buch daher denkbar ungeeignet.

Somit bleibt an dieser Stelle vorläufig festzuhalten, dass die Rezeptionsgeschichte des Clausewitzschen Werkes zwar bei weitem noch nicht global umfassend, aber doch zumindest im Hinblick auf Europa und Nordamerika bereits relativ gut erforscht worden ist. Das vorliegende Kapitel hat daher auch nicht die Aufgabe, der Rezeptionsforschung neue Impulse zu verleihen. Stattdessen wird es lediglich darum gehen, die grundlegenden Tendenzen und Probleme der Clausewitz-Rezeption in den letzten zwei Jahrhunderten in einem knappen Überblick zusammenzufassen.

Das Erscheinen der „Hinterlassenen Werke" zwischen 1832 und 1837 stieß in den deutschsprachigen Militärfachzeitschriften auf eine überwiegend positive Resonanz. Bereits der erste Band von „Vom Kriege" wurde 1832 mit Rezensionen in der „Allgemeinen Militair-Zeitung" und der „Militair-Literatur-Zeitung"

618 Vgl. Klaus Jürgen Gantzel, Der unerhörte Clausewitz. Zur Korrektur gefährlicher Irrtümer – eine notwendige Polemik, Hamburg 2001. Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14).

619 Das wird vor allem deutlich bei Aron, Clausewitz (wie Anm. 12). Vgl. außerdem: Kondylis, Theorie (wie Anm. 22). Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14). Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15).

620 Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12).

bedacht. Das Buch wurde als „Quelle reichhaltiger Belehrung“ gewürdigt. Clausewitz' Sprache wurde allerdings als zwar „gediegen, aber nicht populär“ eingeschätzt.[621]

In der Folge entwickelten sich Clausewitz' Freund und Kollege von der Allgemeinen Kriegsschule Major Carl von Decker (1784-1844), der Leiter der „Militair-Literatur-Zeitung“ Johann Ludwig Blesson (1790-1861) sowie der sächsische Hauptmann Karl Eduard von Pönitz (1795-1858) zu frühen Multiplikatoren der Clausewitzschen Theorie. Blossom und Decker veröffentlichten dazu unter dem Titel „Aphorismen über den Krieg und die Kriegführung“ zwischen 1833 und 1835 Textproben aus „Vom Kriege“, welche in der „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges“ erschienen. Mit seinen 1841-1845 in mehreren Bänden publizierten und 1854 erneut aufgelegten „Militärische[n] Briefe[n] eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde“ ging Pönitz einen ähnlichen Weg.[622]

Allerdings wurde auch frühzeitig grundsätzliche Kritik geäußert. So bescheinigte der zu dieser Zeit als führende militärtheoretische Autorität geltende Antoine Henry Jomini 1837 Clausewitz eine allzu „ausschweifende Feder“ und befand, dass „Vom Kriege“ „zu manierirt für eine didaktische Diskussion“ sei.[623]

Vor allem die letztgenannte Bemerkung war typisch für die Clausewitz-Rezeption bis Mitte des 20. Jahrhunderts einerseits und die Erwartungen an ein kriegstheoretisches Werk andererseits. Wie Raymond Aron es treffend formulierte, ist Clausewitz ein Jahrhundert lang „gelesen worden, wie er es fürchtete, von Männern, die Rezepte, fertige Formeln suchten, und nicht von Männern, die dabei lernten, den Krieg zu denken.“[624]

So nimmt es nicht wunder, wenn in der Offizieraus- und weiterbildung des 19. Jahrhunderts vorzugsweise die Schriften von Jomini oder im deutschsprachigen Raum auch die von Karl Wilhelm von Willisen (1790-1879) genutzt wurden, welche ihren Lesern relativ klare Regeln in leicht fasslicher Form präsentierten.[625]

Antulio J. Echevarria verweist in diesem Zusammenhang auf die mit Clausewitz' Darstellungsmethode verbundenen Verständnisbarrieren. Mit ihrem Wechselspiel „between pure logic and practical reason“ setzte sie zumindest Grundkenntnisse der Kantischen Philosophie voraus. Darüber

621 Marwedel, Clausewitz (wie Anm. 615), S. 108-112.
622 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 99.
623 Ebd., S. 101.
624 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 321.
625 Ebd., S. 251.

verfügten aber unter seinen Offizierskollegen lediglich die relativ wenigen Absolventen der Allgemeinen Kriegsschule.[626]

Als dann 1858/59 mit der Umgründung der Kriegsschule zur Preußischen Kriegsakademie das Fach „Logik" abgeschafft wurde, hatte dies zweierlei zur Folge.[627] Zum einen wurde nun selbst der künftigen Elite des preußischen Offizierkorps der entscheidende Schlüssel zum Verständnis der Clausewitzschen Theorie nicht mehr vermittelt. Zum anderen begünstigte dieser Schritt die ohnehin bereits bestehenden technokratischen Tendenzen im preußischen Heer.

Zugespitzt formuliert führte dies dazu, dass die an der Kriegsakademie herangebildeten Generalstabsoffiziere zwar wahre Meister in der Planung und Durchführung militärischer Operationen wurden, aber immer weniger in der Lage waren, den Krieg umfassend zu denken. Seinen deutlichsten Ausdruck fand dieser Umstand schließlich darin, dass Deutschland 1914 nicht mit einem wirklichen Kriegsplan, sondern lediglich mit einem vordergründig virtuos anmutenden, aber bei Lichte betrachtet kaum realistischen Operationsplan in den Ersten Weltkrieg zog.

Unter diesen Umständen blieb die Reichweite des Clausewitzschen Hauptwerkes zunächst überschaubar. Erst nach Erscheinen der zweiten Auflage wurde seine Bedeutung ab 1853 langsam anerkannt. So zeigte sich der Rezensent der „Militair-Literatur-Zeitung" 1853 davon überzeugt, dass „Vom Kriege" anders als die in ihrer Zeit vielgelesenen „ephemeren Schriften" zwar erst allmählich die Anerkennung finden wird, die es verdient, dafür aber noch „viele Auflagen erleben und auch noch in alle Sprachen übersetzt werden" wird.[628] Der Rezensent der „Preußischen Wehr-Zeitung" äußerte sich ein Jahr später geradezu enthusiastisch:

> „Die Gedanken des Generals von Clausewitz sind aber so klar, seine Entwicklungen so scharf und logisch, die aufgestellten Lehren so einfach und das ‚Vom Kriege', wie der bescheidene Titel lautet, gegebene Bild so wahr und erschöpfend, daß die Lektüre des Werkes notwendig zum Studium werden muß, so wie dieses unbedingt den entschiedensten Einfluß auf jeden Offizier ausgeübt haben wird."[629]

626 Echevarria, Clausewitz (wie Anm. 6), S. 49. Übersetzung: „zwischen reiner Logik und praktischer Vernunft".

627 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 112.

628 Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 1. ephemer=flüchtig, nur kurzzeitig bestehend.

629 Zitiert nach: Ebd., S. 55.

Diese Prognose war freilich etwas zu optimistisch. Immerhin erhöhte sich aber der Bekanntheitsgrad von Clausewitz in den folgenden Jahren erheblich. Dies darf jedoch nicht mit der inhaltlichen Kenntnis seines Werkes verwechselt werden. Dementsprechend konstatierte der Militärschriftsteller und ehemalige preußische Offizier Wilhelm Rüstow (1821-1878) im Jahr 1867: „Clausewitz wird viel genannt, ist aber wenig gelesen; wir haben selbst sehr viele seiner unbedingten Anhänger gefunden, die kaum die Vollständigkeit seines Hauptwerkes vermißten."[630]

Clausewitz und sein Werk „Vom Kriege" wurden auf diese Weise frühzeitig zu einer Projektionsfläche der vom militärischen Zeitgeist geprägten Vorstellungen seiner Interpreten. Dieser Prozess begann letztlich bereits mit der Edition des Hauptwerkes und fand seinen ersten offensichtlichen Ausdruck in den Veränderungen, welche Maries Bruder Friedrich Wilhelm von Brühl in Vorbereitung der 2. Auflage am Text vornahm.[631]

Seinen Höhepunkt erreichte er jedoch nach den preußisch-deutschen Siegen in den drei Einigungskriegen. Nachdem Moltke d. Ä. bekannt hatte, dass er Clausewitz gelesen habe, galt „Vom Kriege" nun gleichsam als „Lehrbuch" für die Siege von Königgrätz und Sedan. Die Folge war, dass Clausewitz nach 1871 eine deutlich erhöhte Aufmerksamkeit nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland erfuhr.[632]

Bereits 1873 erklärte das Militär-Wochenblatt Clausewitz zur „ersten militärwissenschaftlichen Autorität" und konstatierte: „Die frühere mathematische Auffassungsweise wie die mystische Terrainweisheit hat Clausewitz' unerbittliche Kritik zerstört."[633] Das war ganz im Sinne Moltkes, der den „positiven Lehren" Jominis oder Willisens skeptisch gegenüberstand und Strategie nicht als regelbasiert, sondern als ein „System von Aushilfen" begriff. Dementsprechend förderte er die Beschäftigung mit Clausewitz. So sollte der Verstand geschärft und das Urteilsvermögen erzogen werden.[634]

Die Moltke-Epigonen taten sich jedoch mit Clausewitz' betrachtender Theorie einigermaßen schwer. Sie wünschten sich eine geschlossene Kriegslehre, die möglichst eindeutige Antworten auf praktische Fragen liefert. Im Einzelfall wurde das auch ganz klar formuliert. So monierte Oberstleutnant

630 Zitiert nach: Ebd., S. 55.

631 Strachan, Dialectics (wie Anm. 123), S. 19. Das bekannteste Beispiel ist die Veränderung im Kapitel 6B des achten Buches über die Rolle des obersten Feldherren im Kabinett. Vgl. Kapitel 7 dieses Buches.

632 Gat, Origins (wie Anm. 35), S. 129f. Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 102f.

633 Zitiert nach Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 57 bzw. Marwedel, Clausewitz (wie Anm. 615), S. 119.

634 Ebd., S. 131 und 139.

Reinhold Wagner 1880 in der Deutschen Literatur-Zeitung an „Vom Kriege“ das Fehlen eines „Systems“ und warf Clausewitz vor, „ohne Plan“ geschrieben zu haben. Stattdessen wünschte er sich eine Art „Lehrbuch“.[635]

Eine ähnliche Haltung legte selbst Oberst Wilhelm von Scherff an den Tag. Als Herausgeber der 1880 erschienenen 4. Auflage von „Vom Kriege“ fungierte Scherff als gleichsam amtlicher Clausewitz-Interpret, was ihm auch den Ruf eintrug, ein Kenner des Clausewitzschen Werkes zu sein. Im Gegensatz etwa zu den profilierten Militärschriftstellern Ferdinand von Meerheimb (1823-1882) und Rudolf von Caemmerer (1845-1911) stand Scherff jedoch elementaren Aussagen des Clausewitzschen Werkes weitgehend verständnislos gegenüber. Auch bei ihm herrschte die nach 1871 im deutschen Offizierkorps typische, primär handwerkliche Sicht auf Krieg und Militär vor.[636]

Dementsprechend vermisste er klare Regeln, lehnte das Primat der Politik ab und vertrat die Ansicht, dass die Einmischung der Politik in die Kriegführung „immer ein Verderb“ sei. Clausewitz’ Erkenntnis, dass die Verteidigung die stärkere Form der Kriegführung sei, wurde von ihm als „Missverständnis“ abgetan. Wie viele seiner Zeitgenossen setzte er Defensive mit Passivität gleich und propagierte den unbedingten Vorrang der Offensive. Dementsprechend beklagte er auch, dass Clausewitz’ siebtes Buch über den Angriff lediglich in Skizzenform vorlag und allzu kurz geraten sei. Allerdings konnte er Clausewitz’ Aussagen zur abnehmenden Kraft und zum Kulminationspunkt des Angriffs ebenfalls nicht viel abgewinnen und zweifelte an deren Richtigkeit.[637]

Während das Verständnis für Clausewitz’ Methode und seine Überlegungen zum Verhältnis von Politik und Kriegführung nach 1871 eher ab- als zunahm, gehörte es immer mehr zum guten Ton, seinen Namen im Munde zu führen und sich auf ihn zu berufen. Clausewitz diente auf diese Weise primär als Legitimationsressource für das merklich gewachsene Selbstbewusstsein des preußisch-deutschen Generalstabes.

Dementsprechend gab sich Generalstabschef Alfred von Schlieffen (1833-1913) in seiner Einführung zur 1905 erschienenen 5. Auflage von „Vom Kriege“ vordergründig als Clausewitz-Schüler. Allerdings distanzierte er sich von dessen „philosophische[r] Betrachtungsweise“, welche „den heutigen Leser nicht immer anmutet“. Stattdessen betonte er: „Der dauernde Wert des Werkes

635 Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 61.

636 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 111.

637 Zitiert nach: Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 110. Wallach, Dogma (wie Anm. 135), S. 43f und 203f.

‚Vom Kriege' liegt neben seinem hohen ethischen und psychologischen Gehalt in der nachdrücklichen Betonung des Vernichtungsgedankens."[638]

Diese Verkürzung bestimmte das Clausewitzbild im deutschen Offizierkorps bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Die Vorstellung von Clausewitz als Vernichtungsapostel und die Betonung des Willens als schlacht- und womöglich gar kriegsentscheidendem Faktor prägten auch die Clausewitz-Rezeption in Frankreich und Großbritannien zu dieser Zeit.

Die Beschäftigung mit seinem Werk war dabei bis zum Ersten Weltkrieg ganz überwiegend eine Domäne des Militärs. Dabei galt, dass Clausewitz um so mehr gepriesen wurde, je weniger man seinen Überlegungen Beachtung schenkte. Davon zeugen nicht zuletzt die von deutschen Generalen verfassten Vorworte der sechs von 1914 bis 1918 erschienenen Auflagen des Hauptwerkes.[639]

Dass zivile Wissenschaftler wie Hans Delbrück (1848-1929)[640] und Friedrich Meinecke (1862-1954) Clausewitz studierten, blieb demgegenüber bis 1914 die Ausnahme. Das änderte sich erst in der Zwischenkriegszeit, als sich die Historiker Hans Rothfels (1891-1976), Walter Elze (1891-1979), Eberhard Kessel (1907-1986) und Karl Linnebach (1879-1961) sowie der Soziologe Walter Malmsten Schering (1883-1954) intensiver mit dem Clausewitzschen Werk beschäftigten. Nun erfuhren auch dessen „politisch-philosophische" Aspekte eine eingehendere Würdigung.[641]

638 Zitiert nach: Wallach, Dogma (wie Anm. 135), S. 104.

639 Das waren die 8. Auflage 1914, die 9.-11. Auflage 1915, die 12. Auflage 1917 sowie die 13. Auflage 1918. Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 110.

640 Hans Delbrück war nicht nur Begründer der modernen deutschen Militärhistoriographie, sondern auch Auslöser des „Strategiestreits", der sich an der Charakterisierung der Kriegführung Friedrichs II. im Unterschied zu der Napoleon I. entzündete. Ausgehend von der eigentlich auf die politischen Zwecke bezogenen „doppelten Art" des Krieges attestierte er Friedrich eine „Ermattungsstrategie" und Napoleon eine „Niederwerfungsstrategie". Dabei vermischte er nicht nur politische und strategische Ebene, sondern auch die „doppelte Art" des Krieges mit den zwei Modellen zum inneren Zusammenhang von Kriegen. (Vgl. Vom Kriege, Kapitel I.1. und VIII.3A. sowie Kapitel 3 des vorliegenden Buches) Das Ergebnis war neben einer beträchtlichen Begriffsverwirrung eine über mehrere Jahrzehnte bis zum Ersten Weltkrieg geführte Auseinandersetzung zwischen dem „Zivilisten" Delbrück und kriegsgeschichtlich tätigen Militärs, die sich gegen die Einstufung ihres Heroen Friedrich II. als Vertreter der „Ermattungsstrategie", die sie wiederum in „matte Strategie" umdeuteten, empört verwahrten und Delbrück die diesbezügliche Kompetenz absprachen. Vgl. zum „Strategiestreit" insgesamt: Hans Delbrück, Geschichte der Kriegskunst. Die Neuzeit: vom Kriegswesen der Renaissance bis zu Napoleon, Hamburg 2008 (= 4), S. 495-501. Sven Lange, Hans Delbrück und der „Strategiestreit". Kriegführung und Kriegsgeschichte in der Kontroverse 1879-1914, Freiburg im Breisgau 1995.

641 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 117.

Die Sichtweise der deutschen Militärs auf Clausewitz und sein Werk war nach 1918 durch eine zunehmende Polarisierung gekennzeichnet. Während Erich Ludendorff bis zur Mitte der 1930er Jahre eine immer schroffere Ablehnung der Clausewitzschen Überlegungen zum Verhältnis von Politik und Kriegführung entwickelte und schließlich deren gänzliche Umkehrung postulierte, plädierte der von 1933 bis 1938 als Chef des Truppenamtes bzw. des Generalstabes des Heeres amtierende General Ludwig Beck (1880-1944) für die Betrachtung der militärischen Fragen im soziopolitischen Kontext. Krieg war dementsprechend für Beck ganz im Clausewitzschen Sinne Fortsetzung der Politik und nicht umgekehrt.[642]

Generaloberst Hans von Seeckt (1866-1936), der die Reichswehr zwischen 1920 und 1926 als Chef der Heeresleitung maßgeblich geprägt hatte, stand gleichsam zwischen diesen Polen. Er erkannte die Clausewitzsche „Formel" zwar vordergründig an, warnte aber davor, dass sie das „wahre[n] Wesen des Krieges mit dem Ziel der Vernichtung des Feindes verdunkelt". Ebenso wie mit seiner Beschreibung des Clausewitzschen Textes als „schwer lesbar" sowie „dunkel und umständlich" bewegte er sich damit noch weitgehend im tradierten Clausewitz-Bild des Kaiserreiches.[643]

Aus nationalsozialistischer Perspektive wurde Clausewitz dann weniger als Theoretiker des Krieges, sondern in erster Linie als Vertreter einer existentiellen Kriegsauffassung gelesen. Dementsprechend stieß hier vor allem seine „Bekenntnisdenkschrift" aus dem Jahr 1812 auf positive Resonanz. Adolf Hitler (1889-1945) hatte diese bereits in seinem 1925 erschienenen Buch „Mein Kampf" erwähnt. „Vom Kriege" hat er aber wahrscheinlich nie gelesen. Weniger denn je dienten die Clausewitzschen Texte als analytische Ressource. Stattdessen wurden sie als Zitatenschatz zur „soldatischen Erziehung" im Sinne der NS-Ideologie verwendet.[644]

Kennzeichnend war aber auch, dass das Primat der subjektiven Politik – anders als durch die deutschen Reichskanzler im Ersten Weltkrieg – im unmittelbaren Vorfeld und während des Zweiten Weltkrieges durch Hitler konsequent durchgesetzt wurde. Befand sich Hitler in dieser Hinsicht im Einklang mit der Clausewitzschen Theorie, so stand seine Kriegführung doch in entscheidenden Punkten im Widerspruch zu dieser. Das betraf zuvörderst die Kluft zwischen den verfolgten unbegrenzten Zwecken und den nur allzu begrenzten Mitteln, die Missachtung des Verhältnisses zwischen Angriff und

642 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 119. Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 111f.
643 Zitiert nach: Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 77.
644 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 21. Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 107.

Verteidigung sowie seine wiederholten dirigistischen Eingriffe auf taktischer Ebene.[645]

Nach dem Zweiten Weltkrieg stellt sich die deutsche Clausewitz-Rezeption dann gleich in doppelter Hinsicht gespalten dar. In der jungen Bundesrepublik knüpfte zunächst die Geschichts- und dann auch die Politikwissenschaft an die zivile Clausewitzforschung der Weimarer Republik an. Aufbauend auf den Arbeiten von Hans Rothfels und Herbert Rosinski entstand so die bis heute in Deutschland prägende liberale Clausewitzdeutung.

Entscheidend befördert wurde diese Entwicklung durch das Erscheinen der von Werner Hahlweg textkritisch edierten 16. Auflage des Clausewitzschen Hauptwerkes 1952. Damit kehrte die Clausewitz-Forschung nicht nur zum Originaltext der 1. Auflage zurück, sondern erhielt auch wesentliche Impulse zur inhaltlichen Auseinandersetzung mir dem Clausewitzschen Werk. In den folgenden vier Jahrzehnten war es ebenfalls Werner Hahlweg, der mit seiner Arbeit als Forscher und Herausgeber der bislang unveröffentlichten Schriften entscheidend zur Herausbildung eines wissenschaftlich fundierten Verständnisses der Clausewitzschen Theorie beitrug.

Die Bundeswehr nahm daran jedoch kaum Anteil. Hier diente Clausewitz – wie gehabt – vor allem als Namenspatron und gelegentlicher Zitatenspender. In der militärakademischen Lehre und Forschung spielte und spielt er demgegenüber so gut wie gar keine Rolle.[646]

In der Nationalen Volksarmee der DDR bot sich ein ähnliches Bild. Clausewitz fungierte auch hier in erster Linie als traditionsstiftende Persönlichkeit. Dabei hatte er nicht nur den Vorzug, zu den preußischen Militärreformern zu gehören. Überdies bot sein Dienst in der russischen Armee und seine Mitwirkung am Zustandekommen der Konvention von Tauroggen Ende 1812 einen willkommenen Ansatzpunkt, die deutsch-sowjetische Waffenbrüderschaft mit einer deutsch-russischen Vorgeschichte auszustatten, um sie dann als historische Tradition propagieren zu können.

Die inhaltliche Auseinandersetzung mit Clausewitz blieb auch hier weitestgehend der zivilen Forschung überlassen. Neben der 1957 von Ernst Engelberg (1909-2010) besorgten und mit einer umfangreichen Einleitung versehenen Edition des Hauptwerkes sind in dieser Hinsicht vor allem die beiden bis heute

645 Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 112. Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 108.

646 Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 114. Eine Ausnahme bildet in dieser Hinsicht Kapitän zur See a. D. Lennart Souchon, der sich als Leiter des Internationalen Clausewitz-Zentrums der Führungsakademie jahrzehntelang für die Nutzbarmachung der Clausewitzschen Theorie als analytische Ressource eingesetzt hat. Vgl. Souchon, 21. Jahrhundert (wie Anm. 19).

unveröffentlichten Qualifikationsschriften von Andrée Türpe hervorzuheben, obschon diese naturgemäß nur eine geringe Reichweite hatten.[647]

Ungleich größeren Einfluss entfaltete dagegen die bereits im 19. und frühen 20. Jahrhundert erfolgte Clausewitz-Rezeption durch die „Klassiker" des Marxismus-Leninismus. Mittelbar beeinflusste Clausewitz auf diese Weise das marxistisch-leninistische Denken über Krieg und Militär, die sowjetische Militärdoktrin und damit auch das militärische Denken in DDR und NVA.[648]

Nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 hatte Friedrich Engels begonnen, sich systematisch mit Militärfragen im Allgemeinen und den Problemen des bewaffneten Aufstandes im Besonderen zu beschäftigten. Dabei wurde er durch den ehemaligen preußischen Artillerieoffizier Joseph Weydemeyer (1818-1866) unterstützt, der ihm neben den Werken Willisens und Jominis auch Clausewitz empfahl.[649]

Auf diese Weise kam er zwischen 1851 und 1853 erstmals mit dem Clausewitzschen Werk in Berührung, wobei ihn zunächst vor allem der Zusammenhang zwischen Krieg und Ökonomie interessierte. Im Winter 1857/58 folgte dann nahezu zeitgleich mit Karl Marx eine eingehendere Lektüre von „Vom Kriege". Hatte er 1853 noch Jomini den Vorzug gegeben, so erkannte er nun in Clausewitz einen kongenialen Geist, der wie er dialektisch dachte. In einem Brief an Marx konstatierte er: „Sonderbare Art zu philosophieren, der Sache nach aber sehr gut." Marx teilte diesen Eindruck offensichtlich, wenn er an Engels schrieb: „Der Kerl hat einen common sense, der an Witz grenzt." Stand Engels der „bürgerlichen" Kriegswissenschaft auch kritisch gegenüber, so erblickte er doch in Clausewitz – wie er 1888 schrieb – „einen Stern erster Größe".[650]

Anders als Engels las Wladimir Iljitsch Lenin Clausewitz nicht als Militärsachverständiger, sondern als Politiker. Anders als bei Marx und Engels ist

---

647 Ernst Engelberg, Carl von Clausewitz in seiner Zeit. In: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Hrsg. von Ernst Engelberg, Berlin 1957. Andrée Türpe, Carl Philipp Gottfried von Clausewitz, ein Philosoph des Krieges, eine Analyse seiner philosophischen Position, Berlin 1977. Andrée Türpe, Die Theorie von Clausewitz in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Epoche, Berlin 1986.

648 Zum Clausewitz-Bild in der DDR insgesamt vgl. Andrée Türpe, Der vernachlässigte General? Das Clausewitz-Bild in der DDR, Berlin 2020. Die marxistisch-leninistische Clausewitz-Rezeption beeinflusste auch Mao, der sich auf Basis der 1910 erschienenen chinesischen Ausgabe Ende der 1930er Jahre intensiv mit dem Clausewitzschen Hauptwerk beschäftigt hatte. Eine erste japanische Übersetzung war bereits im Jahr 1903 veröffentlicht worden. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 283.

649 Schössler, Ideengeschichte (wie Anm. 22), S. 330.

650 Ancona, Einfluß (wie Anm. 616), S. 563f. Zitiert nach: Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 113.

Lenins Clausewitz-Lektüre auch inhaltlich gut dokumentiert. Zwar hatte er wahrscheinlich bereits um 1900 über Schriften von Engels und Franz Mehring (1846-1919) mit Clausewitz erste Bekanntschaft gemacht. Ein eingehenderes Studium seines Werkes ist aber erst für das Jahr 1915 belegt.

Zu dieser Zeit befand sich Lenin im schweizerischen Bern im Exil, wo er Gelegenheit zu umfangreichen Literaturstudien hatte. In der Stadt- und Hochschulbibliothek Bern las er in der Erstausgabe von „Vom Kriege" und fertigte in einem Notizbuch – der „тетрадка" (Tetradka) – ein umfangreiches Exzerpt an, bei dem er die in Deutsch niedergeschriebenen Textauszüge mit Kommentaren in russischer Sprache versah. 1923 bereits in der Parteizeitung „Prawda" und dann 1930 in seiner Werksausgabe veröffentlicht, wurde die „тетрадка" zu einem Schlüsseldokument der sowjetischen Clausewitz-Rezeption, welches das sowjetische und das marxistisch-lenistische Denken über Krieg und Militär bis weit in die 1980er Jahre hinein nachhaltig prägen sollte.[651]

Lenin interessierte sich bei seiner Clausewitz-Lektüre vor allem für das Verhältnis von Krieg und Politik, die moralischen Größen sowie die Dialektik von Angriff und Verteidigung. Besonderen Stellenwert hatten das erste und das achte Buch und hier vor allem das Kapitel 6B „Der Krieg ist ein Instrument der Politik."[652]

Werner Hahlweg attestiert Lenin, dass dieser „als erster die so bedeutsame politische Seite des Werkes ‚Vom Kriege' herausstellte und damit seiner Zeit in der C.[lausewitz]-Interpretation um Jahrzehnte voraus war."[653]

Das lag wie Panajotis Kondylis pointiert ausführt, vor allem daran, dass Lenin sich angesichts der kriegerischen Aktivitäten des Zarenreiches im frühen 20. Jahrhundert bereits vor seiner Clausewitz-Lektüre im Hinblick auf das Verhältnis von Politik und Krieg die gleichen Fragen gestellt hatte wie dieser.

> „Mit Clausewitz teilt Lenin zwei zentrale Annahmen: erstens, daß sich Politik und Krieg unter dem Oberbegriff des Konfliktes oder des Kampfes subsumieren lassen, weshalb auch Politik nicht eo ipso mit ‚Mäßigung'

651 Hahlweg, Lenin (wie Anm. 616), S. 597. Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 126. Deutsche Ausgabe: Wladimir Iljitsch Lenin, Clausewitz' Werk „Vom Kriege". Auszüge und Randglossen, Berlin 1957.

652 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 386f. Aron gibt hier einer detaillierte Inhaltsanalyse und verweist auf Auszüge aus den Kapiteln I.1. und 2., II.2., 3., 6., III.5., 6., V.3. und 4., VI.2., 3., 6. und 9., einzelne Notizen aus dem VII. Buch sowie die Übernahme wesentlicher Aspekte aus den Kapiteln VIII.2., 3., 5., 6. und 9.

653 Werner Hahlweg, Clausewitz, Carl Philipp Gottlieb von, in: Neue Deutsche Biographie 3 (1957), online unter: https://www.deutsche-biographie.de/pnd11852111X.Html (Stand 30.08.2020).

> gleichzusetzen, sondern das Unterscheidungsmerkmal zwischen Politik im Frieden und Politik im Krieg ausschließlich im Nicht-Gebrauch oder im Gebrauch von militärischer bzw. organisierter Gewalt zu suchen ist; und zweitens, daß der Primat der Politik keine maßgebliche Wirkung von subjektiven Ansichten und Zielsetzungen bei der Auslösung und Leitung von Kriegen, sondern vielmehr den absoluten Vorrang der allgemeinen gesellschaftlichen und geschichtlichen Verhältnisse, also den Vorrang des objektiven Politikbegriffs vor dem subjektiven bedeutet."[654]

Der Unterschied zwischen Krieg und Frieden ergibt sich folglich nicht aus dem Gegensatzpaar Konflikt und Konfliktlosigkeit, sondern aus dem Gegensatz von Gewalt und Gewaltlosigkeit. Krieg ist dabei die Fortsetzung der bereits im Frieden betriebenen Politik mit gewaltsamen Mitteln. Im Unterschied zu Clausewitz betrachtet Lenin Staaten und Völker aber nicht als Monolithen, sondern als sozial differenziert. Für ihn bestimmt die herrschende Klasse die Politik, deren Klassencharakter auch den Charakter des Krieges bestimmt.[655]

Mit Blick auf den Ersten Weltkrieg heißt das für Lenin, dass die von den herrschenden Klassen der europäischen Großmächte vor 1914 betriebene imperialistische Politik dessen Charakter als imperialistischer Krieg bedingte, an dessen Ende dann – so nicht die erfolgreiche proletarische Weltrevolution dazwischen käme – wiederum auch nur ein imperialistischer Frieden stehen konnte.[656]

Bei seiner Clausewitz-Lektüre war jedoch auch Lenin keineswegs vor Fehlperzeptionen gefeit. Angesichts seiner im gleichen Zeitraum erfolgenden intensiven Beschäftigung mit Hegel, gelangte er zu dem Eindruck, dass die dialektischen Elemente des Clausewitzschen Werkes auf den Einfluss Hegels zurückzuführen seien. Bestärkt wurde er darin wahrscheinlich durch einen im Winter 1914/15 in der Zeitschrift „Die Neue Zeit" erschienenen Aufsatz von Franz Mehring, indem dieser bei Clausewitz zwar nicht die Sprache, aber doch den Geist Hegels erkannt haben wollte.[657]

Dieser eher beiläufig notierte Eindruck sollte in der weiteren marxistisch-leninistischen Clausewitz-Rezeption nachhaltige Wirkung entfalten. Denn alsbald wurde er wie Kondylis anmerkt „mit systematischer Gründlichkeit" aufgebläht und zu „eine[r] ideologisch motiviert[en] geistesgeschichtliche[n]

654 Kondylis, Theorie (wie Anm. 22), S. 244.
655 Ebd., S. 246f.
656 Ebd., S. 248.
657 Ebd., S. 249. Kondylis vermutet, dass Mehrings Einschätzung auf das 1911 erschienene Buch von Paul Creuzinger „Hegels Einfluss auf Clausewitz" zurückgeführt werden könnte.

und philosophische[n] Fiktion" gemacht. In der Folge wurde die Behauptung, das Clausewitzsche Werk sei durch die Hegelsche Dialektik geprägt worden, zum gleichsam kanonisierten Bestandteil der marxistisch-leninistischen Clausewitz-Deutung.[658]

Neben der Leninschen und der marxistisch-leninistischen Clausewitz-Rezeption speiste sich das Clausewitz-Bild in der Sowjetunion außerdem aus der russischen Beschäftigung mit Clausewitz vor 1914. Der früheste und gleichzeitig bedeutendste Clausewitz-Multiplikator ist dabei General der Artillerie Nikolai Wassiljewitsch von Medem (1795-1870), welcher als Professor für Taktik und Geschichte der Kriegskunst an der Petersburger Militärakademie tätig war. Medem hatte sich bereits unmittelbar nach seinem Erscheinen mit dem Clausewitzschen Hauptwerk beschäftigt und dessen Vorzüge gegenüber dem Mainstream der zeitgenössischen Kriegstheorie klar erkannt. In seiner 1836 erschienenen „Übersicht der berühmtesten Regeln und Systeme der Strategie" räumte er Clausewitz daher einen besonders breiten Raum ein und thematisierte diesen auch in seinen Lehrveranstaltungen.[659]

Bis zum Ende der 1850er Jahre legten Michail Iwanowitsch Bogdanowitsch und Ludwig Iwanowitsch Zeddeler außerdem erste auszugsweise Übersetzungen des Clausewitzschen Hauptwerkes sowie eine Reihe von Aufsätzen über Clausewitz und dessen Theorie vor, die ebenfalls Eingang in die Lehre der Militärakademie fanden. Auf diese Weise wurde Russland zum ersten Land, wo Clausewitz' Theorie Bestandteil der Offizieraus- bzw. weiterbildung geworden ist.[660]

Allerdings blieb die Reichweite der frühen russischen Clausewitz-Rezeption auf die relativ wenigen Absolventen der Militärakademie beschränkt, während bei Hofe und der Masse des russischen Offizierkorps weiterhin Jomini als die führende militärtheoretische Autorität galt. Bis zum Ersten Weltkrieg wurde das Clausewitz-Bild dann zunehmend durch übersetzte Werke der zeitgenössischen deutschen Militärpublizistik geprägt, so dass die Auseinandersetzung mit dem Clausewitzschen Werk selbst nur noch oberflächlich erfolgte. Das Erscheinen der ersten russischen Übersetzung von „Vom Kriege" 1902 vermochte daran nicht viel zu ändern.[661]

Eine grundlegende Wende in der russischen Clausewitz-Rezeption resultierte erst wieder aus Lenins Clausewitz-Lektüre und der Veröffentlichung

658 Ebd., S. 250. Das trifft auch auf die in der DDR entstandenen Werke von Engelberg und Türpe zu.

659 Rose, Russland (wie Anm. 410), S. 32-34.

660 Ebd., S. 47-50.

661 Ebd., S. 51 und 60f.

der „тетрадка“. Beides führte nicht nur dazu, dass Funktionäre der Bolschewiki mit den Gedanken von Clausewitz in Berührung kamen, gleichzeitig reaktivierten auch die beim Aufbau der Roten Armee beteiligten „bürgerlichen Militärspezialisten“ ihre Clausewitz-Expertise. Offiziere wie Generalmajor Alexander Andrejewitsch Swetschin (1878-1938) und der spätere Marschall der Sowjetunion Boris Michailowitsch Schaposchnikow (1882-1945) hatten sich bereits vor der Oktoberrevolution intensiv mit Clausewitz beschäftigt und nahmen nun nachhaltigen Einfluss auf die Entwicklung der sowjetischen Militärwissenschaft und Doktrin.[662]

1932/33 erschien eine Neuübersetzung des Hauptwerkes, welche in rascher Folge bis 1941 vier weitere Auflagen erlebte. Hinzu kamen gekürzte Ausgaben in weißrussischer und ukrainischer Sprache.[663]

Mit Ende des Zweiten Weltkrieges geriet Clausewitz jedoch in Misskredit. Nun wurde sein „bürgerlicher Idealismus“ gerügt und er wurde zum geistigen Urheber der gescheiterten deutschen Blitzkriegsdoktrin erklärt. Wie Hew Strachan hervorhebt, waren es vor allem drei Umstände die gegen Clausewitz sprachen. Er war Deutscher. Das deutsche Militär war für zwei Weltkriege verantwortlich und hatte beide verloren.[664]

Der sowjetische Diktator Josef Wissarionowitsch Stalin (1878-1953) höchstselbst erklärte Clausewitz für überholt und kritisierte „zuviel Philosophie und abstrakte Fragestellungen“ in dessen Werk. Stattdessen wurden nun umso mehr die Leistungen der russischen und sowjetischen Militärgeschichte, der Heldenmut ihrer Soldaten und die Weisheit ihrer Feldherren betont.[665]

Erst mit der kurz nach Stalins Tod einsetzenden „Tauwetter“-Periode wurde Clausewitz Mitte der 1950er Jahre wieder rehabilitiert. Die Konstellation des Kalten Krieges und die Existenz von Kernwaffen warfen nun immer drängender die Frage auf, in welchem Verhältnis Politik und Krieg künftig stehen würden. Die sich daraus ergebende Diskussion um die weitere Gültigkeit der „Formel“ führte im Endeffekt zu einer Clausewitz-Renaissance in der sowjetischen Militärwissenschaft.

Werner Hahlweg gelangte daher Ende der 1960er Jahre zu dem Schluss: „Wohl nirgends hat Clausewitz bisher so nachhaltigen Einfluß ausgeübt oder derart die Geister angeregt wie in der Sowjetunion.“[666]

662 Ebd., S. 138f.
663 Ebd., S. 189-192.
664 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 21.
665 Zitiert nach: Rose, Russland (wie Anm. 410), S. 207-212.
666 Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 115.

Im Vergleich zur russisch-sowjetischen ist die westeuropäische Clausewitz-Rezeption vor allem durch relativ frühzeitige Übersetzungen und eine deutlich umfangreichere publizistische Resonanz gekennzeichnet. So erschienen bereits 1849 und 1854 eine belgische bzw. eine niederländische Übersetzung des Hauptwerkes.[667]

In Frankreich erschien die erste Übersetzung im Jahr 1851. Auf größeres Interesse stieß Clausewitz hier aber erst nach 1871. Französische Offiziere begannen nun in seinen Schriften nach dem Geheimnis der deutschen Siege von 1866 und 1870/71 zu suchen. Ab 1885 wurde Clausewitz in den Lehrplan der Ecole supériere de guerre, der französischen Militärakademie, aufgenommen. Ein Jahr später veröffentlichte Oberstleutnant Marc de Vatry unter dem Titel „Theorie de la grande guerre" eine neuerliche Übersetzung des dritten bis sechsten Buches. Bereits diese Auswahl lässt die Erkenntnisinteressen seiner Interpreten aus dem französischen Militär erahnen. Sie interessierten sich vor allem für militärhandwerkliche Fragen und wenig bis gar nicht für Clausewitz' Kriegsbegriff, sein Theorieverständnis oder gar das Verhältnis von Politik und Kriegführung.[668]

Hauptmann Georges Gilbert (1852-1901) reduzierte dementsprechend in seiner 1890 erschienenen „Etude sur Clausewitz" dessen Theorie vor allem auf drei Prinzipien: größtmögliche Stärke und Konzentration der eigenen Kräfte sowie die Vernichtung der gegnerischen Kräfte im schnellen und direkten Stoß.[669]

Das in den 1890er Jahren einsetzende Napoleon-Revival beförderte auch die Beschäftigung mit Clausewitz als dessen Interpreten. In diesem Zusammenhang ist vor allem Ferdinand Foch (1852-1929) zu erwähnen. Foch lehrte von 1895 bis 1901 an der Ecole supériere de guerre und verankerte Clausewitz fest im Denken des französischen Militärs. Allerdings führte dessen jahrzehntelange Prägung durch die Regelfixierung Jominis dazu, dass Clausewitz nun gleichsam durch die Jominische Brille betrachtet wurde. Im Ergebnis bedingte dies eine auf den Angriffs- und Vernichtungsgedanken sowie die entscheidende Rolle des Willens verkürzte Wahrnehmung der Clausewitzschen Theorie. Foch und sein Schüler Louis de Grandmaison (1861-1915) entwickelten daraus in den folgenden Jahren die Idee der „offensive a outrance", der Offensive bis zum äußersten, welche sie zu allem Überfluss mit einer antiquierten Massenstoßtaktik verbanden. Der britische Militärpublizist John Frederic Charles Fuller (1878-1966) fand für diese Kombination in der Rückschau deutliche Worte:

667 Ebd., S. 100.

668 Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 18f. Marwedel, Clausewitz (wie Anm. 615), S. 236-238.

669 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 14. Marwedel, Clausewitz (wie Anm. 615), S. 239f.

> „Wenn wir Fochs offensive à outrance betrachten, erkennen wir in jeder Hinsicht Clausewitz, nicht den tiefsinnigen Kriegswissenschaftler, sondern einen gewalttätigen Clausewitz. Wir erkennen auch einen in taktischer Hinsicht verrückten Napoleon, denn Foch ignoriert die Waffen seiner eigenen Zeit, während Napoleon seine Schlachten mit den ihm zur Verfügung stehenden Waffen schlug. Und nur die Waffen sollten stets die Taktik bestimmen. Schritt für Schritt folgt Foch angesichts von Magazingewehren und Schnellfeuer-Artillerie Napoleon und dessen Zeit, als wären es noch die Musketen und die Kanonen von Jena und Friedland."[670]

Das eigentliche Problem bestand jedoch darin, dass die „offensive a outrance" 1911 zur offiziellen Doktrin der französischen Armee erhoben wurde. Im August 1914 trug diese maßgeblich zu den hohen Verlusten in den Grenzschlachten bei und brachte Frankreich an den Rand der Niederlage.

Obschon sie die Bedeutung Clausewitz' durchaus anerkannten, taten sich die französischen Militärs dieser Zeit im Allgemeinen sehr schwer damit, seine Gedankengänge zu verstehen. Das bekannte selbst der Clausewitz-Biograph Oberst Hubert Camon, der im Vorwort seines 1911 erschienenen Buches anmerkte:

> „Clausewitz ist der Deutscheste der Deutschen. Ständig hat man bei ihm das Gefühl, im metaphysischen Nebel zu sein. Das Nachdenken über sein Werk wird uns erst möglich, fesselnd und fruchtbar sein, wenn eine nicht wörtliche Übersetzung uns den genauen Sinn in eine französische Form gebracht haben wird."[671]

Analog zu seinem deutschen Kollegen Paul Creuzinger glaubte auch Camon, im Clausewitzschen Werk, den Einfluss Hegels zu erkennen. Während die militärischen Clausewitz-Interpreten über ein allenfalls vordergründiges Verständnis nicht hinauskamen, waren es zivile Forscher wie der Historiker Paul Roques, die Clausewitz' komplexen Gedankengängen eher gerecht werden konnten.

Nach Ansicht von Ulrich Marwedel hat Roques mit seinem 1912 erschienenen Buch „Le general de Clausewitz" nicht nur eine der besten

670 John Frederick Charles Fuller, Die entartete Kunst, Krieg zu führen. 1789-1961, Köln 1964, S. 138.

671 Zitiert nach: Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 719f.

Clausewitz-Biographien vorgelegt, sondern auch „mit der unzutreffenden Behauptung auf[geräumt – CTM], Clausewitz sei direkt von Hegel beeinflußt worden."[672]

Während nach dem Ersten Weltkrieg etwa General Barthélemy Edmond Palat (1852-1931) Clausewitz' Theorie im Allgemeinen und seine Aussagen zum Verhältnis von Politik und Kriegführung sowie Angriff und Verteidigung im Besonderen durch die Kriegsereignisse bestätigt sah,[673] hatten diese nach dem Zweiten Weltkrieg für das französische Militär merklich an Relevanz verloren. General André Beaufre attestierte Clausewitz Anfang der 1960er Jahre „noch ein gewisses Prestige" und erblickte in ihm das „Objekt intellektueller Wallfahrten". Gleichzeitig monierte er aber dessen – aus Beaufres Sicht – verengten Strategiebegriff, welchen er für den Verlauf des Ersten und Zweiten Weltkrieges verantwortlich machte. Für Werner Hahlweg war diese Bewertung aber vor allem ein Indiz dafür, dass Beaufre die Clausewitzsche Methode verkannt hatte.[674]

Unter diesen Bedingungen war es mit Raymond Aron wieder ein ziviler Forscher, der mit seinem 1976 erschienenen fundamentalen Werk „Penser la guerre, Clausewitz" nicht nur der französischen, sondern auch der westlichen Clausewitz-Forschung insgesamt wertvolle Impulse verliehen hat.[675]

In Großbritannien begann die Auseinandersetzung mit Clausewitz erst um 1900. Zwar hatte Generalmajor John Mitchell (1785-1859) „Vom Kriege" bereits 1839 als beispielhafte Darstellung gelobt. Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts bestimmte jedoch die Lehre von Jomini das Denken in der britischen Armee weitestgehend.[676]

Erst im Jahr 1873 legte Oberst James John Graham (1808-1883) die erste englische Übersetzung des Clausewitzschen Hauptwerkes vor, die jedoch zunächst auf nur wenig Interesse stieß. Ab 1889 warb Oberstleutnant George F. R. Henderson (1854-1903) für die eingehendere Beschäftigung mit Clausewitz, den er 1894 – obschon dessen Werk nicht leicht verständlich sei – den „tiefgründigsten aller Schriftsteller über den Krieg" nannte.[677]

---

672 Marwedel, Clausewitz (wie Anm. 615), S. 247. Als Verfasser der ebenfalls 1912 erschienenen Hegel-Biographie „Hegel, sa vie et ses oeuvres" dürfte Roques dafür – anders als Camon und Creuzinger – auch die notwendige Hegel-Expertise besessen haben.

673 Strachan, Dialectics (wie Anm. 123), S. 26.

674 Beaufre, Totale Kriegskunst (wie Anm. 492). Zitiert nach: Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 124f. Zur Problematik von Beaufres Strategie-Begriff vgl. Kapitel 8 des vorliegenden Buches.

675 Deutsch: Aron, Clausewitz (wie Anm. 12).

676 Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 20.

677 Zitiert nach: Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 139f.

Doch erst nach der Jahrhundertwende wuchs allmählich das Interesse am Clausewitzschen Werk. Das lag nicht zuletzt an dem einflussreichen Militärhistoriker Spenser Wilkinson (1853-1937), der 1909 Clausewitz allen britischen Offizieren zur Lektüre empfohlen hatte. Clausewitz biete zwar „keine Anleitung [...] zum praktischen Handeln", dafür helfe er aber „den Krieg seinem Wesen nach zu begreifen". Auch der Marinehistoriker und Seestratege Julian Corbett (1854-1922) hatte Clausewitz gelesen und als Vertreter des kontinentalen Denkens eingeschätzt. In einigen grundsätzliche Fragen adaptierte Corbett jedoch Clausewitzsche Positionen – etwa zur Rolle der Politik oder zum Verhältnis von Angriff und Verteidigung – für seine eigenes maritimes Denken.[678]

Bereits 1908 war die Graham-Übersetzung in zweiter Auflage durch Oberst Frederick Natusch Maude (1854-1933) herausgegeben worden. Maude hatte den Text mit einer Reihe kommentierender Fußnoten und einer Einleitung versehen. Darin zeichnete er das Bild eines hochgerüsteten, bedrohlichen Deutschlands und interpretierte Clausewitz in sozialdarwinistischer Manier. Durch erneute Auflagen 1911, 1918, 1940, 1962 und 1966 prägte diese Graham-Maude-Edition die britische Clausewitz-Rezeption nachhaltig.[679]

Nach den Erfahrungen des Ersten Weltkrieges bildete sie den Ausgangspunkt der britischen „Tradition der Clausewitz-Diffamierung", zu deren bekanntesten Vertretern Basil Henry Liddell Hart, J. F. C. Fuller und schließlich John Keegan wurden.[680] Allen dreien war gemeinsam, dass sie Clausewitz selbst und nicht seine stark verkürzte Rezeption – vor allem im deutschen, aber auch im französischen Militär des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts – für das Gemetzel des Ersten und letztlich auch des Zweiten Weltkrieges verantwortlich machten. Clausewitz wurde so zum Vernichtungsapostel und vermeintlichen „Mastermind" des preußisch-deutschen Militarismus erklärt. Sein Begriff des „absoluten Krieges" wurde nicht als analytisches Instrument im Sinne eines Idealtyps verstanden, sondern als anzustrebendes „Ideal" missdeutet. Schließlich wurde der „absolute" mit dem „totalen Krieg" in eins gesetzt und Clausewitz als dessen angeblicher Vordenker denunziert.[681]

Liddell Hart war nach Ansicht von Raymond Aron „der typischste Anticlausewitzianer" englischer Zunge – „zu intelligent, um nicht davon auszugehen, daß Clausewitz mehr wert ist als seine Schüler; zu britisch, um Monate

678 Zitiert nach: Ebd., S. 140 und 147.

679 Eine Erläuterung von Christopher Bassford und der Text der Einleitung finden sich unter: https://www.clausewitz.com/readings/OnWar1873/MaudeIntro.htm (Stand 15.11.2020).

680 Zitat bei: Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 21. Details bei: Bassford, Trashing.

681 Scheipers, On small war (wie Anm. 88), S. 3. Ähnliches suggerierte Beatrice Heuser noch 2005, indem sie regelmäßig vom „absoluten Krieg" als dem „idealen Krieg" schrieb. Vgl. als pars pro toto: Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 31.

darauf zu verwenden, den Knoten der logischen Wahrheiten und empirischen Sätze, der Theorie und der Doktrin zu lösen."[682]

Er monierte, dass nicht „einer unter hundert Lesern" in der Lage sei „der Feinheit der Clausewitzschen Logik" zu folgen und sich durch „diesen philosophischen Irrgarten hindurchfinden" zu können. Clausewitz Betonung der Bedeutung des Gefechts und der Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte nannte er eine „preußische[n] Marseillaise, die das Blut in Wallung und den Geist zum Kochen bringt. Aus der Philosophie wurde so eine Lehre für Feldwebel, nicht aber für Generale." Auf diese Weise habe Clausewitz die Kriegskunst „zum mechanischen Massenschlachten" erniedrigt, während deren wahres Ziel doch im möglichst unblutigen Erfolg liegen würde.[683]

Statt Clausewitz' „direktem" propagierte Liddell Hart einen „indirekten Ansatz", wie er ihn beispielsweise im Einsatz operativer Panzerverbände oder dem strategischen Bombenkrieg erblickte. Allerdings reichte ersterer – wie der Zweite Weltkrieg gezeigt hatte – allenfalls für das Gewinnen von Feldzügen aber nicht von Kriegen aus, während letzterer das „Massenschlachten" auf die Zivilbevölkerung des gegnerischen Hinterlandes verlagert und nur eine neue Form des Abnutzungskrieges hervorgebracht hatte.[684]

Fuller hatte bis in die 1950er Jahre ähnliche Ansichten wie Liddell Hart vertreten, erwies sich jedoch als lernfähiger. Fünf Jahre vor seinem Tod stellte er 1961 Clausewitz mit Kopernikus, Newton und Darwin auf eine Stufe – „all were cosmic geniuses who upset the world." Dabei hob er vor allem die Clausewitzschen Überlegungen zum Verhältnis von Politik und Krieg sowie die Erkenntnis hervor, dass der Krieg „nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens" gehöre.[685]

Eine Trendwende im britischen Clausewitz-Bild wurde jedoch erst 1976 mit der Neuübersetzung des Hauptwerkes durch Michael Howard (1922-2019) und Peter Paret basierend auf der Hahlweg-Ausgabe eingeleitet. Die beiden Herausgeber traten dabei nicht nur den inzwischen in Großbritannien tradierten Negativstereotypen im Hinblick auf Clausewitz' Person und Werk entgegen,

682 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 340.

683 Basil Henry Liddell Hart, Vom staatlichen und vom militärischen Ziel. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 546f. Liddell Harts Präferenzen ähneln hier stark denen der Manöverstrategen des späten 18. Jahrhunderts.

684 Ebd., S. 550f und 555. Vgl. die Wirkung der deutschen Blitzkriegführung in Polen 1939, Westeuropa 1940 und 1941/42 in der Sowjetunion.

685 Zitiert nach: Bassford, Trashing; Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (II.3.) S. 303. Übersetzung: „Alle waren kosmische Genies, die die Welt in Aufregung versetzten."

sondern verliehen auch der anglo-amerikanischen Clausewitz-Forschung neue Impulse.[686]

Doch so wie die Graham-Maude-Edition vom imperialistischen Zeitgeist der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert geprägt wurde, so stand die Howard-Paret-Edition unter dem Eindruck des Kalten Krieges. Nicht anders als im geteilten Deutschland, in der Sowjetunion und in Frankreich, interessierten sich die Clausewitz-Interpreten auch in Großbritannien und den USA nun vor allem für das Verhältnis von Politik und Krieg im Atomzeitalter. Dementsprechend betonten Howard und Paret etwas einseitig den rationalen, politischen Aspekt der Clausewitzschen Theorie, wo der Krieg Mittel zum politischen Zweck und dem Primat der – subjektiven – Politik ganz klar nachgeordnet ist.[687]

Der letztgenannte Punkt verdeutlicht auch die grundsätzlichen Probleme bei der Übersetzung des Clausewitzschen Textes aus dem Deutschen in eine andere Sprache, die jede Übersetzung immer bereits auch zu einer inhaltlichen Interpretationsleistung machen. So übersetzten Paret und Howard das Wort „Politik" zumeist mit „policy", womit aber der weiter gefasste und durchaus doppeldeutige Clausewitzsche Politikbegriff letztlich auf subjektive Politik verengt wurde, während die objektiven politischen Verhältnisse – „politics" bzw. „polity" – tendenziell aus dem Blick gerieten.[688]

Hew Strachan gibt daher an, dass er für sein Clausewitz-Buch zwar primär die Howard-Paret-Edition verwendet habe. An den Stellen, deren Bedeutung seines Erachtens durch diese Übersetzung nicht adäquat wiedergegeben wird, habe er jedoch zum Teil auf ältere Editionen zurückgegriffen.[689]

Eine solche Verfahrensweise ist zweifellos legitim und kann sogar die Sensibilität für unterschiedliche Übersetzungs- und damit Deutungsmöglichkeiten fördern. Sie kann aber auch begünstigen, dass etwa ein Autor wie John Keegan in seiner „Kulturgeschichte des Krieges" am Ende des 20. Jahrhunderts das längst obsolete britische Clausewitz-Bild aus dessen erster Hälfte reproduziert. Laut Christopher Bassford nutzte Keegan für seine Fundamentalkritik an Clausewitz zwar punktuell auch neuere Literatur, aber:

> „Most of his interpretation derives from older and misleading secondary sources, particularly F. N. Maude's social Darwinist insertions into

686 Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 148.

687 Scheipers, On small war (wie Anm. 88), S. 147.

688 Jan Willem Honig, Clausewitz's On War: Problems of Text and Translation. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 70.

689 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. IXf.

> the 1908 English edition of *On War* and Liddell Hart's attacks, long since repudiated by other historians […]"[690]

Obschon in allen wesentlichen Kritikpunkten obsolet und längst widerlegt, sind Keegans Äußerungen über Clausewitz und den vermeintlichen Inhalt seiner Theorie auch heute noch keineswegs wirkungslos. Gerade bei der großen Gruppe der Leser, die Clausewitz allenfalls aus zweiter Hand kennen, wird der von Keegan aus der Mottenkiste geholte Popanz oft bereitwillig mit der weniger eingängigen Clausewitzschen Theorie verwechselt.

Auch das Clausewitz-Bild in den USA blieb von derartigen Verkürzungen nicht gänzlich verschont. Anders als in der britischen Clausewitz-Rezeption bildete sich daraus aber keine nachhaltig wirkende Tradition. Das war vor allem der Tatsache geschuldet, dass Clausewitz bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts in den USA praktisch gar nicht zur Kenntnis genommen worden war.

Es kann zwar davon ausgegangen werden, dass Exemplare der Graham- und dann insbesondere der Graham-Maude-Edition in die USA gelangt sind. Eine publizistische Resonanz riefen sie jedoch nicht hervor und auch an den militärischen Lehreinrichtungen spielte Clausewitz keine Rolle. Jomini blieb auch hier bis zum Ersten Weltkrieg die unbestrittene militärtheoretische Autorität.[691]

Dementsprechend waren auch die wenigsten amerikanischen Spitzenmilitärs des Zweiten Weltkrieges in irgendeiner Form näher mit Clausewitz vertraut. In seiner Zeit als NATO-Oberbefehlshaber in Europa bekannte General Dwight D. Eisenhower (1890-1969) einmal freimütig: „Ich habe niemals Clausewitz gelesen."[692]

Zu diesem Zeitpunkt war Clausewitz auch in den USA bereits entdeckt worden. 1943 war die erste amerikanische Ausgabe des Clausewitzschen Hauptwerkes erschienen. Im gleichen Jahr wurde der später noch mehrfach

---

690 Bassford, Trashing Part III. Übersetzung: „Der größte Teil seiner Interpretation stammt aus älteren und irreführenden Sekundärquellen, insbesondere F. N. Maudes sozialdarwinistischen Einfügungen in die englische Ausgabe von „Vom Kriege" aus dem Jahr 1908 und Liddell Harts Angriffen, die von anderen Historikern längst zurückgewiesen wurden […]."

In einem Faktencheck auf der Clausewitz-Website berichtet Bassford, wie Keegan reagiert habe, nachdem Bassford ihn etwa 1995 einmal gefragt hatte, ob er „Vom Kriege" je gelesen habe: „he sputtered a bit and said that he'd been assigned it in school – back in the late 1960's." Übersetzung: „er stotterte ein bisschen und sagte, dass er es in den späten 1960ern in der Schule bekommen habe."

691 Schössler, Ideengeschichte (wie Anm. 22), S. 233f.

692 Zitiert nach: Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 103.

aufgelegte Sammelband „Makers of Modern Strategy“ mit einem von Hans Rothfels verfassten Aufsatz über Clausewitz veröffentlicht.[693]

Rothfels und sein ebenfalls in die USA emigrierter Kollege Herbert Rosinski wurden nun zu wichtigen Impulsgebern für die nach Ende des Zweiten Weltkrieges Fahrt aufnehmende US-amerikanische Beschäftigung mit der Clausewitzschen Theorie.[694]

Die Konjunkturen der amerikanischen Clausewitz-Rezeption sind dabei eng mit dem Wandel des sicherheitspolitischen Umfeldes und den gemachten Kriegserfahrungen verbunden. Am Anfang stehen die Überlegungen von Bernard Brodie zur Rolle der Atomwaffen und zum Verhältnis von Politik und Krieg im Atomzeitalter.[695] Samuel P. Huntington (1927-2008) betonte 1957 in seinem Buch „The Soldier and the State“ unter Verweis auf das Primat der Politik die Notwendigkeit der zivilen Kontrolle über die Streitkräfte.[696]

Zur gleichen Zeit begannen die sogenannten Neo-Clausewitzianer darüber nachzudenken, wie man Kriege begrenzen und damit als politisches Instrument wieder handhabbar machen könne. Dies mündete einerseits in den von Herman Kahn formulierten Anspruch, selbst den Atomkrieg kontrollier- und „gewinnbar“ zu machen, während Richard Osgood und Thomas Schelling andererseits den begrenzten Krieg als Teil einer „coercive diplomacy“ imaginierten.[697]

In beiden Fällen wurden Elemente der Spieltheorie mit der Clausewitzschen Theorie verknüpft. Kennzeichnend war dabei aber, dass sich die Neo-Clausewitzianer einseitig auf den Faktor Politik, genauer gesagt die subjektive Politik konzentrierten, während die anderen Elemente der „wunderlichen Dreifaltigkeit“ vernachlässigt wurden.[698]

Doch erst die strategische Niederlage der USA im Vietnamkrieg machte dieses Defizit offenkundig. Gestützt auf die Howard-Paret-Edition setzten sich nun Militärs wie General Colin Powell und Politiker wie Verteidigungsminister Caspar Weinberger (1917-2006) mit Clausewitz auseinander. Das Ergebnis war die in den 1980er Jahren begründete Weinberger-Powell-Doktrin, mit ihrer

693 Ebd., S. 150f.
694 Ebd., S. 150.
695 Bernard Brodie, The absolute weapon. Atomic power and world order, New York, NY 1946. Bernard Brodie, Strategy in the missile age, Princeton, N.J. 1959.
696 Samuel P. Huntington, The soldier and the state. The theory and politics of civil-military relations, New York, NY 1957.
697 Vgl. Kapitel 7 des vorliegenden Buches.
698 Echevarria, Cold War (wie Anm. 411), S. 129f und 148.

Betonung einer klaren Definition von Zwecken, Zielen und Mitteln, welche in einem stimmigen Verhältnis zueinander stehen sollten.[699]

Allerdings war die Auseinandersetzung mit der Clausewitzschen Theorie im Gefolge des Vietnamkrieges auch mit nachhaltigen Fehlperzeptionen verbunden. Das für die westliche Clausewitz-Rezeption wirkungsmächtigste Beispiel ist Oberst Harry G. Summers, welcher Clausewitz' „wunderliche Dreifaltigkeit" nicht in drei variabel wirkenden und gleichsam immateriellen „Tendenzen", sondern in den drei Akteuren Volk, Militär und Regierung zu erkennen glaubte.[700]

Das wäre als solches nicht weiter problematisch gewesen, wenn nicht in der Folge die Summerssche mit der Clausewitzschen Trinität gleichgesetzt worden wäre. Martin van Creveld konstruierte daraus seinen auf moderne zwischenstaatliche Kriege bezogenen Begriff des „trinitarischen Krieges", dem er – mit Blick auf die mindestens zum Teil von nichtstaatlichen Akteuren mit irregulären Kräften geführten Kriege – den „nichttrinitarischen Krieg" gegenüberstellte. Aus dieser Gegenüberstellung leitete Creveld die mit großer Verve vorgetragene These ab, dass die Clausewitzsche Theorie obsolet und für die Analyse der „neuen", asymmetrischen und mit geringer Intensität geführten Kriege des 21. Jahrhunderts nicht mehr zu gebrauchen sei.[701]

Nachdem beides zunächst prägenden Einfluss auf die Deutung des globalen Kriegsgeschehens in den westlichen „strategic communities" ausgeübt hatte, ist Clausewitz in den letzten Jahren – vorerst bei Politikwissenschaftlern und Historikern – auch als Theoretiker des Kleinen Krieges neu entdeckt worden.[702]

So ist die Clausewitz-Rezeption immer wieder den Konjunkturen des Zeitgeschehens unterworfen, wobei die Interpretation des Clausewitzschen Werkes je nach dem geistigen und historischen Kontext seiner Interpreten beträchtlich variieren kann. Das Spektrum reicht dabei von Bewunderung über Ignoranz bis hin zu vehementer Ablehnung. Die Gründe für letztere könnten dabei gegensätzlicher nicht sein. Wo die einen ihm eine irrationale Entgrenzung des Krieges vorwerfen, monieren andere, dass Clausewitz eine bloß zweckrationale und begrenzte Kriegführung propagiert habe.[703]

Das mag vordergründig paradox erscheinen, ist aber angesichts der Vielschichtigkeit seines Werkes nur folgerichtig. Clausewitz' Gedanken vom Kriege sind so vielgestaltig, wie es der Krieg als „wahres Chamäleon" war, ist

699 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 3f.
700 Summers, On Strategy (wie Anm. 200).
701 Creveld, Zukunft (wie Anm. 10).
702 Scheipers, On small war (wie Anm. 88), S. 12. Daase, Clausewitz (wie Anm. 560).
703 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 12f.

und mit einiger Wahrscheinlichkeit auch bleiben wird. In der Konsequenz sind Clausewitz und sein Werk oft höchst selektiv wahrgenommen worden, wobei sie nicht zuletzt als Projektionsflächen des Zeitgeistes dienten. Dies sollte man bei der Beschäftigung mit Clausewitz und seinen Interpreten stets beachten und gleichzeitig der Versuchung widerstehen, dem Clausewitzschen Gedankenkosmos zu einer Eindeutigkeit verhelfen zu wollen, die seinem Wesen zutiefst widerspricht.[704]

704 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 193f.

KAPITEL 12

Clausewitz und die Militärhistoriographie

Neben den der Philosophie entlehnten Analysemethoden sowie der kritischen Auswertung der kriegerischen Praxis seiner eigenen Zeit speiste sich die Clausewitzsche Theorie maßgeblich aus der Tiefe des historischen Erfahrungsraumes. Dazu hatte Clausewitz nicht nur zahlreiche kriegsgeschichtliche Arbeiten gelesen, sondern zu mehr als 130 Feldzügen vom späten 16. bis zum frühen 19. Jahrhundert auch eigene historische Studien verfasst. Sie bildeten die empirische Basis für seine verallgemeinernden theoretischen Betrachtungen.

Mit Blick auf die Kriegsgeschichte soll die Theorie als „verweilende kritische Betrachtung" die mannigfaltigen Kombinationen von Zwecken und Mitteln, von Ursachen und Wirkungen analysieren und so den Geist der künftigen Entscheidungsträger erziehen. Theorie und Praxis stehen dabei in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Das Gleiche gilt aber auch für das Verhältnis von Theorie und Historiographie. Die Theorie speist sich einerseits aus der historiographisch aufbereiteten Erfahrung. Andererseits bildet sie mit ihren Begriffen und Lehrsätzen eine potentielle Matrix für die historische Analyse.[705]

Ihr analytisches Potenzial soll im vorliegenden Kapitel anhand von drei ausgewählten Beispielen in knapper Form verdeutlicht werden. Den Anfang bildet dabei der von Clausewitz selbst miterlebte und in seinen Werken historiographisch wie theoretisch reflektierte Russlandfeldzug von 1812. Im zweiten und dritten Beispiel sollen dann der deutsche Schlieffenplan und sein Scheitern an der Marne 1914 sowie der Vietnamkrieg gleichsam durch die Clausewitzsche Brille betrachtet werden.

Der Russlandfeldzug von 1812

Nach der katastrophalen Niederlage von 1806 war es vor allem der Feldzug von 1812, welcher bei Clausewitz einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hatte. In den Jahren 1824/25 widmete er diesem „großartigsten aller Feldzüge" eine

705 Vgl. dazu das in Kapitel 4 des vorliegenden Buches vorgestellte dreistufige „Kritik"-Programm.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_013

umfangreiche Studie.[706] Diese stellte nicht nur eine eigentümliche Mischung aus persönlichem Erinnerungsbericht und historischer Analyse dar. Sie bildete auch den empirischen Ausgangspunkt für eine ganze Reihe theoretischer Konzepte, die Clausewitz später in seinem Hauptwerk – meist auch mit explizitem Verweis auf den Russlandfeldzug – formulieren sollte. Neben der Vorstellung von der Überlegenheit der Verteidigung sind dies vor allem die Ideen von der abnehmenden Kraft und dem Kulminationspunkt des Angriffs sowie der Rückzug ins Innere des Landes als Defensivkonzept, wobei letzterer mit einer Relativierung des „höchsten Gesetzes der Waffenentscheidung" einhergeht. Diese bleibt wiederum nicht ohne Folgen für das spezifische Verhältnis von Zweck, Ziel und Mittel.

Mit seinem Feldzug gegen Russland verfolgte Napoleon den politischen Zweck, das Zarenreich dahingehend zu disziplinieren, dass es sich wieder der gegen England verhängten Kontinentalsperre anschloss. Außerdem sollte auf diese Weise der russische Einfluss auf die europäische Politik zurückgedrängt und so die französische Hegemonie auf dem Kontinent gefestigt werden. Wie bereits in den Feldzügen von 1805, 1806/07 und 1809 setzte Napoleon darauf, seinen Gegner möglichst rasch in einer Entscheidungsschlacht zu besiegen und dann zu seinen Bedingungen Frieden zu schließen.[707]

Angesichts der ruinösen Folgen der Kontinentalsperre für die russische Wirtschaft sowie des im Falle eines Nachgebens drohenden Status- und Machtverlustes betrachtete Zar Alexander I. den Konflikt mit Frankreich jedoch als Existenzfrage. Dementsprechend war er in dem Anfang 1812 unmittelbar bevorstehenden Krieg zu zähem Widerstand entschlossen.

Ursprünglich war von russischer Seite sogar die Führung einer strategischen Offensive erwogen worden. Doch angesichts des ungünstigen Kräfteverhältnisses – der 600.000 Soldaten zählenden Napoleonischen konnte die russische Armee kaum 200.000 gegenüberstellen – entschied sich der Zar frühzeitig für die strategische Defensive.

Unklar war allerdings, wie diese geführt werden sollte. Im russischen Hauptquartier gingen die Meinungen darüber stark auseinander. Der Zar hatte zwar nominell den Oberbefehl übernommen, verfügte aber weder über die erforderliche militärische Expertise noch über einen geeigneten Beraterstab. Stattdessen buhlten Höflinge und Generale ohne Kommando mit teils gewagten Ideen um die Aufmerksamkeit des Zaren. Eine konstruktive Strategiediskussion war so kaum möglich.

706 Zitat aus: Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.30.) S. 861. Clausewitz, Feldzug von 1812 (wie Anm. 109).

707 Gaddis, Grand Strategy (wie Anm. 2), S. 197. Stoker, Clausewitz (wie Anm. 26), S. 105.

Insgesamt zeichneten sich aber drei Optionen ab. Vor allem die ethnischen Russen im Hauptquartier vertraten die Ansicht, dass man sich bereits in Grenznähe – im Raum Wilna – zur Schlacht stellen sollte, „damit [die Napoleonische Armee – CTM] Rußlands Boden nicht ungestraft betreten konnte."[708]

Die durch den russischen Botschafter Lieven aus Berlin übermittelte Operationsidee von Scharnhorst beinhaltete das genaue Gegenteil der ersten Option. Demnach sollte die Grande Armée an den großen Dimensionen des russischen Reiches und ihren eigenen Anstrengungen zugrunde gehen. Dazu sollte die russische Armee sich ins Innere des Landes zurückziehen und ihre Kräfte solange aufsparen, bis die Napoleonische Armee ihre Überlegenheit eingebüßt hatte. Erst „bei Smolensk müsse der erste Pistolenschuß geschehen." Keinesfalls sollte sich die russische Seite aber durch den französischen Vormarsch zu einem voreiligen Friedensschluss verleiten lassen.[709]

Während die erste Option mit der Gefahr verbunden war, dass mit der Schlacht an der Grenze auch gleich der Krieg insgesamt verloren sein könnte, war die zweite Option vor allem im Hinblick auf den negativen moralischen Eindruck, den ein solch radikaler Rückzug bei Heer und Bevölkerung hinterlassen musste, problematisch. Zudem nährte ein solcher Plan die Vorbehalte der „Russen" gegen die zahlreichen „Ausländer" – Deutsche, Balten ebenso wie Franzosen – am Zarenhof und in der Armee. Dementsprechend wurde er zunächst empört abgelehnt.

So entschied sich der Zar einstweilen für die von seinem Generaladjutanten Karl Ludwig von Phull entwickelte dritte Option. Phull hatte laut Clausewitz „im Preußischen für einen Mann von vielem Genie" gegolten und war nach der Niederlage von 1806 als Militärberater des Zaren in russische Dienste getreten. In seiner Studie zum Russlandfeldzug widmet Clausewitz ihm ein umfangreiches, in Teilen geradezu satirisch anmutendes Porträt. Danach war Phull ein der materiellen Welt und allen praktischen Dingen entrücktes, nur „abstraktes Genie". Konsequenterweise hatte er während der fünf Jahre in Russland nicht daran gedacht, die Landessprache zu lernen oder sich auch nur mit den Schlüsselpersonen und den Strukturen von Staat und Armee näher vertraut zu machen.[710]

Dementsprechend versprach auch Phulls Plan, die 1. Westarmee in ein befestigtes Lager bei Drissa zurückzuziehen, während die 2. Westarmee und die 3. Armee gegen Rücken und Flanke des Invasionsheeres operieren sollten,

708 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.30.) S. 861.
709 Clausewitz, Feldzug von 1812 (wie Anm. 109), S. 28.
710 Ebd., S. 6 und 10.

nur in der Abstraktion Aussicht auf Erfolg. In der realen Welt war der Rückzug nach Drissa viel zu kurz, um das Napoleonische Heer nennenswert schwächen zu können. Als Flankenstellung lag das Lager von Drissa im Nirgendwo, so dass es weder die Straße nach Sankt Petersburg noch die nach Moskau effektiv decken konnte. Stattdessen bot es aber alle Voraussetzungen dafür, zur Falle für die 1. Westarmee zu werden. Ähnlich sah es mit den für die 2. und 3. Armee geplanten Flankenmanövern aus. Falls die beiden jeweils keine 50.000 Mann starken Armeen mit den gegnerischen Hauptkräften zusammentreffen sollten, so drohten ihnen schwere Niederlagen oder gar die Vernichtung.[711]

Immerhin sorgte Phulls Plan aber dafür, dass der Feldzug nicht frühzeitig durch eine Schlacht an der Grenze entschieden wurde. Als die Napoleonische Armee am 24. Juni 1812 den Grenzfluss Njemen überschritt, zog sich die 1. Westarmee planmäßig auf Drissa zurück. Abweichend vom Plan wurde die 2. Westarmee in Richtung Minsk bzw. Orscha beordert, um perspektivisch eine Vereinigung mit der 1. Westarmee zu ermöglichen. Nachdem die 1. Westarmee das Lager von Drissa am 8. Juli erreicht hatte, beschloss ein Kriegsrat unter Vorsitz des Zaren, Phulls Plan insgesamt aufzugeben und die russischen Truppen noch weiter nach Osten zurückzuziehen. Mitte Juli reiste Zar Alexander I. nach Sankt Petersburg ab, ohne einen neuen Oberkommandierenden zu ernennen. Faktisch lag die Führung der russischen Armeen nun beim Oberbefehlshaber der 1. Westarmee General der Infanterie Michael Barclay de Tolly (1761-1818).

In der Hoffnung dort bessere Verteidigungsmöglichkeiten vorzufinden, beschloss Barclay zunächst, eine Stellung bei Witebsk zu beziehen. Als diese enttäuscht wurde, setzte er seinen Rückzug auf der Straße nach Smolensk fort. Clausewitz merkt dazu erläuternd an:

> „Aber der Rückzug der Russen war kein Werk überdachten Planes; man ging so weit zurück, weil man in jedem Augenblick, wo man die Schlacht annehmen wollte, sich noch nicht stark genug dazu fand; […]“[712]

Instinktiv tat die russische Armee aber das Richtige. Nicht erst bei Smolensk, wie Scharnhorst empfohlen hatte, setzte sie dem Invasionsheer einen „abgemessene[n] tägliche[n] Widerstand“ entgegen. Nachhutgefechte bestimmten das Kriegsgeschehen, die jeweils nur solange dauerten, „wie das Gleichgewicht

711 Ebd., S. 15-20.

712 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.25.) S. 792.

des Kampfes noch schwebend erhalten werden kann". War dies nicht mehr der Fall, so wurde das Gefecht abgebrochen und der Rückzug angetreten.[713]

Auf diese Weise gelangte die 1. Westarmee bis zum 2. August nach Smolensk, wo sich zwei Tage später die 2. Westarmee unter General Pjotr Iwanowitsch Bagration (1765-1812) mit ihr vereinte. Beide Armeen zusammen verfügten nun über 120.000 Soldaten. Damit bestand zumindest eine gewisse Aussicht, sich auch in einer Schlacht behaupten zu können. Kurzzeitig hatte Barclay sogar Anstalten gemacht, das in ausgedehnten Kantonierungen zwischen Witebsk und Smolensk stehen gebliebene französische Zentrum anzugreifen. Doch nachdem die russische Avantgarde die französische überfallen und zurückgeworfen hatte, überkam ihn die Sorge um den Rückzug seiner Armee, weshalb er die Offensive sogleich wieder abbrechen ließ. Damit lag die Initiative wieder bei Napoleon.[714]

Allerdings hatte das Zentrum von dessen Grande Armée inzwischen merklich an Stärke verloren. Von den ursprünglich 375.000 Soldaten standen Napoleon vor Smolensk – nach Clausewitz' Angaben – nun lediglich noch 185.000 zur Verfügung. 90.000 Mann waren für Sicherungsaufgaben detachiert worden. 100.000 Soldaten waren jedoch bereits durch Feindeinwirkung, vor allem aber infolge der Anstrengungen und Entbehrungen des Vormarsches ausgefallen.[715]

Aufgrund des raschen Vormarsches und der schlechten Straßenverhältnisse litten die Napoleonischen Truppen praktisch vom ersten Tag des Feldzuges an unter gravierenden Versorgungsproblemen. Die Trainkolonnen blieben hinter der Truppe zurück, während die dünn besiedelte Gegend nicht genug Nahrung für so viele Menschen und Pferde bot. Verschärft wurde der Mangel zusätzlich durch die von russischer Seite in zunehmendem Maße praktizierte „Taktik der verbrannten Erde".

Bereits im Raum Witebsk erhielten die Pferde daher nur noch Grünfutter, während an die Soldaten statt Brot lediglich Mehl ausgegeben werden konnte, das zu Suppen verkocht wurde. Ein übriges tat das Wetter. Heftigen Regengüssen in den ersten Tagen des Feldzuges schloss sich eine wochenlange Hitzewelle an. Zum Hunger kam der Durst, so dass vielfach auch verschmutztes Wasser getrunken wurde. In kürzester Zeit grassierten die Ruhr und andere Infektionskrankheiten. Von den Folgen berichtete der russische General Schuwalow, der auf der Rückreise von einer diplomatischen Mission ins kaiserliche Hauptquartier die französische Heerstraße „voll von Erstaunen

713 Ebd., (VI.25.) S. 785.
714 Clausewitz, Feldzug von 1812 (wie Anm. 109), S. 60f.
715 Ebd., S. 59.

[…] bedeckt mit todten Pferden […] und wimmelnd von Erkrankten und Nachzüglern“ vorgefunden hatte.[716]

Die zurückgehende russische Armee konnte sich demgegenüber aus den auf ihrem Weg vorgefundenen Vorräten relativ problemlos versorgen. Allerdings machten sich auch hier die wochenlangen Anstrengungen bemerkbar. Schwerer wog jedoch der moralische Eindruck des fortwährenden Rückzuges.

So sah sich Barclay genötigt, den gegen Smolensk vordringenden französischen Truppen mehr als ein bloßes Rückzugsgefecht zu liefern. Zwei Tage lang verteidigte das russische Heer am 17. und 18. August die am Ende weitgehend niedergebrannte Stadt, bevor es sich am 19. August geordnet zurückzog. Allerdings kam in der Schlacht lediglich ein knappes Drittel der auf beiden Seiten verfügbaren Truppen zum Einsatz. So hatte Napoleon am Ende weder die angestrebte Entscheidungsschlacht bekommen, noch konnte er irgendeinen logistischen Vorteil aus der Einnahme der zerstörten Stadt ziehen.[717]

Während Napoleon zunehmend frustriert weiter auf Moskau vorrückte, wurde auf russischer Seite die wahrscheinlich wichtigste Personalentscheidung des gesamten Feldzuges getroffen. Am 20. August übertrug der Zar das Oberkommando der russischen Armeen an General Michail Illarionowitsch Kutusow (1745-1813). Anders als der seine Zweifel nicht verhehlende „Ausländer“ Barclay beherrschte Kutusow die psychologisch-propagandistische Komponente der Kriegführung geradezu meisterhaft. So weckte bereits das Eintreffen Kutusows bei der Armee am 29. August neue Zuversicht, welche sich vor allem aus dem Vertrauen speiste, das die Truppen Kutusow als „echtem Russen“ entgegenbrachten.[718]

Clausewitz zeichnet von Kutusow ein differenziertes Bild. Einerseits zeigt er sich von Kutusows operativ-taktischen Leistungen wenig beeindruckt. In der Schlacht bei Borodino sei Kutusow als Oberkommandierender „fast eine Null“ und lediglich eine „abstrakte Autorität“ gewesen. Andererseits attestiert er ihm, die strategische Lage mit „schlaue[r] Klugheit“ klar erkannt zu haben:

> „Bonaparte hatte sich in eine so schlimme Angelegenheit verwickelt daß die Sachen anfingen sich für die Russen von selbst zu machen und ein glücklicher Erfolg ohne viel Zuthun entstehen mußte.“[719]

716 Ebd., S. 107.

717 Ebd., S. 61 und 120-124.

718 Schössler, Clausewitz (wie Anm. 25), S. 66. Clausewitz, Feldzug von 1812 (wie Anm. 109), S. 119.

719 Clausewitz, Feldzug von 1812 (wie Anm. 109), S. 133-135.

Bevor dies jedoch der Fall sein würde, galt es ein Zeichen des Widerstandswillens zu setzen. Dies führte zur blutigen Schlacht bei Borodino am 7. September 1812. Kutusow gab damit nicht nur dem Drängen des Hofes in Sankt Petersburg nach. Zugleich war die Schlacht aus seiner Sicht ein „nothwendiges Übel", um die Moral der Truppe aufrechtzuerhalten. Das zeigt vor allem die propagandistische Instrumentalisierung der Schlacht, nach deren Ende sich das russische Heer im Laufe der Nacht geordnet auf Moschaisk und dann weiter nach Moskau zurückgezogen hatte.

> „Mit unerhörter Dreistigkeit betrachtete er sich als Sieger, verkündete überall den nahen Untergang des feindlichen Heeres, gab sich bis auf den letzten Augenblick das Ansehen als wolle er Moskau durch eine zweite Schlacht schützen und ließ es an Prahlerei keiner Art fehlen."

Dazu gehörte nicht nur, wie Clausewitz konstatierte, dass Kutusow der Eitelkeit von Heer und Volk schmeichelte. Gleichzeitig suchte er deren Durchhalte- und Widerstandswillen mit Proklamationen und „religiösen Anregungen" zu stärken.[720]

Das war auch dringend notwendig, denn nur eine Woche später besetzten französische Truppen am 14. September kampflos Moskau, während dem russischen Heer noch wochenlange strapaziöse Märsche und teils heftige Nachhutgefechte bevorstanden, bevor es Anfang Oktober bei Tarutino südlich von Moskau ein Lager bezog.

Zu diesem Zeitpunkt war der Kulminationspunkt des Angriffs erreicht. Zwar hatte Napoleon das russische Heer bei Borodino besiegt und anschließend Moskau besetzt. Doch vom Zentrum seiner Grande Armée waren nur noch 90.000 Mann – weniger als ein Drittel der ursprünglichen Stärke – übrig geblieben. Die zusehends schwierige Lage der französischen Armee war auch der russischen Seite nicht verborgen geblieben, was wesentlich dazu beitrug, dass weder der Sieg bei Borodino noch die Besetzung Moskaus zu dem von Napoleon erhofften strategischen Effekt führte. Stattdessen war der russische Widerstandswille ungebrochen und der Zar lehnte jegliche Friedensverhandlungen kategorisch ab.

Während das russische Heer täglich stärker wurde, stand das französische im zwischenzeitlich weitgehend niedergebrannten Moskau auf verlorenem Posten. Weder fähig „seinen Sieg zu vervollständigen und zu benutzen, noch imstande […], die verlorenen Kräfte zu ersetzen"[721] blieb Napoleon daher Mitte

720 Ebd., S. 135.

721 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.25.) S. 787.

Oktober, nachdem er vier Wochen vergeblich auf die Verhandlungsbereitschaft des Zaren gewartet hatte, keine Alternative, als den Rückzug anzutreten.

Angesichts winterlicher Witterung, unablässig umschwärmt von Partisanen und Kosaken sowie vom nachdrängenden russischen Heer verfolgt, vollendete der Rückzug das Desaster der Grande Armée. Vom französischen Zentrum blieben auf diese Weise lediglich 4.300 Mann übrig, die Mitte Dezember 1812 die russische Westgrenze erreichten.[722]

Obschon die Grande Armée in Russland zumindest in allen größeren Gefechten formal Sieger geblieben war, hatte sie „am Ende", wie Clausewitz konstatiert, „aufgehört zu sein." Die Wirksamkeit des Rückzuges ins Innere des Landes verdeutlicht dabei vor allem der Umstand, dass sie den Großteil ihrer Verluste bereits auf dem Vormarsch während des Sommers und nicht erst auf ihrem Rückzug im Winter erlitten hatte.[723]

Clausewitz hatte bereits in seiner „Strategie von 1804" prognostiziert: „Wenn Bonaparte einst nach Polen kommen sollte, so wird er leichter zu besiegen sein als in Italien, und in Rußland würde ich seinen Untergang für ausgemacht halten."[724]

Allerdings war ein solches Ergebnis keineswegs zwangsläufig. Stattdessen lag es durchaus im Rahmen des Möglichen, dass sich der Zar durch eine verlorene Schlacht oder die Eroberung Moskaus in den Frieden „hineinschrecken" ließ.

> „Ging der Kaiser Alexander einen nachteiligen Frieden ein, so gehörte der Feldzug von 1812 in die Reihen der Feldzüge von Austerlitz, Friedland und Wagram. Aber auch diese Feldzüge hätten ohne den Frieden wahrscheinlich zu ähnlichen Katastrophen geführt. Welche Kraft, Geschicklichkeit und Weisheit also der Welteroberer auch angewendet haben mochte, diese letzte Frage an das Schicksal blieb überall dieselbe."[725]

Dementsprechend verwirft Clausewitz auch nicht die von Napoleon 1812 verfolgte Strategie. Stattdessen vertritt er die Ansicht, dass Napoleon sein angestrebtes Ziel nicht anders hätte erreichen können.

---

722 Clausewitz, Feldzug von 1812 (wie Anm. 109), S. 89.

723 Clausewitz, Feldzug von 1812 (wie Anm. 109), S. 203. Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 56.

724 Clausewitz, Strategie (wie Anm. 54), S. 9.

725 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (II.5.) S. 329.

> „Anstatt sich im Osten einen endlosen, kostbaren Verteidigungskrieg aufzuladen, wie er ihn schon im Westen zu führen hatte, versuchte Bonaparte das einzige Mittel zum Zweck: mit einem kühnen Schlag dem bestürzten Gegner den Frieden abzugewinnen."

Dass er seine Armee dabei aufs Spiel setzte, war unvermeidlich. Als Fehler betrachtet Clausewitz jedoch den späten Feldzugsbeginn, die „Menschenverschwendung seiner Taktik", die mangelnde Sorgfalt in der Versorgung des Heeres und der Vorbereitung der Rückzugsstraße sowie schließlich den späten Abmarsch aus Moskau. Diese Fehler waren aber nicht ausschlaggebend für Sieg oder Niederlage, sondern wirkten sich lediglich verstärkend auf letztere aus. Denn sobald es nicht gelingen würde, den Zaren rasch zum Frieden zu zwingen, war eine strategische Niederlage letztlich unvermeidlich.[726]

Anders als in den Kriegen 1805, 1807 und 1809 hatte sich Napoleon 1812 in der Beurteilung seines Gegners geirrt und eine Niederlage erlitten. Clausewitz vertritt daher die Ansicht, dass es nicht allein legitim, sondern auch sinnvoll ist, eine Strategie nach ihrem Erfolg bzw. Misserfolg zu bewerten.[727]

Die eigentliche Ursache der Niederlage war dabei jedoch nicht militärisch-strategischer, sondern politischer Natur und lag in der falschen politischen Beurteilung seiner Kontrahenten. Clausewitz äußert sich dazu sehr bestimmt: „Wir sagen: der Feldzug von 1812 ist nicht gelungen, weil die feindliche Regierung fest, das Volk treu und standhaft blieb, weil er also nicht gelingen konnte."[728]

Diese Aussage mutet zwar einigermaßen apodiktisch an. Sie enthält gleichwohl die tiefe Wahrheit, dass selbst die virtuoseste Taktik und die schlaueste Strategie stets innerhalb spezifischer soziopolitischer Rahmenbedingungen praktiziert werden, und sie diese nur sehr eingeschränkt beeinflussen können. Mitunter ist der Ausgang eines Krieges daher – wie unser drittes Beispiel zeigen wird – bereits durch seinen politischen Kontext weitgehend vorstrukturiert.

Schlieffenplan und Marneschlacht

Vor allem in der britischen Rezeption ist Clausewitz für die im Ersten Weltkrieg praktizierte Kriegführung im Allgemeinen sowie für das im deutschen und französischen Heer propagierte Offensiv- und Vernichtungsstreben im

726 Ebd., (VIII.9.) S. 1025f.
727 Ebd., (II.5.) S. 329f.
728 Ebd., (VIII.9.) S. 1025.

Besonderen verantwortlich gemacht worden. Doch so unbestreitbar es ist, dass Schlieffen und seine Schüler sich vordergründig auf Clausewitz beriefen, so offenkundig ist auch, dass sie wesentliche Aspekte der Clausewitzschen Theorie – das Primat der Politik, die Relation von Zweck, Ziel und Mittel ebenso wie die größere Stärke der Verteidigung – tendenziell ignorierten.[729]

Das übersteigerte Offensiv- und Vernichtungsstreben der Schlieffen-Doktrin war dementsprechend weniger dem Einfluss der Clausewitzschen Theorie, sondern in erster Linie der schwierigen außenpolitischen Situation des Deutschen Reiches und dem zunehmend aggressiven Klima des imperialistischen Zeitalters zuzuschreiben.

Mit der Annexion Elsaß-Lothringens 1871 war das deutsch-französische Verhältnis nachhaltig vergiftet worden. Moltke d. Ä. hatte daher bereits unmittelbar nach dem Deutsch-Französischen Krieg erkannt, dass dem gerade gegründeten Deutschen Reich bei einem künftigen Krieg immer auch die Gegnerschaft Frankreichs sicher wäre, weshalb über kurz oder lang ein Zweifrontenkrieg drohen würde. Die bislang propagierte rasche militärische Überwältigung eines oder gar mehrerer Kriegsgegner würde dabei angesichts der veränderten Bedingungen der Kriegführung und der wahrscheinlichen zumindest quantitativen Überlegenheit einer gegnerischen Koalition nicht mehr möglich sein. In der Konsequenz orientierten seine Aufmarsch- und Operationspläne daher spätestens seit 1877 auf die Kriegführung mit beschränktem Ziel und die Beendigung des Krieges auf diplomatischem Wege.

Für Schlieffen stellte sich die Situation Anfang der 1890er Jahre jedoch gleich in mehrfacher Hinsicht verändert dar. Mit dem französisch-russischen Bündnis von 1892 hatte sich nicht nur die Gefahr des Zweifrontenkrieges deutlich konkretisiert. Gleichzeitig hatte die deutsche Außenpolitik nach der Entlassung Bismarcks 1890 merklich an diplomatischer Virtuosität verloren, während ein möglicher Krieg nun in sozialdarwinistischer Manier als Existenzkampf aufgefasst wurde.

Theoretisch hätte Schlieffen in dieser Situation die politische Führung darauf aufmerksam machen müssen, dass Deutschland einen Zweifrontenkrieg mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht gewinnen könne und die deutsche Außenpolitik statt auf Konfrontation auf Entspannung setzen müsse, um die strategische Lage des Reiches grundlegend zu verbessern. Dies wäre aber einem Offenbarungseid gleichgekommen, der angesichts des Nimbus des

729 Marwedel, Clausewitz (wie Anm. 615), S. 199. Die folgende Darstellung folgt in wesentlichen Punkten meinem Aufsatz Christian Müller, Anmerkungen zur Entwicklung von Kriegsbild und operativ-strategischem Szenario im preußisch-deutschen Heer vor dem Ersten Weltkrieg. In: Militärgeschichtliche Mitteilungen, 57 (1998).

Großen Generalstabes praktisch undenkbar war. Ähnlich unwahrscheinlich war es aber auch, dass die deutschen Politik- und Wirtschaftseliten ihre imperialistischen Ambitionen, ihren Anspruch auf einen „Platz an der Sonne" um des lieben Friedens willen so ohne weiteres aufgegeben hätten.

Dementsprechend verlegte sich Schlieffen darauf, einen operativen Ausweg aus dem Dilemma des Zweifrontenkrieges zu suchen. Dies führte bis zu seiner Pensionierung Ende 1905 zu immer radikaleren Operationsplänen. Am Ende stand die Idee der „großen Umfassung", welche beginnend mit dem Mobilmachungsjahr 1905/06 die deutsche Operationsplanung bis 1914 prägte. Danach sollten die französischen Grenzbefestigungen und die Front des französischen Heeres unter Bruch der luxemburgischen, belgischen und niederländischen Neutralität zunächst auf der Linie Metz – Lille weiträumig umgangen werden, um das französische Heer dann in Flanke und Rücken zu packen und vernichtend zu schlagen. Auf diese Weise sollte der Feldzug gegen Frankreich nach acht bis zehn Wochen beendet werden, so dass sich das Gros des deutschen Heeres dann der zweiten Front im Osten zuwenden könnte.

Im Dezember 1905 hatte Schlieffen diese Konzeption noch einmal in einer großen Denkschrift, welche als „Schlieffenplan" in die Geschichte einging, präzisiert. Dieser Plan war das Ergebnis des Bestrebens, durch einen raschen Vernichtungssieg einen für Deutschland nicht gewinnbaren langen Zweifrontenkrieg zu vermeiden. Weil für den langen Krieg die notwendigen Ressourcen fehlten, sah Schlieffen keine andere Alternative, als den strategischen Fluchtweg des Blitzkrieges zu beschreiten.

Neben der Idee einer gigantischen Umfassung bestand das Hauptmerkmal des Planes in dem Bemühen, Mobilmachung und Aufmarsch mit den operativen und taktischen Entscheidungen zu einem einzigen Akt, der „Gesamtschlacht", zu verschmelzen, um bei strengster Geheimhaltung mit größtmöglicher Wucht den ersten Schlag zu führen und so dem Gegner von Anfang an das Gesetz des Handelns aufzwingen zu können.[730]

Allerdings stand Schlieffens Konzept gleich in mehrfacher Hinsicht zu Clausewitzschen Grundsätzen im Widerspruch. Dies begann damit, dass der Schlieffenplan kein vollwertiger Kriegsplan, sondern lediglich ein Operationsplan für das deutsche Heer war. Das war einerseits der polykratischen Struktur des Kaiserreiches und andererseits dem technokratischen Ressortdenken der Regierungs- und Militärbehörden geschuldet. Im Ergebnis überließ die politische Reichsleitung die Kriegsplanung den Fachleuten von Heer und Marine, welche jeweils unabhängig voneinander ihre eigenen Konzepte

730 Wallach, Dogma (wie Anm. 135), S. 90.

entwickelten. Eine Gesamtkriegsplanung kam unter diesen Umständen nicht zustande.

Das lag auch daran, dass letztlich nicht klar war, welcher politische Zweck 1905 bzw. 1914 mit dem Krieg, für den man plante, verfolgt werden sollte. So orientierte Schlieffen mit seinem Plan – ähnlich wie andere Moltke-Epigonen – pauschal auf die Wehrlosmachung des Gegners unabhängig vom politischen Zweck des Krieges. Damit stellte Schlieffen zwar implizit das Primat der Politik infrage. Formal hat er aber für jeden seiner Operationspläne völlig korrekt die Zustimmung der Reichskanzler seiner Amtszeit eingeholt und erhalten, genauso wie sie später auch sein Nachfolger Moltke d. J. von Bethmann Hollweg erhalten sollte.

Doch obschon das strategische Ziel nicht mit dem politischen Zweck abgestimmt war, stand der Schlieffenplan keineswegs im Widerspruch zur deutschen Außenpolitik. Stattdessen bildete er die strategische Entsprechung der in ihren diffusen Zielsetzungen bis 1914 nicht aufgegebenen „Weltpolitik". Letztlich war er auch die einzige Möglichkeit, den gesteigerten machtpolitischen Ansprüchen angesichts des gegenüber der Entente unterlegenen Militär- und Wirtschaftspotentials Geltung zu verschaffen.

Insofern bleibt zunächst festzuhalten, dass der Schlieffenplan zur Erreichung eines bestenfalls diffusen politischen Zwecks ein strategisches Maximalziel verfolgte, ohne dass Deutschland über die dafür – eigentlich – erforderlichen Mittel verfügte. Letzteres zeigt sich am deutlichsten daran, dass Schlieffen in seiner Dezemberdenkschrift mit Truppenstärken rechnete, über die Deutschland weder 1905 noch 1914 verfügte.[731]

Wie Clausewitz so nutzte auch Schlieffen die Kriegsgeschichte als Hauptquelle der militärtheoretischen Erkenntnis. Anders als Clausewitz war Schlieffen jedoch allein auf die operativen bzw. taktischen Konstellationen fixiert. Ihn interessierten weder die politischen und strategischen noch die soziokulturellen Kontexte der von ihm betrachteten kriegerischen Ereignisse. Ihm kam es allein auf das „Geheimnis des Sieges" an, wie eine schwächere Armee eine stärkere entscheidend schlagen könne. Er glaubte dieses im Operieren auf äußeren Linien, in der Umfassung von Flanke und Rücken des Gegners zu erkennen.

Dabei ging Schlieffen zunächst vom „Leuthen-Prinzip" mit einseitiger Umfassung aus. In der Schlacht bei Leuthen hatte Friedrich II. 1757 ein doppelt so starkes österreichisches Heer besiegen können. Während seiner Amtszeit galt Leuthen als Schlieffens „Lieblingsschlacht", deren geometrische

731 Detaillierte Angaben zu den Truppenstärken in: Müller, Anmerkungen, S. 413.

Konstellation er nun mit der applikatorischen Methode auf das Problem des Feldzuges gegen Frankreich übertrug. Dem Schlieffenplan lag somit gewissermaßen die Idee eines „Super-Leuthen" zugrunde.

Nachdem er sich näher mit der Schlacht bei Cannae 216 v. Chr. beschäftigt hatte, in der Hannibal ein zweimal so starkes römisches Heer erst beidseitig umfasst, dann vollständig eingeschlossen und schließlich weitestgehend vernichtet hatte, wurde diese zum Standardbeispiel für die Vernichtungsschlacht, wie er sie in seinen ab 1909 verfassten „Cannae-Studien" propagierte. Dabei vertrat er die Ansicht, dass trotz völlig anders gearteter – vor allem räumlicher und militärtechnischer – Rahmenbedingungen, sich grundsätzlich nichts geändert habe. So behauptete er: „Die Vernichtungsschlacht kann heute nach demselben Plane, wie ihn Hannibal in vergessenen Zeiten erdacht hat, geschlagen werden." Allerdings musste er später auch einräumen, dass eine „vollkommene Schlacht bei Cannae" in der Kriegsgeschichte nur selten zu finden sei. „Denn zu ihr gehört auf der einen Seite ein Hannibal, auf der anderen einen Terentius Varro, die beide in ihrer Weise zur Erreichung des großen Zwecks zusammenwirken."[732]

Abgesehen davon, dass die Erfolgsaussichten des Schlieffenschen „Siegesrezeptes" damit offenkundig von den erhofften Fehlern des Gegners abhingen, widersprach Schlieffens Vorgehen gleich in mehrfacher Hinsicht den Clausewitzschen Grundsätzen der kriegsgeschichtlichen Analyse.

Seine Umfassungsfixierung kam der „unzulässige[n] Anwendung gewisser einseitiger Systeme als eine[r] förmliche[n] Gesetzgebung" gleich, während der weitgehend dekontextualisierte Verweis auf die Musterschlachten Leuthen und Cannae einen „Mißbrauch historischer Beispiele" darstellte, zumal Clausewitz gerade der Verwendung im Detail nur unzureichend bekannter antiker Beispiele nur wenig hatte abgewinnen können.[733]

Schlieffens applikatorische Methode war dabei aber ihrem Wesen nach nicht nur weitgehend ahistorisch, sondern hier feierte auch der von Clausewitz heftig kritisierte geometrische Methodismus fröhliche Urständ. Der Methodismus mochte in der Taktik akzeptabel und sogar notwendig sein, bei der Erstellung von Kriegs- und Feldzugsplänen betrachtete ihn Clausewitz jedoch als „unbedingt verwerflich."[734]

Der methodistischen Prägung seiner operativen Doktrin entsprach auch Schlieffens mechanistische Führungskonzeption. Mit den seit 1871 enorm

732 Alfred von Schlieffen, Cannae, Berlin 1925, S. 3 und 262.
733 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (II.5.) S. 332f und (II.6.) S. 341.
734 Ebd., (II.4.) S. 310.

gewachsenen Heeresstärken hatten auch die Führungs- und Kontrollprobleme erheblich zugenommen. Das bisherige Verfahren der Schlachtenlenkung durch Adjutanten und Melder war angesichts der räumlichen Ausdehnung des Gefechtsfeldes nicht mehr praktikabel. Gleichzeitig waren aber die Voraussetzungen für eine Operationsführung allein über technische Nachrichtenmittel noch nicht gegeben, da die drahtlose Telegraphie noch in den Kinderschuhen steckte.

Schlieffen suchte den Ausweg aus diesem Dilemma in einer Perfektionierung der Planung. Statt lageabhängig Kampfaufträge zu erteilen, wurden minutiös geplante Marschziele gesetzt, wobei der Umfassungsflügel geschlossen und ausgerichtet wie beim Bataillonsexerzieren auf dem Übungsplatz vorrücken sollte. Bei einer Planung, die sechs oder mehr Wochen im voraus den Verlauf einer Operation festlegen wollte, ergab sich daraus fast zwangsläufig der Nachteil, dass die tatsächliche mit der geplanten Lageentwicklung immer weniger harmonieren würde.

Während der alte Moltke noch davon ausgegangen war, dass kein Operationsplan über das erste Zusammentreffen mit der gegnerischen Hauptmacht hinausreichen könne, setzte Schlieffen auf eine „ungeheuere Steigerung der Planmäßigkeit“ (Eberhard Kessel). Die Friktion als gewissermaßen natürliche Begleiterscheinung jedweder militärischen Operation war dabei ebenso wenig berücksichtigt worden, wie die lebendige Reaktion des Gegners.

Das wiegt umso schwerer, wenn man bedenkt, dass der Umfassungsflügel wie ein Türflügel von der belgischen bis zur Schweizer Grenze herumschwenken sollte. Ohne über starke bewegliche Stoßkräfte zu verfügen, bedeutete dies für die Truppen am äußersten rechten Flügel, dass sie etwa 1.000 Kilometer weitgehend zu Fuß zurücklegen mussten. In der Konsequenz hätte Schlieffen eigentlich neben den Gefechts- auch mit noch deutlich größeren Marschverlusten und einer sukzessive abnehmenden Kraft des Angriffs rechnen müssen. Dies tat er jedoch ebenso wenig, wie er die beim Angriffsflügel zu erwartenden Versorgungsprobleme in seiner Planung berücksichtigte. Löste er letztere vordergründig mit dem Verweis auf die Versorgung aus dem Land, so dienten für alle anderen Probleme die moralischen Kräfte als eine Art „Joker“. „Überlegene Führungskunst“ sowie der „hartnäckige Wille“ von Führern und Truppen sollten sie überwinden.

Der Schlieffenplan war daher alles andere als ein sicheres „Siegesrezept“. Stattdessen handelte es sich um eine durch realitätsflüchtiges best-case-Denken geprägte Pseudolösung für ein mit den damaligen Kräften und Mitteln letztlich unlösbares operativ-strategisches Problem. Karl Justrow hatte daher bereits 1933 – zu einer Zeit als die Schlieffenapologeten noch die Debatte bestimmten – die Defizite des Planes analysiert und messerscharf erkannt:

„Sobald unsere Unternehmungen nicht von Göttern und die feindlichen nicht von Idioten geleitet wurden, mußte der Schlieffenplan scheitern."[735]

Es ist daher nicht verwunderlich, dass Schlieffens Nachfolger dem Plan mit einiger Skepsis gegenüberstand. So rechnete Moltke d. J. damit, dass das französische Oberkommando die Absicht des deutschen Operationsplanes schon bald durchschauen und frühzeitig mit Ausweich- und Sperrmaßnahmen reagieren würde. Doch angesichts des ungünstigen Kräfteverhältnisses sah auch er keine andere Möglichkeit, wie man in einem Kontinentalkrieg gegen eine überlegene Koalition den Sieg davontragen könnte.

Moltkes ab 1908 am Plan vorgenommene Modifikationen zeugen von beidem. Im „Moltkeplan" wurde auf die Invasion der Niederlande verzichtet. Für den Fall eines längeren Krieges und einer Seeblockade der deutschen Häfen, sollten sie als „Luftröhre" für den Import kriegswichtiger Rohstoffe dienen. Gleichzeitig wurde der Zeitplan für die Operationen gegen Luxemburg, Belgien und Frankreich erkennbar gestrafft. Zur eisenbahntechnischen Sicherstellung eines raschen deutschen Vormarsches auf dem rechten Flügel ergab sich die Notwendigkeit, für einige Verbände auf Verfahren der „beschleunigten Mobilmachung" zurückzugreifen. So sollte die 16. Infanteriedivision bereits am 1. Mobilmachungstag Luxemburg überfallen, um dort für den Aufmarsch wichtige Eisenbahnanlagen zu sichern. Zwei Tage später sollten sechs kurzfristig mit Reservisten und Artillerie verstärkte Infanteriebrigaden Festung und Eisenbahnknotenpunkt Lüttich im Handstreich nehmen. 1909 wurden außerdem die 6. und 7. Armee auf dem linken Heeresflügel verstärkt. Dies resultierte daraus, dass Moltke nun mit einer – ab 1911 im Plan XVII tatsächlich vorgesehenen – französischen Offensive in Elsaß-Lothringen rechnete.

Im August 1914 wurde Schlieffens operatives Konzept in Gestalt des „Moltkeplanes" auf den Prüfstand gestellt.[736] Während Mobilmachung und Aufmarsch als solche rasch und reibungslos verliefen, machte sich bereits am 1. August 1914 die Friktion bemerkbar. In dem Glauben, die britische Regierung habe die Neutralität Frankreichs in Aussicht gestellt, hatte Kaiser Wilhelm II. die für den 2. August anstehende Besetzung Luxemburgs untersagt. Mit diesem einige Stunden später widerrufenen Befehl drohte der Kaiser den eng getakteten Zeitplan komplett durcheinander zu bringen und brachte Moltke an den Rand eines Nervenzusammenbruches.

735 Karl Justrow, Feldherr und Kriegstechnik. Studien über den Operationsplan des Grafen Schlieffen und Lehren für unseren Wehraufbau und unsere Landesverteidigung, Oldenburg i.O. 1933, S. 293.

736 Für nähere Informationen vgl. Müller, Materialschlacht (wie Anm. 548), S. 72-91.

Schließlich konnten die Besetzung Luxemburgs und der zwei Tage später vorgesehene Handstreich gegen Lüttich dann aber doch planmäßig anlaufen. Allerdings geriet die Einnahme der Festung Lüttich zur Zitterpartie. Nachdem die Einnahme im Handstreich nicht gelungen war, bedurfte es überschwerer Belagerungsartillerie, um die Forts eines nach dem anderen zur Kapitulation zu zwingen. Das letzte kapitulierte gerade noch rechtzeitig, so dass am 18. August der Vormarsch des rechten deutschen Heeresflügels planmäßig beginnen konnte.

Zunächst gelang es auch, die strategische Initiative zu erringen und das französische Heer in arge Bedrängnis zu bringen. Doch zwei Wochen später war der Überraschungseffekt dahin. Durch den langen Vormarsch, die fortwährenden Kämpfe und die infolge der erst noch zu behebenden Zerstörungen am belgischen Eisenbahnnetz schwierige Versorgungslage der deutschen Verbände hatte die Kraft des deutschen Angriffs bereits beträchtlich nachgelassen.

Die Oberste Heeresleitung besaß überdies nicht die hinreichenden Mittel, ein beweglich operierendes Millionenheer effektiv zu führen. Weder verfügte sie über ausreichende Nachrichtenverbindungen zu den Armeen des rechten Heeresflügels noch wurden deren Handlungen durch ein Heeresgruppenkommando koordiniert. So konnte Moltke den Armeen lediglich relativ allgemein gehaltene Weisungen übermitteln oder durch Entsendung von Generalstabsoffizieren seinen Intentionen Geltung verschaffen lassen. Ansonsten hatten die Armeeoberbefehlshaber weitgehend freie Hand.

Problematische Ausmaße nahm dies vor allem beim Oberbefehlshaber der 1. Armee Generaloberst Alexander von Kluck (1846-1934) an, der kaum bereit war, seine Handlungen mit denen der benachbarten 2. Armee abzustimmen. Am folgenreichsten war die von ihm am 31. August angewiesene Südostschwenkung der 1. Armee. Statt sich um den seiner Armee übertragenen Flankenschutz des Heeres zu kümmern, jagte Kluck der zurückgehenden französischen 5. Armee hinterher und überschritt am 4. September die Marne.

Zu diesem Zeitpunkt verfügten die Bataillone der 1. Armee infolge der wochenlangen Anstrengungen oft nur noch über 50 Prozent ihrer ursprünglichen Stärke. Der Kulminationspunkt des Angriffs war erreicht. In dieser Situation erfolgte die lebendige Reaktion des Gegners. Britische und französische Truppen gingen zur Gegenoffensive über.

Am 5. September stieß die französische 6. Armee bei Meaux nordöstlich von Paris auf das als Flankenschutz zurückgelassene IV. Reservekorps. Einen Tag später entbrannte an der Marne auf 230 km Breite die bis dahin größte Schlacht der Weltgeschichte. Eine Woche lang wurde zwischen Paris und Verdun erbittert gekämpft. Kluck beorderte nun seine südlich der Marne stehenden vier Korps in Gewaltmärschen nach Norden, um das IV. Reservekorps gegen die 6. Armee

zu unterstützen. So gelang es zwar in der Schlacht am Ourcq, die Angriffe der französischen 6. Armee abzuschlagen und diese in arge Bedrängnis zu bringen. Doch mit der abrupten Kehrtwendung seiner Armee nach Norden hatte Kluck den rechten deutschen Heeresflügel auseinandergerissen. Zwischen der 1. und der 2. Armee klaffte eine bald 40 km breite Lücke, in die sich am 8. September langsam das britische Expeditionskorps hineinschob. Während die 2. Armee von der französischen 5. Armee in der ungedeckten rechten Flanke gepackt wurde, drohte der am Ourcq noch siegreichen 1. Armee angesichts des sich anbahnenden alliierten Durchbruchs in den nächsten Tagen die Einkesselung und Vernichtung.

Unter diesen Umständen führte an einem Rückzug kein Weg vorbei. Beginnend mit der 2. Armee zogen sich alle deutschen Truppen westlich von Verdun nach Norden hinter die Aisne zurück. Hier gingen sie wieder in Stellung und gruben sich ein. Damit war der „Blitzkrieg zu Fuß" gegen Frankreich gescheitert und aus dem angestrebten Bewegungskrieg mit rascher Entscheidung wurden vier Jahre Stellungskrieg, der für Deutschland schließlich mit einer bitteren Niederlage endete.

Später war dann oft vom „Wunder an der Marne" die Rede. Betrachtet man jedoch den Schlieffenplan und den deutschen Westfeldzug des Jahres 1914 mit Clausewitzschen Kategorien, so war das deutsche Scheitern eigentlich nur folgerichtig. Stattdessen wäre es einem Wunder gleichgekommen, wenn ein alle wahrscheinlichen Probleme systematisch bagatellisierendes Konzept wie der Schlieffenplan in der praktischen Anwendung zum gewünschten Erfolg geführt hätte.

Der Vietnamkrieg

Der von 1955 bis 1975 dauernde Vietnamkrieg bildet von unseren drei historischen Beispielen zweifellos dasjenige mit der größten soziopolitischen Komplexität. Hier scheiterte eine hochgerüstete Supermacht im Konflikt mit einer Guerillabewegung und einem armen Entwicklungsland. Obschon die US-Streitkräfte in praktisch jedem größeren Gefecht gesiegt hatten, endete der Krieg für die USA doch mit einer strategischen Niederlage.

Aus Sicht der USA ergaben sich daraus zwei zentrale Fragen: Warum hatten sie diesen Krieg nicht gewonnen und an welchen Punkten hatten US-amerikanische Regierung und Militärführung die entscheidenden Fehler gemacht? Beide Fragen werden bis heute kontrovers diskutiert.

Die Antworten variieren dabei beträchtlich, je nachdem wie der Charakter des Krieges, seine Gründe und die Akteurskonstellation definiert werden.

Handelte es sich primär um einen „Aufstand“ einer südvietnamesischen Oppositionsbewegung, eine nordvietnamesische Aggression oder um einen nationalen Befreiungskrieg gegen die Einmischung der Imperialmacht USA und zur Verwirklichung eines vereinten vietnamesischen Staates? In welchem Verhältnis stand der Vietnamkrieg zum global geführten Kalten Krieg?

In der Geschichte Vietnams gibt es eine lange Tradition des Widerstandes gegen ausländische Invasion und Fremdherrschaft. Auch während der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etablierten französischen Kolonialherrschaft, riss diese nicht ab. Neben lokalen Aufständen bildete sich Anfang des 20. Jahrhunderts eine von den bürgerlichen Eliten getragene Unabhängigkeitsbewegung. Zu diesen primär nationalistischen Kräften traten nach dem Ersten Weltkrieg mehrere revolutionäre und kommunistische Organisationen, aus denen 1930 die von Ho Chi Minh (1890-1969) geführte Indochinesische Kommunistische Partei hervorging.

Während des Zweiten Weltkrieges schlossen sich die kommunistischen und die nationalistischen Kräfte 1941 zur Liga für die Unabhängigkeit Vietnams – der Vietminh – zusammen. Unter der Führung von Ho Chi Minh kämpfte die Vietminh gegen die japanische Besatzungsmacht und die mit dieser kollaborierende Vichy-französische Kolonialverwaltung. Dabei wurde sie durch den US-Geheimdienst Office of Strategic Services (OSS) unterstützt. Unmittelbar nach der japanischen Kapitulation rief Ho Chi Minh am 2. September 1945 unter Verweis auf die Unabhängigkeitserklärung der USA von 1776 die Demokratische Republik Vietnam aus.

Doch bereits kurze Zeit später suchte die bisherige Kolonialmacht Frankreich ihre Herrschaft in Indochina wiederherzustellen. In der Folge kam es zum achtjährigen Indochinakrieg. Während sich die USA darin auf die französische Seite stellten, erhielt die Vietminh Hilfe aus China. Vor dem Hintergrund des aufkommenden Kalten Krieges bestärkte diese Konstellation die US-Regierung in ihrer Auffassung, dass es hier weniger um nationale Unabhängigkeit, als vielmehr um kommunistische Expansion ging. Entsprechend der von führenden US-Außenpolitikern entwickelten „Domino-Theorie“ musste diese unbedingt aufgehalten werden. Fiel der „Domino-Stein“ Vietnam, so drohte auch eine Reihe weiterer asiatischer Länder kommunistisch zu werden.

Trotz umfangreicher Militär- und Finanzhilfe aus den USA war Frankreich jedoch immer weniger in der Lage, sich gegen die Vietminh zu behaupten. Nach der Niederlage von Dien Bien Phu musste die französische Regierung auf der Genfer Indochina-Konferenz 1954 nolens volens einwilligen, sich aus Vietnam zurückzuziehen und das Land in die Unabhängigkeit zu entlassen. Allerdings sollte es bis zu einer für 1956 vorgesehenen, aber dann doch nicht durchgeführten gesamtvietnamesischen Wahl nördlich und südlich des

17. Breitengrades jeweils einen vietnamesischen Staat – unter der Vietminh bzw. unter dem vormaligen Kaiser Bao Dai (1913-1997) – geben.

Während in Nordvietnam eine kommunistische Diktatur errichtet wurde, stellte sich die Lage in Südvietnam chronisch instabil dar. Das lag zunächst vor allem an den religiösen und sozioökonomischen Spannungen in der südvietnamesischen Gesellschaft. Einer dünnen katholischen Oberschicht, welche die Schlüsselpositionen in Staat und Wirtschaft besetzte, stand eine weitgehend buddhistisch geprägte Gesellschaft gegenüber. Die Agrarpolitik der Saigoner Regierung diente vor allem den Interessen der Großgrundbesitzer, während Kleinbauern systematisch benachteiligt und die traditionellen Rechte der Dorfgemeinschaften beschnitten wurden.

Die entscheidende Verantwortung für die sich zuspitzende Krise der Republik Vietnam trug dabei Ngo Dien Diem (1901-1963), der 1955 gegen Bao Dai geputscht hatte und sich danach in einem manipulierten Referendum zum Präsidenten hatte wählen lassen. Kennzeichnend für sein autoritäres Regime waren die rücksichtslose Unterdrückung jeglicher Opposition, Vetternwirtschaft und ausufernde Korruption. Seine Diskriminierung der Buddhisten und die Weigerung, eine Landreform durchzuführen, sorgten dafür, dass sein Regime immer unpopulärer wurde.

1960 vereinigte sich die Vietminh mit anderen südvietnamesischen Oppositionsgruppen zur Nationalen Front zur Befreiung Südvietnams, welche im offiziellen südvietnamesischen und US-amerikanischen Sprachgebrauch als Vietcong bezeichnet wurde. In dem Maße, wie der Widerstand gegen das Diem-Regime wuchs, steigerte dieses seine Repression, wodurch es gleichzeitig seine Herrschaftslegitimation immer weiter untergrub. So führte 1962 die Zwangsumsiedlung von Teilen der Landbevölkerung in Wehrdörfer dazu, dass nun auch immer mehr derjenigen Vietnamesen, welche das kommunistische Regime in Nordvietnam ablehnten, in die Arme des Vietcong getrieben wurden. Gleichwohl hielten die USA ihre Unterstützung für Diem zunächst noch aufrecht.

Erst die Eskalation der Buddhistenkrise 1963 überzeugte die US-Regierung, dass eine Stabilisierung Südvietnams im Sinne der USA mit Diem nicht möglich sein würde. In der Konsequenz ermunterte sie die südvietnamesische Armee zum Putsch, in dessen Verlauf Diem Anfang November 1963 ermordet wurde. Für die folgenden Jahre wurde Südvietnam damit faktisch zu einer Militärdiktatur, die von den USA massive Militär- und Wirtschaftshilfe erhielt.

Zur Stabilisierung der Lage setzte US-Präsident John F. Kennedy (1917-1963) auf Aufstandsbekämpfungskonzepte, wie sie der Leiter der britischen Beratermission für Südvietnam Robert Thompson (1916-1992) basierend auf seinen Erfahrungen in Malaya entwickelt hatte. Dessen „Counterinsurgency“ setzte

auf „depriving the enemy of the support of the population by resettlement, pacification, good administration, and propaganda."[737]

Dieses Konzept war zwar in sich schlüssig, es fehlten jedoch elementare Voraussetzungen für seine erfolgreiche Umsetzung. Während der Vietcong sich Agrarreform sowie nationale Unabhängigkeit und Einheit auf die Fahnen geschrieben hatte, gelang es der südvietnamesischen Führung bis zum Schluss nicht, ein überzeugendes politisches Narrativ zu entwickeln. Dies lag auch daran, dass der Großteil der südvietnamesischen Bevölkerung nicht Demokratie, Freiheit und Wohlstand, sondern Diktatur, Repression und soziale Ungerechtigkeit erlebte.

Die Grundcharakteristika des Regimes prägten auch das südvietnamesische Militär. Korruption und Vetternwirtschaft waren typisch für die südvietnamesische Militärelite, in der Dienstposten eher nach persönlicher Loyalität oder Familienzugehörigkeit besetzt wurden als nach fachlicher Kompetenz und Leistung. In der Folge stellte die südvietnamesische Armee zwar eine zahlenmäßig starke, aber nur dürftig motivierte, schlecht geführte und daher wenig effektive Streitmacht dar.

Die Kräfte des Vietcong machten zahlenmäßig zwar nur einen Bruchteil der Stärke des südvietnamesischen Militär- und Sicherheitsapparates aus. Dank der Unterstützung durch einen wachsenden Teil insbesondere der Landbevölkerung konnten sie sich jedoch „wie Fische im Wasser" bewegen. Zusammen mit der Infiltration der südvietnamesischen Behörden verfügte der Vietcong daher meist auch über einen Informationsvorsprung gegenüber der sie bekämpfenden Staatsmacht. Während der Vietcong durch gezielte Anschläge und Attentate dem Regime immer neue Nadelstiche versetzte, gingen dessen Gegenschläge häufig ins Leere oder trugen durch Repression der Bevölkerung zur Delegitimierung des Regimes bei.

Ähnlich wie im Indochinakrieg gegen die französische Kolonialmacht richteten sich der Vietcong und das diesen über den „Ho-Chi-Minh-Pfad" personell und materiell unterstützende Nordvietnam auf einen langen Krieg ein, der in den wesentlichen Punkten der Clausewitzschen Charakterisierung des Volkskrieges entsprach. Als „verteilter Widerstand" sollte er einem „nebel- und wolkenartigen Wesen" gleichen, das „sich nirgends zu einem widerstehenden Körper konkreszier[t]".[738]

737 Summers, On Strategy (wie Anm. 200), S. 64. Übersetzung: Die Aufstandsbekämpfung setzte darauf, „dem Feind die Unterstützung der Bevölkerung durch Umsiedlung, Befriedung, gute Verwaltung und Propaganda zu entziehen."

738 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VI.26.) S. 803.

Dabei trugen die Aktivitäten des Vietcong frühzeitig den Charakter eines „reinen Widerstandes", mit dem er den Gegner in der Dauer des Kampfes überbieten und damit den Kraftaufwand des südvietnamesischen Regimes und dann vor allem der dieses unterstützenden USA sukzessive auf einen Punkt bringen wollte, bis „ihm der politische Zweck desselben nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, er ihn also aufgeben muß."[739]

Unter diesen Umständen stellte sich für die US-Regierung in den Jahren 1963/64 immer drängender die Frage, wie man im Falle Südvietnams weiter verfahren solle. Sollte man das US-amerikanische Engagement reduzieren oder vergrößern? Angesichts der „Domino-Theorie" und der damit verbundenen Befürchtung, der „Verlust" Südvietnams könne den Einfluss des Westens in Asien nachhaltig schwächen, entschloss sich Kennedys Nachfolger Lyndon B. Johnson (1908-1973) den Tonkin-Zwischenfall Anfang August 1964 zum Anlass zu nehmen, um die US-amerikanische Militärpräsenz in Südvietnam drastisch aufzustocken und gewaltsam gegen Nordvietnam vorzugehen.

Der Vietnamkonflikt wurde dabei zu einem der ersten Anwendungsfälle für das von Thomas Schelling entwickelte Konzept der „coercive diplomacy". Durch Drohung und schrittweise gesteigerte Bestrafung sollte Nordvietnam zur Einstellung seiner Unterstützung für den Vietcong gezwungen werden. Wichtigstes Mittel dazu war die Operation „Rolling Thunder", eine von 1965 bis 1968 geführte Luftoffensive gegen Ziele in Nordvietnam und den durch Laos verlaufenden „Ho-Chi-Minh-Pfad".

Allerdings zeichnete sich frühzeitig ab, dass das damit verbundene Kalkül nicht aufgehen würde. Am Ende hatte die US-Luftwaffe praktisch alle der ursprünglich ausgewählten Ziele mit einem bislang ungekannten Materialaufwand bombardiert. Neben zahlreichen Militäranlagen war so vor allem der Großteil der nordvietnamesischen Industrie und Verkehrsinfrastruktur zerstört worden. Doch der Wille der nordvietnamesischen Regierung blieb ungebrochen. Sie steigerte ihre Unterstützung des Vietcong noch, indem sie nun auch verstärkt reguläre Truppen nach Südvietnam schickte.

Auch mit Blick auf die moralischen Effekte in den beteiligten Gesellschaften hatte sich die US-Regierung verrechnet. Anstatt die nordvietnamesische Bevölkerung zu demoralisieren, trug das Bombardement wesentlich zum gesellschaftlichen Zusammenhalt bei und ermöglichte so erst die Mobilisierung des gesamten Volkes für die Kriegsanstrengungen. Auf der anderen Seite bildete der Luftkrieg gegen Nordvietnam nicht nur den entscheidenden Auslöser für die Proteste gegen den Vietnamkrieg in den USA, sondern diskreditierte auch nachhaltig deren Ansehen in der Weltöffentlichkeit.

739 Ebd., (I.2.) S. 221.

Die Entscheidung der US-Regierung für „Rolling Thunder“ ist dabei auch ein Beispiel für die problematische Tendenz, Krieg nicht von den verfolgten politischen Zwecken, sondern von den zur Verfügung stehenden Mitteln her zu denken. Schließlich musste auch Thomas Schelling – wie Raymond Aron anmerkt – feststellen, „daß die amerikanische Regierung selbst vielleicht nicht recht wußte, was sie von den Nordvietnamesen forderte.“[740]

Darüber hinaus war das US-Engagement in Vietnam von vornherein als „limited war“ konzipiert. Dessen Begrenzungen waren zum einen der US-Innenpolitik, zum anderen der globalen Konstellation des Kalten Krieges geschuldet. Die innenpolitischen Rücksichten bewirkten, dass die Johnson-Administration den Umfang der Kriegsanstrengungen und der damit verbundenen Kosten zunächst verschleierte. Sie waren auch der Grund dafür, auf eine umfassende Mobilmachung und eine formale Kriegserklärung zu verzichten.

Letzteres hing aber auch damit zusammen, dass eine Kriegserklärung das Risiko einer militärischen Intervention durch China, womöglich sogar der Sowjetunion heraufbeschworen hätte. Aus dem gleichen Grund kamen auch eine Invasion in Nordvietnam oder gar der Einsatz von Atomwaffen nicht in Frage. Dementsprechend setzte die US-Regierung auf die Bekämpfung des Vietcong in Südvietnam und Luftschläge gegen Nordvietnam.

Harry G. Summers kritisierte später das Konzept des „limited war“ als eine Wiederauflage der begrenzten Kriegführung des 18. Jahrhunderts. Diese Charakterisierung ist nicht nur hinsichtlich der begrenzten Ziele, sondern auch eingedenk der mathematisch-geometrischen Kriegstheorien des ausgehenden Ancien Regime recht treffend. Denn ins US-Verteidigungsministerium war 1961 mit dem ehemaligen Ford-Manager Robert McNamara (1916-2009) der Geist des Rechenhaftigkeit eingezogen. McNamara führte sein Ressort nicht nur nach betriebswirtschaftlichen Kriterien, sondern betrachtete auch den Krieg in Vietnam vorzugsweise aus einer gleichsam statistischen Perspektive. Große Datenmengen wurden gesammelt und computergestützt ausgewertet, um Lageanalysen und Prognosen zu erstellen.[741]

Zu einem zentralen Kriterium für Erfolg oder Misserfolg wurde dabei der berüchtigte „body count“ – die Zahl der getöteten Gegner. Dem lag die Vorstellung zugrunde, dass die Zahl der Vietcong-Kämpfer klar definiert sei. Würde es gelingen, diese in einer Art Abnutzungskrieg drastisch zu reduzieren, so würde daraus am Ende der angestrebte Sieg resultieren.

740 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 470.

741 Summers, On Strategy (wie Anm. 200), S. 2.

In der Praxis führte das Kriterium des „body counts“ jedoch dazu, dass die Kommandeure vor Ort vielfach verfälschte Zahlen meldeten, in dem sie zur Aufbesserung ihrer Bilanz auch getötete Nichtkombattanten kurzerhand zu Vietcong-Kämpfern erklärten. Auf diese Weise wurde der militärischen und politischen Führung nicht nur ein falsches Lagebild vermittelt. Gleichzeitig wurde so auch der exzessiven Gewalt gegen die südvietnamesische Landbevölkerung Tür und Tor geöffnet, was wiederum die Opposition gegen das Regime und die US-amerikanische Militärpräsenz in Südvietnam förderte.

McNamaras statistischer Ansatz war damit gleich in zweifacher Hinsicht fehlerhaft. Zum einen wurden – so wie es Clausewitz bereits bei den „Systemmachern“ seiner Zeit kritisiert hatte – nur materielle und damit quantifizierbare Größen in die Rechnung aufgenommen. Die geistig-moralischen Faktoren und die lebendige Reaktion des Gegners wurden demgegenüber weitgehend ausgeblendet. Zum anderen waren – wie die Praxis des „body count“ verdeutlicht – bereits die Basisdaten der statistischen Analysen fehlerhaft.[742]

Summers sieht in der Dominanz der zivilen Systemanalysten im Pentagon und ihrer „pseudo-economic idealogy“ die erste wesentliche Ursache für die US-amerikanische Niederlage im Vietnamkrieg. Statt um Strategie habe man sich im Verteidigungsministerium primär um Ressourcenallokation gekümmert. Die führenden Vertreter der U. S. Army hätten nach der Maxime „the Army doesn’t make strategy“ keine eigenen Anstrengungen unternommen, um diese Lücke zu schließen und sich stattdessen den Regierungsvorgaben gebeugt. Dies ist auch der zentrale Vorwurf, den Herbert R. McMaster in seinem Buch „Dereliction of Duty“ erhebt.[743]

Die zweite Ursache sieht Summers im verfolgten Counterinsurgency-Konzept. Statt gegen den Vietcong hätten sich die US-amerikanischen Kriegsanstrengungen gegen Nordvietnam, zumindest aber gegen die in Südvietnam agierenden Verbände der nordvietnamesischen Armee richten sollen.[744]

Summers redet damit ähnlich wie McMaster einer Eskalation des Krieges das Wort, die unter den Bedingungen des Kalten Krieges und angesichts einer dann drohenden chinesischen Intervention von der US-Regierung aus gutem Grund vermieden worden ist. Im Grunde ähnelt dies den Überlegungen mancher deutscher Militärs, die nach zwei verlorenen Weltkriegen darüber

742 Heuser, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 218.

743 Summers, On Strategy (wie Anm. 200), S. 29 und 2. Herbert R. McMaster, Dereliction of duty. Lyndon Johnson, Robert McNamara, the Joint Chiefs of Staff, and the lies that led to Vietnam, New York, NY 1997.

744 Summers, On Strategy (wie Anm. 200), S. 48.

sinnierten, wie man diese gegen alle Wahrscheinlichkeit am Ende doch noch hätte gewinnen können.

In seiner Kritik am Counterinsurgency-Konzept verkennt Summers jedoch, dass dieses von den US-Streitkräften zu keinem Zeitpunkt wirklich umgesetzt worden ist. Stattdessen wurde einseitig auf überlegene Technik und Feuerkraft gesetzt. Damit ließen sich zwar Gefechte, aber angesichts der zahlreichen Kollateralschäden sicher nicht die „hearts and minds" der südvietnamesischen Bevölkerung gewinnen.[745]

Weiterhin verkennt Summers die grundlegenden Charakteristika des modus operandi sowohl des Vietcong als auch der in Südvietnam operierenden nordvietnamesischen Verbände. Abgesehen von den lokalen Kräften des Vietcong bewegten sich beide – in der Regel in Bataillonsstärke – ständig in einem ausgedehnten Netzwerk sorgfältig ausgebauter und getarnter Lager, die jeweils etwa einen Nachtmarsch auseinanderlagen. Auf diese Weise kontrollierten sie Territorium und Bevölkerung, während es den südvietnamesischen und US-amerikanischen Truppen nur selten gelang, sie zeitgerecht zu lokalisieren und zum Kampf zu stellen.

In der Regel waren es daher Vietcong und nordvietnamesische Armee, welche Zeit und Ort etwaiger Gefechte bestimmten. Waren die Umstände dafür nicht günstig oder die gegnerische Seite hatte die Initiative, wurde ausgewichen bzw. der Rückzug angetreten, um unter günstigeren Bedingungen selbst zum Angriff überzugehen.

Die US-amerikanische Aufklärung tat sich überdies erkennbar schwer damit, die Bewegungen nicht nur der Vietcong-, sondern auch der nordvietnamesischen Einheiten rechtzeitig festzustellen. So vermochte es die nordvietnamesische Armee beispielsweise in Vorbereitung der Tet-Offensive 1968 Truppen in Divisionsstärke vor Hue und Khe Sanh weitgehend unbemerkt zusammenzuziehen.

Unter diesen Umständen ist es mehr als zweifelhaft, dass eine Konzentration der US-amerikanischen Anstrengungen auf die nordvietnamesischen Truppen in Südvietnam zum gewünschten Erfolg geführt hätte. Die von Summers und McMaster propagierte Invasion des Nordens hätte demgegenüber wohl nur dazu geführt, dass man auch dort mit der Kleinkriegführung flexibel operierender Einheiten konfrontiert worden wäre, die sich zudem noch stärker als bereits im Süden der Unterstützung durch die Bevölkerung sicher sein konnten.

745 Vgl. Christopher Daase, Kleine Kriege – große Wirkung, Baden-Baden 1999, S. 111 und 132-134.

Insgesamt resultierte die strategische Niederlage der USA aber weniger aus militärischem, sondern vielmehr politischem Versagen. Dabei waren nicht die von US-Militärs im Nachhinein beklagten politischen Eingriffe in die Operationsführung, sondern in erster Linie die falsche Politik selbst das Problem.[746]

Diese hatte bereits unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg begonnen, als sich die US-Regierung dazu entschlossen hatte, die Restitution der französischen Kolonialmacht in Indochina mit großem Aufwand zu unterstützen. Stattdessen hätte eine Anerkennung der vietnamesischen Unabhängigkeit, idealerweise gepaart mit Entwicklungshilfe, zumindest die Möglichkeit eröffnet, Vietnam neutral zu halten und es perspektivisch vielleicht sogar ins westliche Lager zu ziehen.

Als diese Chance vertan war, standen die USA vor dem Problem, ein korruptes, reformunwilliges und sich auf diese Weise selbst delegitimierendes Regime zu stabilisieren. So waren es in erster Linie die politischen Verhältnisse in Südvietnam, die dafür sorgten, dass das US-amerikanische Engagement über kurz oder lang zum Scheitern verurteilt war. Der Umstand, dass es der US-Regierung nicht gelang, politische Zwecke und diesen entsprechende strategische Ziele klar zu definieren und mit den dafür erforderlichen Mitteln in einem stimmigen Konzept zu kombinieren, kam zwar erschwerend hinzu, war aber letztlich auch nur der vertrackten politischen Konstellation geschuldet.

Am Ende tat die US-Regierung ab 1968 genau das, was sie unter sehr viel günstigeren Bedingungen bereits viel früher hätte tun können. Sie verhandelte mit Nordvietnam. Dies führte nun zur „Vietnamisierung" des Krieges, der schließlich 1975 mit dem Sieg des Nordens und der Vereinigung Vietnams unter kommunistischen Vorzeichen endete.[747]

Auf der anderen Seite sahen sich Vietcong und Nordvietnam einerseits zwar vordergründig – vor allem auf wirtschaftlichem und militärischem Gebiet – schier übermächtigen Gegnern gegenüber. Andererseits profitierten sie aber von dem Ansehen, dass die Vietminh im Kampf gegen die japanische Besatzungs- und die französische Kolonialmacht in großen Teilen der Bevölkerung erworben hatten, ebenso wie von den schwierigen politischen Verhältnissen in Südvietnam.

Der entscheidende Unterschied zu ihren Gegnern war jedoch, dass sie klare und propagandistisch ohne weiteres vermittelbare politische Zwecke

746 Vgl. Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VIII.6B.) S. 995 sowie Kapitel 7 des vorliegenden Buches.

747 Parallelen weist in dieser Hinsicht der US-amerikanische Umgang mit den Taliban in Afghanistan zwischen 2001 und 2020 auf.

verfolgten. Das waren die nationale Unabhängigkeit und die Einheit von Vietnam sowie eine Agrarreform, um die Lebensbedingungen der Landbevölkerung zu verbessern. Im Vergleich zu Südvietnam und den USA war es damit für Nordvietnam sehr viel einfacher, eine stimmige Strategie zu entwickeln, um diese dann mit großer Entschlossenheit und Härte zu verfolgen. Wie bereits im Indochinakrieg bestand diese darin, einen langen revolutionären Volkskrieg nach maoistischem Vorbild zu führen, der nun aber zunehmend auch durch reguläre Truppen unterstützt wurde.

Dabei ging es weniger darum, die gegnerischen Streitkräfte zu vernichten, sondern den Gegner in der Dauer des Kampfes zu überbieten, bis er nicht mehr willens bzw. nicht mehr in der Lage war diesen fortzusetzen. Voraussetzung für die erfolgreiche Führung des Volkskrieges war die konsequent durchgesetzte politische Organisation der Bevölkerung sowie ihre Mobilisierung durch marxistische-leninistische, noch mehr aber durch nationalistische Propaganda. Wo dies nicht ausreichte, wurde außerdem auf Einschüchterung und Terror zurückgegriffen.

Richtete sich letzterer gegen führende Repräsentanten des südvietnamesischen Regimes oder US-Einrichtungen – wie etwa 1965 und 1968 gegen die US-Botschaft in Saigon –, so fungierte er als „Propaganda der Tat", welche primär auf ein breites mediales und mittelbar politisches Echo abzielte.

So gelang es mitunter, selbst schwere operative Fehlschläge wie die Tet-Offensive, in deren Verlauf der Großteil der Vietcong-Kräfte vernichtet wurde und die nun gleichsam in offener Feldschlacht auftretende nordvietnamesische Armee schwere Verluste erlitten hatte, in politische Erfolge umzumünzen. Die Tet-Offensive wurde so gerade aus US-amerikanischer Perspektive zum Wendepunkt des Krieges. Danach glaubten weder Regierung noch Öffentlichkeit der USA weiter an einen Sieg. Lyndon B. Johnson initiierte Verhandlungen mit Nordvietnam und verzichtete auf die Kandidatur für eine weitere Amtszeit als US-Präsident.

Der Vietnamkrieg ist damit ein besonders eindringliches Beispiel dafür, dass Kriege primär politische Akte sind. „Daher kann", wie es der nordvietnamesische Politiker Truong Chinh (1907-1988) in seinem Buch „The Resistance will win" formuliert hatte, „die militärische Tätigkeit nur Erfolg haben, wenn die Politik richtig ist. Umgekehrt kann die Politik nicht ohne Erfolg der militärischen Tätigkeit zum Ziele gelangen."[748] Manchmal kann die Entscheidung aber auch bereits in den politischen Verhältnissen weitgehend vorstrukturiert sein.

748 Zitiert nach: Hahlweg, Clausewitz (wie Anm. 11), S. 6.

KAPITEL 13

Clausewitz und die Kriege des 21. Jahrhunderts

Mit dem Zusammenbruch der staatssozialistischen Regime in Europa und der Auflösung des Sowjetblocks in den Jahren 1989 bis 1991 galt Clausewitz wieder einmal als nicht mehr zeitgemäß und überholt. Hatte seine Theorie während des Kalten Krieges noch das Nachdenken über das Verhältnis von Politik und Kriegführung im Atomzeitalter angeregt, so verbreitete sich nun die Auffassung, dass seine Überlegungen in der anbrechenden neuen Epoche keine Relevanz mehr besäßen.

Über deren Charakter gingen die Meinungen jedoch auseinander. Während Francis Fukuyama 1992 das „Ende der Geschichte" verkündete und die These vertrat, dass sich nun allgemein und endgültig westliche Demokratie und Marktwirtschaft durchsetzen würden, stellte sich die „neue Weltordnung" für andere Beobachter der Zeitläufte weit weniger eindeutig dar. Nach der zumindest vordergründigen Klarheit der bipolaren Weltordnung sahen sie sich der ungewohnten Unübersichtlichkeit einer multipolaren Welt gegenüber. Darin konnten zwar einerseits einige langwierige bewaffnete Auseinandersetzungen aus der Zeit des Kalten Krieges – etwa im südlichen Afrika – beigelegt werden. Andererseits manifestierten sich nun bislang latente oder gänzlich neue Konflikte. Nach der großen, aber relativ abstrakten Gefahr des nuklear geführten Dritten Weltkrieges rückten je für sich kleinere, dafür jedoch umso konkretere Gefahren ins Blickfeld der Aufmerksamkeit.

Lennart Souchon sieht die internationale Sicherheit zu Beginn des 21. Jahrhunderts dementsprechend durch ein ganzes Bündel transnationaler Risiken bedroht. Dazu zählt er den internationalen islamistischen Terrorismus, die Proliferation von Massenvernichtungswaffen, Cyberangriffe und den Zerfall staatlicher Strukturen. Letzterer geht einher mit einer um sich greifenden organisierten Kriminalität sowie der „Privatisierung und Ökonomisierung von Gewalt". Die Sicherheitslage wird dabei zusätzlich durch das gravierende Wohlstandsgefälle zwischen Industrie- und Entwicklungsländern, ökonomische Krisen, Pandemien, demographische Umwälzungen sowie nicht zuletzt den Klimawandel und die aus all diesen Faktoren resultierenden soziopolitischen Effekte verschärft. Der Optimismus nach Ende des Kalten Krieges ist daher schon rasch einer zumindest skeptischen Sicht auf die globale sicherheitspolitische Entwicklung gewichen.[749]

749 Souchon, 21. Jahrhundert (wie Anm. 19), S. 165.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_014

Die veränderte Phänomenologie kriegerischer Auseinandersetzungen, wie sie sich in den 1990er Jahren etwa in Jugoslawien, Sierra Leone und Somalia zeigte, warf zwei wesentliche Fragen auf. Wie ließen sich diese Kriege begrifflich fassen und vor allem wie ließen sie sich einhegen und beenden?

Bereits 1991 hatte Martin van Creveld in seinem Buch „The Transformation of War" den Begriff des „low-intensity conflicts" geprägt. Hatte Creveld dabei zwischen „trinitarischen" und „nichttrinitarischen" Kriegen unterschieden, so stellte Mary Kaldor am Ende der 1990er Jahre den „alten" die „neuen Kriege" gegenüber – ein Terminus, der später auch von Herfried Münkler aufgegriffen wurde.[750]

In den US-Streitkräften wurden um die Jahrtausendwende Begriffe wie „full spectrum", „asymetric" und „counterinsurgency warfare" verwendet, zu denen außerdem noch die „operations other than war" hinzukamen. Später fanden dann auch Begriffe wie „cyber war" und „hybrid warfare" Eingang in die Debatte.

Kennzeichnend für alle diese Begriffe ist für Lennart Souchon, dass „Einzelaspekte heutiger Kriege zu charakteristischen Merkmalen erhoben werden, die aber die Phänomene des modernen Krieges nicht ganzheitlich erfassen."[751] Während der Begriff des „asymmetrischen Krieges" letztlich banal ist, weil die sich bekämpfenden Kriegsparteien in irgendeiner Hinsicht – Umfang und Bewaffnung der Streitkräfte, modus operandi, Kombattantenstatus – praktisch immer asymmetrisch zueinander sind, deutet die Unterscheidung von „alten" und „neuen Kriegen" neben einer eurozentrischen vor allem auch auf eine verkürzte historische Perspektive hin.

Denn jene Phänomene, die als Charakteristika der „neuen Kriege" benannt werden, etwa die Privatisierung militärischer Gewalt, das Fehlen eines staatlichen Gewaltmonopols, die Nichtunterscheidung zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten verbunden mit exzessiver Gewalt gegen Zivilisten, die Entstehung von Gewalt- bzw. Bürgerkriegsökonomien sowie Gewalt legitimierende Identitätspolitiken, finden sich nicht nur seit langem in außereuropäischen Kriegen, sondern bis 1648 auch mitten in Europa. Gerade der von Mary Kaldor als zentrales Beispiel für die „neuen Kriege" angeführte Bosnienkrieg 1992-1995 steht so erkennbar in der Tradition der regionalen Kriegspraxis, wie sie sich etwa in den Balkankriegen 1912/13 und den „Türkenkriegen" der Frühen Neuzeit manifestiert hatte.

---

750 Deutsche Ausgabe 1998: Creveld, Zukunft (wie Anm. 10). Mary Kaldor, Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung, Frankfurt am Main 2000. Herfried Münkler, Die neuen Kriege, Bonn 2002.

751 Souchon, 21. Jahrhundert (wie Anm. 19), S. 28f.

Andere Bezeichnungen wie „hybrid warfare“ und „cyber war“ bergen demgegenüber die Gefahr in sich, die Grenze zwischen Krieg und Frieden zu verwischen oder wie Raymond Aron es formuliert hatte, „die Begriffe aufzulösen.“[752]

Generell sollte man die Bezeichnungen für spezifische Ausprägungen des Krieges in Vergangenheit und Gegenwart daher als das betrachten, was sie sind – als die mal mehr und mal weniger gelungenen Versuche, komplexe Sachverhalte mit einem pointiert beschrifteten Etikett zu versehen. Das schafft eine gewisse Orientierung angesichts der stark differenzierten Phänomenologie kriegerischer Auseinandersetzungen. Ähnlich wie bereits bei Clausewitz' „reinem Begriff“ des Krieges fallen aber auch hier Begriff und wirklicher Krieg nicht zusammen. Die einem bestimmten Kriegstypus zugeordneten Kriege können sich daher in ihrer individuellen Ausprägung sehr differenziert darstellen.

So erweist sich der Krieg nach wie vor als „wahres Chamäleon“, das sein Erscheinungsbild je nach Akteurskonstellation sowie den soziopolitischen, kulturellen und ökonomischen Rahmenbedingungen verändern kann. Dementsprechend gilt noch immer, was Clausewitz mit Blick auf die Unterschiedlichkeit der Kriege von den Tataren bis zu Napoleon konstatiert hatte: „alle führen den Krieg auf ihre Weise, führen ihn anders, mit anderen Mitteln und nach einem anderen Ziel.“[753]

Während Clausewitz den Krieg in seiner Vielgestaltigkeit und Wandelbarkeit betrachtete, zeugt die nach 1918, 1945 und dann auch wieder nach 1989 zumindest von einigen Interpreten des Zeitgeschehens geäußerte These, dass Clausewitz' Aussagen nun überholt und nicht mehr relevant seien, gleich von einer Reihe von Fehlperzeptionen sowohl im Hinblick auf die Vielfältigkeit und Wandlungsfähigkeit der Phänomenologie des Krieges als auch auf die Clausewitzsche Theorie.

Die 1991 durch Martin van Creveld geäußerte Kritik, dass Clausewitz' Überlegungen sich allein auf mit regulären Truppen geführte zwischenstaatliche Kriege bezögen, ist im Grunde nur der Umkehrschluss seiner eigenen Fixierung auf das Erscheinungsbild der Kriege am Ende des 20. Jahrhunderts. Der zeitlose Charakter einer Kriegstheorie, die in erster Linie „kritische Betrachtung“ ist, gerät dabei aus dem Blick.

Hinzu kamen auf die subjektive Politik in einem modernen Staat verengte Politik- und Staatsbegriffe sowie die Ineinssetzung der Summersschen mit der Clausewitzschen Trinität. Diese Verwechselung ist geradezu Voraussetzung

752 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 558.

753 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (VIII.3B.) S. 962.

für Crevelds Unterscheidung von „trinitarischen“ und „nichttrinitarischen Kriegen“, welche bei Zugrundelegung der von Clausewitz beschriebenen „wunderlichen Dreifaltigkeit“ gegenstandslos wäre.[754]

Mit dem Terminus des „nichttrinitarischen Krieges“ bezeichnet Creveld jene kriegerischen Auseinandersetzungen, bei denen irreguläre Kämpfer, die man je nach Standpunkt als Freiheitskämpfer, Guerilleros oder Terroristen bezeichnen kann, entweder gegen andere irreguläre Kräfte oder gegen reguläre Streitkräfte eines Staates kämpfen. Kennzeichnend ist dabei, dass die irregulären Kräfte ohne Uniformen und schwere Waffen auftreten und Methoden des Kleinen Krieges anwenden. Die Intensität der Kampfhandlungen ist daher deutlich geringer als in beiderseits mit regulären Streitkräften ausgetragenen „konventionellen“ zwischenstaatlichen Kriegen. Gleichzeitig gelten ihnen aber Soldaten wie Zivilisten gleichermaßen als legitime Ziele. Dies bedingt einen deutlich gesteigerten Anteil der zivilen Kriegsopfer durch Massaker oder Terroranschläge. Zur Kriegsfinanzierung praktizierte Geiselnahmen, Banküberfälle oder Drogengeschäfte verwischen außerdem die Grenzen zwischen Kriegführung und organisierter Kriminalität. Wie Creveld mit Verweis auf die Dekolonisationskriege nach dem Zweiten Weltkrieg sowie den Vietnamkrieg konstatiert, tun sich reguläre Streitkräfte mit dieser Art des Krieges äußerst schwer. In den meisten Fällen würden sie den Kampf daher früher oder später aufgeben müssen.[755]

Creveld seinerseits hat erkennbare Schwierigkeiten damit, den „nichtrinitarischen Krieg“ von anderen gewaltsamen Auseinandersetzungen abzugrenzen. So charakterisiert er die US-amerikanische Gesellschaft als „die bei weitem gewaltträchtigste der ‚ersten Welt‘“, die „innerhalb ihrer Grenzen immer schon eine Art nichttrinitarischen Krieg“ beherbergt habe.[756]

Die auch hier sichtbar werdende Neigung zur „Auflösung“ der Begriffe geht mit der Tendenz einher, den „nichttrinitarischen Krieg“ als gleichsam apolitischen Akt zu betrachten. Die Gewalt darin sei nicht mehr Mittel zum – politischen – Zweck, sondern Ausdruck einer Lebensform und so in gewisser Weise Selbstzweck.[757]

John Keegan vertritt eine ähnliche Auffassung. Er widerspricht der Clausewitzschen „Formel“ und betont, beim Krieg gehe es „um weit mehr“ als

754 Vgl. Kapitel 3 des vorliegenden Buches.
755 Creveld, Zukunft (wie Anm. 10), S. 98f.
756 Ebd., S. 101.
757 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 205f.

um Politik. Er betont: „Krieg ist stets Ausdruck einer Kultur oft sogar eine ihrer bestimmenden Größen, und in manchen Gesellschaften die Kultur selbst."[758]

Clausewitz hätte den beiden letztgenannten Aussagen seinerseits aber wohl kaum widersprochen. Stattdessen verkennen sowohl Keegan als auch Creveld aufgrund ihres verengten Politikbegriffes, dass Lebensweise und Kultur einer Gesellschaft untrennbar mit deren politischen Verhältnissen verknüpft und letztlich nur Ausdruck derselben sind.

Diese Fehleinschätzung führt beide zu einem Paradigmenwechsel weg vom abgelehnten Primat der Politik und hin zu einem Primat des bewaffneten Kampfes. Dies bleibt nicht ohne Folgen für das Verhältnis von Militär und Gesellschaft. Andreas Herberg-Rothe erblickte in diesem Zusammenhang bereits vor zwanzig Jahren die Tendenz, dass die „Anbindung des Militärwesens an die Prämissen, Werte und Zielvorstellungen einer zivilen Gesellschaft und ihrer politischen Führung […] momentan nachhaltig in Frage gestellt" wird.[759]

Ihren sichtbarsten Ausdruck findet diese Tendenz bei Keegan und Creveld in ihren jeweiligen Antworten auf das „neue" Kriegsbild am Beginn des 21. Jahrhunderts. Wie könnten sich konventionelle Streitkräfte gegen irreguläre, nichtstaatliche Akteure behaupten? Wie ließen sich „low-intensity conflicts" beenden oder die darin häufig auftretenden Gewaltexzesse gegen Nichtkombattanten zumindest einhegen?

Keegan und Creveld propagieren hier Lösungsansätze, die so unterschiedlich sind, wie die Ausgangspunkte ihrer Clausewitz-Kritik. Während Keegan Clausewitz als vermeintlichen Vordenker entgrenzter, „totaler" Kriegführung ablehnt, hält Creveld ihn gerade deshalb für überholt, weil er eine zweckrationale, begrenzte Kriegführung propagiert habe.[760]

Im Epilog seines Buches „Die Kultur des Krieges" plädiert Keegan für die Rückbesinnung auf quasi-aristokratische Kriegerkulturen und empfiehlt:

> „Die Friedenserhalter und Friedensstifter der Zukunft haben von den anderen militärischen Kulturen viel zu lernen, und zwar nicht nur von denen des Orients, sondern auch von den primitiven. Den Prinzipien der freiwilligen Begrenzung und des symbolischen Rituals liegt eine Weisheit zugrunde, die wiederentdeckt werden muß."[761]

758 Keegan, Kultur (wie Anm. 10), S. 21. Zitat auf S. 34.
759 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 8. Zitat auf S. 10.
760 Ebd., S. 12.
761 Keegan, Kultur (wie Anm. 10), S. 553.

Als Beschützer der Zivilisation gegen Warlords und Kriminelle sollten die neuen Krieger von den „Primitiven“ lernen, Art und Auswirkungen ihres Handelns durch Rituale und Verschonung der Nichtkrieger zu begrenzen.[762]

Keegans idealisierter Vorstellung von „ritterlicher“ Kriegführung liegen jedoch gleich mehrere Denkfehler zugrunde. Zum einen galten der ritterliche Ehrenkodex und die rituelle Selbstbeschränkung nur gegenüber einem als gleich anerkannten Gegner. Dementsprechend wendeten die Ritter des Mittelalters gegen aufständische Bauern oder gegen „Ungläubige“ in den Kreuzzügen ohne weiteres exzessive Gewalt an. Zum anderen verkennt Keegan, dass die Begrenzung „primitiver“ Kriegführung auch mit der Begrenztheit der Waffentechnik verknüpft ist. Andreas Herberg-Rothe merkt daher zurecht an:

> „Eine primitive Kriegführung, wie sie von den Nomadenvölkern praktiziert wurde, transferiert ins Zeitalter fortentwickelter Technologie und Massenvernichtungswaffen, würde das durch Krieg und Gewalt verursachte Leiden ins Unermessliche potenzieren.“[763]

Schließlich läuft Keegans Plädoyer für die Etablierung einer besonderen Kriegerkultur auf eine Art Autonomie der Gewaltspezialisten von der zivilen Gesellschaft und damit letztlich auch dem Primat der Politik hinaus. Wenn Krieg aber nicht mehr Mittel zum politischen Zweck, sondern „Ausdruck einer Kultur“ ist, gerät er am Ende zum Selbstzweck.[764] Christopher Bassford findet dazu deutliche Worte:

> „Although Keegan tries to paint Clausewitz as a narrow-minded product of regimental culture, it is in fact Keegan who is the real militarist, […] Clausewitz had no use for armies, for war, or for military ritual for their own sake, whereas Keegan is quite taken with the ritual and apparently desires to perpetuate it. While Keegan seems to think that this would be a step in a positive direction, I'm afraid that most of us, when push comes to shove, will have to disagree. Killing and dying over issues of ideology or political power are certainly objectionable, but far less so than killing

762 Keegan, Kultur (wie Anm. 10), S. 546. Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 220.

763 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 218. Diese Konsequenz wird bereits deutlich, wenn in tribalen Gesellschaften Konflikte nicht mehr mit Pfeil und Bogen, sondern mit Kalaschnikows ausgetragen werden.

764 Ebd., S. 10.

> or dying for the sake of mere ritual – and, in any case, any ritual that involves life and death has a political significance of its own."[765]

Im Vergleich zu Keegan stellen sich Crevelds Überlegungen zur Bändigung des „low-intensity conflicts" deutlich radikaler dar. Dies dürfte auch daran liegen, dass Creveld über Jahrzehnte die frustrierenden Erfahrungen der israelischen Armee im Umgang mit dem palästinensischen Widerstand gegen die israelische Besatzung gleichsam aus erster Hand kennen lernen musste. Obschon die israelischen Streit- und Sicherheitskräfte in technischer und operativ-taktischer Hinsicht hier klar überlegen sind, ist es ihnen bislang nicht gelungen, den Widerstandswillen ihrer Gegner zu brechen und dauerhafte Sicherheit im israelischen Sinne zu gewährleisten.

Auch mit Blick auf die US-amerikanischen Erfahrungen in Vietnam ist sich Creveld daher sicher, dass reguläre Streitkräfte mit den auf den zwischenstaatlichen Krieg ausgerichteten völkerrechtlichen Konventionen in einem „low-intensity conflict" gegen nichtstaatliche Akteure nicht bestehen könnten. Aus der Unmöglichkeit, zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten sicher zu unterscheiden, folge in der Konsequenz auch die Unmöglichkeit, die geltenden Kriegskonventionen einzuhalten. In Vietnam sei der Widerspruch zwischen den völkerrechtlichen Normen und der Kriegspraxis die wesentliche Ursache für die Auflösungserscheinungen in den US-Streitkräften gewesen.[766]

Dies führt Creveld zu der Schlussfolgerung, dass es dann wohl am günstigsten sei, die alten völkerrechtlichen Konventionen aufzugeben und der Kriegführung einen neuen – weniger strengen – völkerrechtlichen Rahmen zu geben, welcher sich aus der Kriegspraxis ergeben solle. Dies mündet aber in ein neues, existenzielles Dilemma. Wenn sich die staatlichen Streitkräfte letztlich den modus operandi von Guerilleros und Terroristen zu eigen machen und die gleichen Verletzungen der Kriegskonventionen begehen wie diese, untergraben sie nicht nur ihre eigene Legitimation und Integrität als staatliche

765 Bassford, Trashing. Übersetzung: „Obwohl Keegan versucht, Clausewitz als ein engstirniges Produkt der Regimentskultur darzustellen, ist tatsächlich Keegan der wahre Militarist. […] Clausewitz hatte keine Verwendung für Armeen, für Kriege oder für militärische Rituale um ihrer selbst willen, während Keegan von dem Ritual ziemlich angetan ist und anscheinend den Wunsch hat, es fortzusetzen. Während Keegan zu glauben scheint, dass dies ein Schritt in eine positive Richtung wäre, befürchte ich, dass die meisten von uns, wenn es darauf ankommt, hier nicht zustimmen dürften. Das Töten und Sterben aus Gründen der Ideologie oder der politischen Macht ist sicherlich zu beanstanden, aber weit weniger als das Töten oder Sterben um eines bloßen Rituals willen – und auf jeden Fall hat jedes Ritual, das Leben und Tod beinhaltet, eine eigene politische Bedeutung."

766 Creveld, Zukunft (wie Anm. 10), S. 140f. Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 207.

Organisation, sondern können schließlich selbst zu einer eklatanten Gefahr für den sie beauftragenden Staat werden.[767]

Obschon seine Konzeption zur effektiven Bekämpfung irregulärer Gegner bereits 1991 von einer gewissen Ratlosigkeit zeugte, spitzte Creveld seine Entgrenzungsthese in einem 2006 veröffentlichten Aufsatz noch einmal zu. An den Beispielen der blutigen Niederschlagung eines islamistischen Aufstandes 1982 in Hama durch den syrischen Diktator Hafis al-Assad (1930-2000) und des Einsatzes der britischen Armee in Nordirland beschreibt er zwei Wege, „wie reguläre Armeen asymmetrische Kriege gewinnen können". Während die syrische Armee in Hama unterschiedslosen Massenmord verübte und diesen propagandistisch zur Einschüchterung potentieller Oppositioneller nutzte, legte die britische Armee in Nordirland seit dem „Bloody Sunday" 1972 ostentative Zurückhaltung an den Tag. Diese geradezu „extreme Selbstkontrolle" sei der Grund dafür gewesen, „warum die Briten immer noch in Nordirland sind."[768]

Schließlich verweist Creveld auf die Grundsätze Machiavellis, „auf welche Art ein Herrscher Grausamkeit einsetzen sollte, wenn es denn nötig ist." Daraus ergibt sich eine kaum verhohlene Präferenz für die „Assad-Methode". Falls man diese nicht anwenden wolle, so wäre der britische Ansatz der richtige, der aber sehr langwierig und für die meisten Armeen nicht praktikabel sei. Wenn man jedoch zum ersten Ansatz nicht bereit und zum zweiten nicht in der Lage sei, dann solle man die Aufstandsbekämpfung am besten gleich unterlassen.[769]

Das Grundproblem der im Detail sehr kenntnisreichen Creveldschen Betrachtungen ergibt sich aus seiner Ablehnung der Clausewitzschen „Formel" für das, was er „nichttrinitarischen Krieg" nennt. So betrachtet er allein den Einsatz des militärischen Instruments, wodurch der Krieg bei ihm einen apolitischen Charakter bekommt. Indem er aber übersieht, dass das Militär nur ein (!) Mittel der Politik ist, entgeht ihm auch, dass der Nordirland-Konflikt nicht militärisch „gewonnen", sondern durch langwierige Verhandlungen, die eine politische Anerkennung der Gegenseite einschlossen, wenn auch nicht gänzlich beigelegt, so doch wesentlich entschärft wurde.

Insgesamt sind die von Keegan und Creveld entwickelten Ideen zum Umgang mit den Kriegen des 21. Jahrhunderts nicht nur im Hinblick auf die erhoffte

767 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 208. Vgl. die französische Kriegführung im Algerienkrieg 1954-1962, an dessen Ende sich Teile des Militärs mit einem Putsch und Terroranschlägen gegen die eigene Regierung wandten.

768 Martin L. van Creveld, Grausamkeit oder Zurückhaltung. Wie reguläre Armeen asymmetrische Kriege gewinnen können, In: Internationale Politik (April 2006), S. 90f.

769 Ebd., S. 91 und 94.

Wirkung höchst fragwürdig. Sie stehen darüber hinaus auch in deutlicher Spannung zu den grundlegenden Werten demokratischer Gesellschaften.

Nun könnte man – wie Andreas Herberg-Rothe bemerkt – die geschilderten Positionen von Creveld und Keegan „als etwas seltsam abtun, wenn sie nicht in weiten Kreisen eine solche Aufmerksamkeit finden und an realen Problemen ‚andocken' würden."[770] Als renommierte Militärhistoriker fanden und finden sie diese Aufmerksamkeit vor allem in Militärkreisen sowie der sicherheitspolitischen Community.

Bedenklich sind dabei vor allem ihre tendenziell apolitische Charakterisierung des „low-intensity conflicts" sowie Keegans Propagierung einer besonderen Kriegerkultur für die Streitkräfte westlicher Staaten. Damit wird implizit nicht allein das Primat der Politik in Frage gestellt, sondern letztlich auch einer Parallelkultur zur zivilen Gesellschaft das Wort geredet.

Beide Tendenzen haben in Deutschland bei konservativen Militärs eine bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreichende Tradition. Erinnert sei hier an die Vorstellungen Moltkes, Schlieffens und Ludendorffs zum Verhältnis von Politik und Kriegführung, die Rolle der Reichswehr als Staat im Staat zwischen 1919 und 1933 sowie den Widerstand gegen das Konzept der Inneren Führung in der Aufbauphase der Bundeswehr.

Letzterer war mit der sogenannten sui-generis-These verbunden, wie sie traditionalistische Teile des Offizierkorps dem offiziellen Leitbild des Staatsbürgers in Uniform entgegensetzten. Damit war die Vorstellung verbunden, dass Soldaten einen Beruf eigener Art ausübten, der sich – etwa durch das Prinzip von Befehl und Gehorsam sowie die Möglichkeit, während der Berufsausübung zu töten bzw. getötet zu werden – von „zivilen" Berufen grundlegend unterscheide. So richtig diese Vorstellung auf der einen Seite ist, so problematisch ist der daraus auf der anderen Seite abgeleitete Anspruch, in den Streitkräften eine Art Parallelkultur mit eigenem Wertesystem zu installieren.

Nachdem sich in den 1970er und 1980er Jahren das Leitbild des Staatsbürgers in Uniform weitgehend durchgesetzt hatte, erhielt die sui-generis-These im Zuge der Transformation der Bundeswehr nach Ende des Kalten Krieges neuen Auftrieb. Aus einer reinen Verteidigungsarmee wurde nun sukzessive eine „Einsatzarmee". Damit stellte sich aber auch die Frage, ob die Konzepte der Inneren Führung und des Staatsbürgers in Uniform angesichts des neuen Aufgabenprofils noch zeitgemäß wären.

Mit den wachsenden Einsatzerfahrungen veränderte sich so das Selbstbild der Soldaten – insbesondere aus tatsächlichen oder vermeintlichen Elite-Truppen – vom fast schon zivilen Staatsbürger in Uniform allmählich hin zum

770 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 202.

„Kämpfer“ oder „Krieger“. In der Konsequenz bildeten sich zumindest in Teilen der Bundeswehr Züge einer Parallelgesellschaft heraus, welche den Werten der zivilen Gesellschaft, der sie eigentlich dienen sollen, zunehmend distanziert oder gar ablehnend gegenübersteht. Welche Gefahren sich daraus für die Demokratie ergeben, zeigen die Enthüllungen der letzten Jahre über rechtsradikale Netzwerke aus Angehörigen von Bundeswehr und Sicherheitsbehörden.[771]

Der Weg des apolitischen „Kriegertums“ birgt so immer die Gefahr, am Ende auf rechtsradikale Abwege zu geraten. Stattdessen sollte es darauf ankommen, Soldaten heranzubilden, die im Zweifelsfall nicht nur bereit und in der Lage sind zu kämpfen, sondern dabei auch noch überzeugte Demokraten sind. Andreas Herberg-Rothe setzt dementsprechend Keegans „warrior“-Ideal die – allerdings noch recht vage – Idee des „democratic warrior“ entgegen.[772]

Eine ähnlich einflussreiche Rolle wie Keegan und Creveld spielten in der Debatte um den Krieg der Zukunft im 21. Jahrhundert schließlich auch noch die zumeist US-amerikanischen Protagonisten der Revolution in Military Affairs (RMA). Deren bekannteste Vertreter sind wahrscheinlich Alvin und Heidi Toffler mit ihrem 1993 erschienenen Buch „War and Anti-war“.[773] Kennzeichnend für die sogenannte RMA-Literatur ist, dass der Krieg der Zukunft hier vor allem aus einer taktisch-technischen Perspektive betrachtet wird.

Militärische Hochtechnologie im Allgemeinen und die computergestützte Vernetzung von Aufklärungs-, Führungs- und „Wirk“-Systemen gelten dabei als Schlüssel zum militärischen Erfolg. Als entscheidender Faktor wird jedoch die so gewonnene Informationsdominanz betrachtet. Mit ihr verbindet sich die Vorstellung, der sonst im Krieg praktisch allgegenwärtigen Friktion, der Ungewissheit und dem Zufall ein Schnippchen schlagen zu können, weshalb einzelne US-Generale Ende der 1990er Jahre bereits das Ende der Clausewitzschen Welt verkündeten.[774]

Allerdings sind mit der Transformation der Streitkräfte im Sinne der RMA ganz erhebliche Kosten für die Entwicklung, Beschaffung und Instandhaltung der dafür erforderlichen Technik verbunden. Die Begeisterung der RMA-Protagonisten und die von ihnen genährte Technikgläubigkeit fungieren so faktisch als Teil des Marketings der in diesem Bereich tätigen Rüstungskonzerne.

771 Vgl. die Presseberichterstattung über „Uniter e. V.“, „Nordkreuz“, „Hannibal“ sowie die rechtsradikalen Umtriebe innerhalb des Kommando Spezialkräfte.

772 Andreas Herberg-Rothe, Clausewitz and the democratic warrior. In: Clausewitz. The state and war. Hrsg. von Andreas Herberg-Rothe, Stuttgart 2011, S. 150.

773 Alvin Toffler und Heidi Toffler, War and anti-war. Survival at the dawn of the 21st century, Boston 1993.

774 Cimbala, Chaos (wie Anm. 317), S. 5.

Das erklärt zum Teil auch die analytischen Defizite der RMA-Literatur. Ähnlich wie bei Keegan und Creveld wird die politische Bedingtheit des Krieges darin weitgehend ausgeblendet. Angesichts der taktisch-technischen Vorzüge moderner Hochtechnologie gerät so auch aus dem Blick, dass Kriege letztlich auf der strategischen Ebene entschieden werden. Dazu kommt außerdem die Tendenz, die lebendige Reaktion des Gegners zu ignorieren. Diese kann die Überlegenheit von Hightech entweder durch Störmaßnahmen zunichte machen oder durch Lowtech zumindest unterlaufen.[775]

Letzteres ergibt sich auch aus dem dominanten Kriegsbild. Während die technischen Innovationen der RMA ihre Vorzüge vor allem gegen einen konventionell operierenden Gegner ausspielen können, hatten es die US-Streitkräfte in der Mehrzahl ihrer Kriegseinsätze seit dem Zweiten Weltkrieg mit irregulären, in Guerilla-Manier agierenden Kämpfern zu tun.

In der Doktrinbildung der Streitkräfte schlägt sich dieser Umstand jedoch nur sehr eingeschränkt nieder. Dementsprechend verweist Ulrike Kleemeier auf die in den US-Streitkräften stark ausgeprägte Tendenz, die technischen Möglichkeiten zu überschätzen. Gerade bei der Bekämpfung von Guerilleros bzw. Terroristen sind jedoch der menschliche Faktor und die adäquate Deutung komplexer soziopolitischer Zusammenhänge von entscheidender Bedeutung für Erfolg oder Misserfolg.[776]

Dies zeigte sich insbesondere im Gefolge des Dritten Golfkrieges 2003. Der von einer USA-geführten „Koalition der Willigen" unternommene Feldzug gegen den Irak diente gleichsam als Testfeld für die im Sinne der RMA transformierten US-Streitkräfte. Tatsächlich funktionierte die netzwerkzentrierte Kriegführung gegen die irakische Armee weitgehend planmäßig. Doch nachdem die irakischen Streitkräfte geschlagen und das Land besetzt war, wurde rasch deutlich, dass die US-Regierung weder einen politischen Zweck des Krieges definiert hatte, noch Vorkehrungen für die Ausnutzung ihres operativen Erfolges getroffen hatte.

Aufgrund des schlanken Kräfteansatzes zeigte sich nach der offiziellen Beendigung der Kampfhandlungen im Mai 2003 sehr bald, dass die Koalition viel zu wenig Truppen im Irak hatte, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten. Proteste der Bevölkerung gegen die widrigen Lebensumstände,

775 David J. Lonsdale, Clausewitz and Information Warfare. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 239-242.

776 Ulrike Kleemeier, Moral Forces in War. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 119.

Terroranschläge und bürgerkriegsähnliche Zustände ließen den Irak in kürzester Zeit im Chaos versinken.[777]

In dieser unübersichtlichen Situation kamen die längst überwunden geglaubten Phänomene Zufall und Ungewissheit wieder in vollem Umfang zum Tragen. Gegen Anschläge mit Improvised explosive devices (IEDs) nützte selbst die leistungsfähigste Informationstechnologie nur wenig.[778]

Durch die massive Aufstockung der US-Truppen im Irak ab 2007 konnte dann zwar eine Stabilisierung der Situation herbeigeführt werden. Die damit verbundene Festnahme und Inhaftierung zahlreicher Aufständischer in Lagern wie Camp Bucca brachte jedoch neue Probleme. Tausende der Häftlinge radikalisierten sich hier und bildeten die künftige Personalbasis für den ab 2011 erstarkenden „Islamischen Staat im Irak und in Syrien" (ISIS).[779]

Mit Blick auf die US-amerikanische Kriegführung im Irak und den „American Way of War" legt Christopher Coker seinem fiktiven, auf Besuch in Westpoint weilenden Clausewitz daher die folgenden, treffenden Worte in den Mund:

> „Even your own military has embraced an a-strategic culture (for years it defind strategy as the art of bringing the enemy to the battelfield). Nonsense – it's the art of transforming a tactical success into a conclusive strategic and therefore political outcome."

Die praktizierte Art der Kriegführung sei dagegen „disturbingly apolitical".[780] Es muss an dieser Stelle dahingestellt bleiben, inwieweit diese Tendenz ein Ergebnis des Einflusses der Konzepte von Keegan, Creveld und den RMA-Propagandisten ist oder ob deren Thesen in den westlichen Militär- und Sicherheitseliten am Beginn des 21. Jahrhunderts nur deshalb so begierig rezipiert worden sind, weil sie a priori so gut mit der vorherrschenden Mentalität zusammenpassten.

Angesichts der eher durchwachsenen Bilanz der westlichen Militärinterventionen der letzten drei Jahrzehnte im Allgemeinen sowie ihres faktischen

---

777 Coker, Rebooting (wie Anm. 221), S. 100.

778 Antulio J. Echevarria, Clausewitz and the Nature of the War on Terror. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 216. Übersetzung: improvisierte Sprengvorrichtung.

779 Coker, Rebooting (wie Anm. 221), S. 103.

780 Ebd., S. 105. Übersetzung: „Sogar Ihr eigenes Militär hat eine a-strategische Kultur angenommen (jahrelang definiert es Strategie als die Kunst, den Feind auf das Schlachtfeld zu bringen). Unsinn – es ist die Kunst, einen taktischen Erfolg in ein schlüssiges strategisches und damit politisches Ergebnis umzuwandeln." – „beunruhigend apolitisch".

Scheiterns in Afghanistan und im Irak im Besonderen werden jedoch die „blinden Flecken" dieser Ansätze zunehmend erkannt. In der Folge wurde Clausewitz als Denker auch des Kleinen Krieges seit der Jahrtausendwende allmählich wiederentdeckt. Clausewitz bietet dabei aber nicht nur – wie Christopher Daase anmerkt – eine heute noch treffende Charakterisierung des Kleinen Krieges, eine überlegene Konzeptualisierung von politischer Gewalt sowie Ansatzpunkte für eine Erklärung, warum große Staaten Kleine Kriege so oft verlieren.[781]

Die Stärken seiner Theorie sind stattdessen viel grundsätzlicherer Natur. Das beginnt erstens mit der Offenheit einer Theorie, die nur „kritische Betrachtung" und nicht „positive Lehre" sein will. Auf diese Weise vermag sie auch der Wandelbarkeit des Krieges als „wahrem Chamäleon" gerecht zu werden.

Zweitens sind ihre begriffliche Klarheit und die analytische Durchdringung der Komplexität des Phänomens Krieg mit einer Hierarchie von Zwecken und Mitteln hervorzuheben.

Die wichtigste Erkenntnis ist aber die der umfassenden politischen Bedingtheit eines jeden Krieges. Kriege sind dabei nicht nur politische Akte, sondern sie werden auch durch die ihnen zugrunde liegenden politischen Verhältnisse und politischen Motive geprägt. Der grundlegende und entscheidende Gesichtspunkt bei ihrer Betrachtung ist daher immer der politische. Ohne den Krieg zunächst politisch zu denken, die politischen Verhältnisse zu analysieren und die politischen Zwecke festzulegen, ist die Entwicklung einer Strategie, die zum gewünschten politischen Ergebnis führt, logischerweise nicht möglich.

Dass dieser dritte Aspekt verkannt oder nicht gebührend gewürdigt wurde, ist zumindest ein wesentlicher Grund für die ausbleibenden Erfolge westlicher Militäreinsätze in „low-intensity conflicts" bzw. „neuen Kriegen". Denn wo Keegan und Creveld aufgrund ihres verengten Politikbegriffes gleichsam „unpolitische" Kriege zu erkennen glaubten, ist der politische Faktor – subjektiv und objektiv – letztlich sogar bedeutender als in konventionellen, zwischenstaatlichen Kriegen.

Die Folgen defizitärer Strategiebildung sind dann aber nicht nur faktisch gescheiterte Militärinterventionen, sondern auch nachhaltig destabilisierte Einsatzgebiete. Das zeigen die Entwicklungen in Afghanistan ab 2001 und dem Irak ab 2003 sehr deutlich. Im Falle der Intervention und des so betriebenen „regime change" in Libyen 2011 hatten sie überdies unmittelbaren Einfluss auf die Lage im benachbarten Mali. Bis heute müssen die Zustände in beiden Ländern als chronisch instabil und bürgerkriegsähnlich bezeichnet werden.

781 Daase, Clausewitz (wie Anm. 560), S. 182f.

Diese zogen wiederum weitere multinationale Militäreinsätze nach sich, deren Erfolgsaussichten ebenfalls mehr als fraglich sind.

Angesichts komplexer sicherheitspolitischer Konstellationen ist daher statt „taktischer Vorteilsnahme“ und „vordergründigem Durchwursteln“[782] ganzheitliches strategisches Denken erforderlich. Clausewitz’ Anspruch an einen vollwertigen Kriegsplan[783] definiert dafür gewissermaßen die Minimalanforderungen.

Als „kritische Betrachtung“ liefert die Clausewitzsche Theorie freilich keine Anleitungen für das Gewinnen von Kriegen. Sie bietet aber hinreichende Orientierung, um die Hauptfehler beim Einsatz militärischer Gewalt zu vermeiden. Dazu gehört zuerst, die „Natur des Mittels“ zu beachten und zu prüfen, ob militärische Gewalt tatsächlich geeignet ist, den verfolgten politischen Zweck zu erreichen.[784]

So verweist Lennart Souchon auf Studien zu verschiedenen Methoden der Bekämpfung irregulärer bzw. als terroristisch charakterisierter Gegner und deren Erfolgsaussichten. Ihre militärische Bekämpfung oder die Ausschaltung ihrer Anführer bietet demnach ebenso wie ihre Kriminalisierung deutlich schlechtere Chancen, eine solche Bewegung zu beenden, als der Verhandlungsweg.[785]

Die Anerkennung auch des irregulären Gegners ist dementsprechend ein entscheidender Schritt zur Einhegung und schlussendlichen Beilegung von derartigen Konflikten. Die Verweigerung der Anerkennung begünstigt demgegenüber deren weitere Eskalation.[786]

Entschließt man sich dennoch für eine „militärische Lösung“, so empfiehlt Souchon ein fünfstufiges Analyse- und Planungsprogramm, das sich an Clausewitzschen Kategorien orientiert. Den ersten Schritt bildet eine ganzheitliche Lagebeurteilung für die beteiligten Kriegsparteien auf Basis der „Tendenzen“ der „wunderlichen Dreifaltigkeit“. Danach folgt die Diagnose der jeweils verfolgten politischen Zwecke und die Beurteilung der Zweck-Ziel-Mittel-Relation sowie des zur Verfügung stehenden Maßes der Mittel. Der dritte Schritt umfasst die Abschätzung der möglichen Risiken, Friktionen und Zufälle sowie die Diskussion der verschiedenen Optionen ihrer Bewältigung. Im vierten Schritt gilt es schließlich, den politischen Zweck und die diesem

782 Souchon, 21. Jahrhundert (wie Anm. 19), S. 11.

783 Vgl. Kapitel 8 des vorliegenden Buches.

784 Benoit Durieux, Clausewitz and the Two Temptations of Modern Strategic Thinking. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 264.

785 Souchon, 21. Jahrhundert (wie Anm. 19), S. 170.

786 Herberg-Rothe, Rätsel (wie Anm. 14), S. 241.

entsprechenden strategischen Ziele zu benennen sowie den zu deren Erreichung erforderlichen Umfang der Mittel und die geeigneten Methoden festzulegen. Fünftens werden die Ergebnisse der ersten vier Schritte in einem Kriegsplan stimmig zusammengefasst.[787]

Auch wenn die praktische Umsetzung dieses anspruchsvollen Programms sicherlich nicht einfach ist, so dürfte es doch wesentlich besser geeignet sein, die sicherheitspolitischen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts zu bewältigen, als die vermeintlich einfachen Lösungen. Letztere haben in den vergangenen Jahrzehnten unter Beweis gestellt, dass sie nur allzu oft eher neue Dilemmata schaffen, als dass sie die gewünschten politischen Effekte herbeizuführen vermögen.

Mehr denn je ist daher von politischen und militärischen Entscheidungsträgern die Fähigkeit zum komplexen politisch-strategischen Denken gefordert. Die Clausewitzsche Theorie lädt dabei nicht nur zum eigenständigen Denken ein, sondern sie bietet dafür auch das erforderliche Rüstzeug. Angesichts der mannigfach beklagten Strategiedefizite in Deutschland und der westlichen Welt ist Clausewitz daher heute nicht nur immer noch aktuell, sondern sogar unverzichtbarer als je zuvor.[788]

787 Souchon, 21. Jahrhundert (wie Anm. 19), S. 202.

788 Gaddis, Grand Strategy (wie Anm. 2), S. 25. Souchon, 21. Jahrhundert (wie Anm. 19), S. 16.

KAPITEL 14

Rückblick und Ausblick

Ziel des vorliegenden Buches war es, Clausewitz' Theorie des Krieges nah an den Originaltexten zu präsentieren und für einen breiten Leserkreis zu erschließen. So sollten auch mit Clausewitz noch nicht vertraute Leser an dessen Werk auf der Höhe der Forschung und in systematischer Form herangeführt werden. Auf diese Weise sollten einerseits Verständnisbarrieren bei der Lektüre des Hauptwerkes „Vom Kriege" abgebaut und andererseits die Clausewitzsche Theorie für künftige Entscheidungsträger als Instrument der strategischen Analyse handhabbar gemacht werden.

Deren eigentliche Vorzüge resultieren gerade aus jenen vermeintlichen Schwächen, wie sie seit dem 19. Jahrhundert von militärischen und zivilen Clausewitz-Interpreten immer wieder kritisiert worden sind. Das sind vor allem der Verzicht auf ein fixes Regelwerk im Sinne einer „positiven Lehre", ihr unvollendeter Charakter als „work in progress" sowie die vordergründig widersprüchlichen Aussagen aus verschiedenen Arbeitsphasen, welche sich jedoch bei näherer Betrachtung letztlich nur komplementär zueinander verhalten.

Clausewitz hatte seiner Theorie als „verweilender kritischer Betrachtung" die Aufgabe zugedacht, mit Blick auf den historischen Erfahrungsraum die mannigfaltigen Kombinationen von Zwecken und Mitteln sowie Ursachen und Wirkungen zu analysieren und „den Geist des künftigen Führers im Kriege [zu – CTM] erziehen". Dadurch sollte das Urteilsvermögen des Feldherrn bzw. anderer Entscheidungsträger gefördert werden. Keinesfalls war diese Theorie jedoch als „algebraische Formel für das Schlachtfeld" gedacht.[789]

Indem die Theorie aber keine Anweisung zum Handeln, sondern lediglich Hilfsmittel für Analyse und Verständnis der wirklichen Kriege sein soll, wird Theorie möglich und der bei den „Systemmachern" früher oder später eintretende Widerspruch mit der Praxis wird vermieden. Dabei sollte die Theorie stets praktisch bleiben und die Dynamik der menschlichen Faktoren berücksichtigen, um auch vor den Unwägbarkeiten der Lebenswirklichkeit und der Geschichte ihre Gültigkeit zu bewahren. Das bedeutet aber auch, dass sie stets selbst Gegenstand der Kritik bleiben muss.

Dieser Anspruch spiegelt sich nicht zuletzt in der Entstehungsgeschichte des Hauptwerkes wider. Clausewitz hat seine eigenen theoretischen Positionen vor dem Hintergrund seiner praktischen Kriegserfahrungen und

789 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), (II.2.) S. 290f.

© VERLAG FERDINAND SCHÖNINGH 2021 | DOI:10.30965/9783657703173_015

seiner historischen Studien immer wieder kritisch reflektiert und in verschiedenen Punkten auch modifiziert. Im Ergebnis führt dies dazu, dass die in verschiedenen Phasen der Theoriebildung und meist auch für differierende Kontexte getroffenen Aussagen zueinander in Spannung oder gar offenkundigem Widerspruch stehen können. Allerdings bedeutet dies nicht, dass die neueren Aussagen deshalb zwangsläufig einen höheren Wahrheitsgrad als die älteren besitzen würden.

Die zentrale Rolle, welche Clausewitz der Kritik für Anwendung und Weiterentwicklung seiner Theorie beigemessen hat, zeigt, dass diese bewusst nicht als statisches Regelwerk angelegt worden ist. Das verschaffte ihr die notwendige Flexibilität, um auch dem dynamischen Wandel des Phänomens Krieg gerecht werden zu können. Gleichzeitig ergab sich daraus die Konsequenz, dass seine Theorie – auch wenn Clausewitz deutlich länger gelebt hätte – am Ende immer nur unvollendet, immer nur „work in progress" bleiben konnte. Die derart erlangte Zeitlosigkeit bildet den wesentlichen Vorzug des Clausewitzschen Theorieansatzes gegenüber den tendenziell starren Regelwerken der „Systemmacher" seiner Zeit.

Das bedeutet freilich nicht, dass sein Werk nicht auch in hohem Maße zeitgebundene Elemente enthalten würde. Das betrifft vor allem seine Ausführungen zur Heeresorganisation und zu taktischen Verfahren. Darüber hinaus sind natürlich auch die zahlreich betrachteten historischen Beispiele immer zeitgebunden – zum einen im Hinblick auf das Beispiel selbst und zum anderen auf die Perspektive von Clausewitz als Betrachter. Hinzu kommt eine Reihe von Leerstellen innerhalb des Werkes. Dementsprechend merkt Hew Strachan an:

> „Picking holes in On War is an easy game: it is massively Eurocentric; there is nothing on navies and little on economy. Written in an era when sovereign states enjoyed an unfettered right to ressort to war, it neglected international law to an extent unacceptable since 1945."[790]

Kennzeichnend ist außerdem, dass militärtechnische Innovationen und der damit verbundene futurologische Aspekt des Nachdenkens über den Krieg bei Clausewitz praktisch keine Rolle spielen. Das ist insofern nicht verwunderlich,

790 Strachan, Clausewitz (wie Anm. 15), S. 193. Übersetzung: „Löcher in ‚Vom Kriege' zu schlagen ist ein einfaches Spiel: Es ist massiv eurozentrisch; es gibt nichts über die Marine und nur wenig über die Wirtschaft. Geschrieben in einer Zeit, in der souveräne Staaten ein uneingeschränktes Recht besaßen, sich des Mittels des Krieges zu bedienen, wurde das Völkerrecht in einem Maße vernachlässigt, wie es seit 1945 nicht mehr akzeptabel ist."

als Clausewitz zu einer Zeit lebte, in der die industrielle Revolution gerade erst begonnen und die Waffentechnik sich seit einem Jahrhundert kaum verändert hatte.[791]

Andererseits war es ja gerade der Wandel des Kriegsbildes um 1800, der Clausewitz zur kritischen Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Kriegstheorie veranlasst hatte. Allerdings war dieser Wandel den veränderten soziopolitischen Verhältnissen sowie einer Reihe von Innovationen in den Bereichen Militärorganisation, Logistik und Taktik zuzuschreiben.

Mit Blick auf die „low-intensity conflicts" bzw. „neuen Kriege" des 21. Jahrhunderts ist dieser Umstand insofern bemerkenswert, da deren Charakter ebenfalls weniger durch innovative Technik als vielmehr durch die sozio-politischen bzw. sozioökonomischen Verhältnisse sowie die entsprechend geprägten Akteure konstituiert wird. Der futurologische Aspekt der Kriegstheorie, wie er bei den RMA-Protagonisten stark zum Tragen kommt, gibt demgegenüber eher einen Einblick in das technisch Machbare als in die Charakteristik der wirklichen Kriege des 21. Jahrhunderts.

Clausewitz' Anspruch war es stattdessen, dass die Theorie auch vor den Imponderabilien der Lebenswirklichkeit ihre Gültigkeit behält. Er wollte „ein Buch schreiben, was nicht nach zwei oder drei Jahren vergessen wäre, und was derjenige, welcher sich für den Gegenstand interessiert, allenfalls mehr als einmal in die Hand nehmen könnte."[792]

Dies ist ihm wahrlich gelungen. Raymond Aron lobte dementsprechend in den 1970er Jahren die Clausewitzsche Theorie als ein „geistiges Gebäude, das noch nach anderthalb Jahrhunderten Ehrfurcht einflößt".[793]

Sein Verdienst besteht vor allem darin, das Wesen des Krieges und der in ihm wirkenden Elemente mit einer begrifflichen Klarheit und Systematik herausgearbeitet zu haben, wie sie in der kriegstheoretischen Literatur vor ihm und nach ihm nicht mehr erreicht wurde. Die zentrale Erkenntnis besteht dabei darin, dass der Krieg umfassend politisch bedingt ist.

Er ist nicht nur Fortsetzung der Politik, sondern er wird von Anfang bis Ende von der Politik – im objektiven wie im subjektiven Sinne – durchdrungen. Dementsprechend besteht ein enger Zusammenhang zwischen Organisation und modus operandi der Streitkräfte einerseits und den objektiven soziopolitischen Strukturen andererseits. Gleichzeitig ist der Krieg als Mittel zum Zweck der subjektiven Politik selbst ein politischer Akt.

---

791 Gembruch, Technik (wie Anm. 270), S. 469-471.

792 Clausewitz, Vom Kriege (wie Anm. 3), S. 175.

793 Aron, Clausewitz (wie Anm. 12), S. 75.

Die Politik determiniert damit auch das Ergebnis des Krieges. Ist sie richtig, kann der Krieg bzw. der Einsatz militärischer Gewalt zum gewünschten politischen Ergebnis führen. Ist sie es nicht, so kann dieses Manko – zumindest auf längere Sicht – auch durch operativ-taktische Finesse oder überlegene Technik nicht kompensiert werden. Dann steht allen taktischen Erfolgen zum Trotz am Ende des Krieges eine strategische bzw. politische Niederlage.

Clausewitz selbst hatte im Hinblick auf den bleibenden Ertrag seines Werkes angemerkt: „Nicht was wir gedacht haben, halten wir für einen Verdienst um die Theorie, sondern die Art, wie wir es gedacht haben."[794]

Sein Werk lehrt dementsprechend vor allem, den Krieg in seiner Komplexität und Wandelbarkeit zu denken. Das reicht sicherlich nicht aus, um Kriege zu gewinnen. Aber es bietet gute Voraussetzungen dafür, schwerwiegende strategische Fehler und die nicht selten gravierenden Folgen eines unzureichend reflektierten Interventionismus zu vermeiden.

Sein Werk „Vom Kriege" vermittelt damit, wie Werner Hahlweg vor einem halben Jahrhundert konstatiert hatte, „eine Schulung des Geistes überhaupt im Erkennen und selbständigen Beurteilen des Krieges und seiner Wesenszüge in ihrer Gesamtheit." Das setzt freilich bei seinen Leserinnen und Lesern „Arbeitsintensität, einen durchdringenden, selbsttätigen Verstand voraus und erfordert ein genaues Studium der einzelnen Kapitel wie überhaupt des gesamten Werkes".[795] Das vorliegende Buch soll dabei Unterstützung bieten. Denken muss am Ende aber jeder immer noch selbst.

Clausewitz selbst bietet dafür immer noch das beste Beispiel. Er begegnete den militärtheoretischen wie den politischen Strömungen seiner Zeit mit einem freien und kritischen Geist. Auch wenn ihm das zuweilen Argwohn und Ablehnung eintrug, hatte er den Mut zum eigenständigen, kritischen Denken. Als Kind der Aufklärung folgte er deren von Immanuel Kant klassisch formulierten Wahlspruch:

> „Sapere aude! Habe Muth, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!"[796]

Dieser Leitsatz ist nicht nur klassisch, sondern immer noch höchst aktuell. Mehr denn je gilt er mit Blick auf die komplexen sicherheitspolitischen

794 Clausewitz, Feldzug von 1812 (wie Anm. 109), S. 361.

795 Hahlweg, Clausewitzbild (wie Anm. 9), S. 8 und 51.

796 Immanuel Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift, 1784, H. 12, S. 481-494, S. 481. Online unter: http://www.deutschestextarchiv.de/book/view/kant_aufklaerung_1784?p=17 (Stand 08.11.2020). Sapere aude! = Wage es, weise zu sein!

Herausforderungen des 21. Jahrhunderts. Die Clausewitzsche Theorie bietet für deren geistige Durchdringung und Bewältigung immer noch ein analytisch höchst leistungsfähiges Instrumentarium. Um dieses auch nutzen zu können, gilt es deshalb, Clausewitz' Gedanken nicht nur im Munde zu führen, sondern diese auch tatsächlich zu verstehen.

Anhang

Abkürzungsverzeichnis

Abb.	Abbildung
a. D.	außer Dienst
AKUF	Arbeitsgemeinschaft Kriegsursachenforschung
Anm.	Anmerkung
Bd., Bde.	Band, Bände
d. Ä.	der Ältere
DDR	Deutsche Demokratische Republik
d. J.	der Jüngere
Ebd.	Ebenda
f	folgende Seite
hrsg.	herausgegeben
IED	Improvised explosive device
ISIS	Islamischer Staat im Irak und in Syrien
Mr.	Mister
NATO	North Atlantic Treaty Organisation
Nr.	Nummer
NS	Nationalsozialismus, nationalsozialistisch
NVA	Nationale Volksarmee
RMA	Revolution in Military Affairs
OSS	Office of Strategic Services
S.	Seite
Sr.	Seiner
SS	Schutzstaffel
SWP	Stiftung Wissenschaft und Politik
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, Sowjetunion
U.S., US	United States
USA	United States of America
v. Chr.	vor Christus
Vgl.	Vergleiche
z. B.	zum Beispiel

Gliederungsübersicht von Carl von Clausewitz, Vom Kriege

Verwendet wurde die Ausgabe: Carl von Clausewitz, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Vollständige Ausgabe im Urtext, drei Teile in einem Band. Hrsg. von Werner Hahlweg, 19. Auflage Bonn 1980.

Vorrede zur ersten Auflage
Nachricht
Vorrede des Verfassers

Erster Teil
Erstes Buch: Über die Natur des Krieges

1. Kapitel Was ist der Krieg
2. Kapitel Zweck und Mittel im Kriege
3. Kapitel Der kriegerische Genius
4. Kapitel Von der Gefahr im Kriege
5. Kapitel Von der körperlichen Anstrengung im Kriege
6. Kapitel Nachrichten im Kriege
7. Kapitel Friktion im Kriege
8. Kapitel Schlußbemerkungen zum ersten Buch

Zweites Buch: Über die Theorie des Krieges

1. Kapitel Einteilung der Kriegskunst
2. Kapitel Über die Theorie des Krieges
3. Kapitel Kriegskunst oder Kriegswissenschaft
4. Kapitel Methodismus
5. Kapitel Kritik
6. Kapitel Über Beispiele

Drittes Buch: Von der Strategie überhaupt

1. Kapitel Strategie
2. Kapitel Elemente der Strategie
3. Kapitel Moralische Größen
4. Kapitel Die moralischen Hauptpotenzen
5. Kapitel Kriegerische Tugend des Heeres
6. Kapitel Die Kühnheit
7. Kapitel Beharrlichkeit

8. Kapitel Überlegenheit der Zahl
9. Kapitel Die Überraschung
10. Kapitel Die List
11. Kapitel Sammlung der Kräfte im Raum
12. Kapitel Vereinigung der Kräfte in der Zeit
13. Kapitel Strategische Reserve
14. Kapitel Ökonomie der Kräfte
15. Kapitel Geometrisches Element
16. Kapitel Über den Stillstand im kriegerischen Akt
17. Kapitel Über den Charakter der heutigen Kriege
18. Kapitel Spannung und Ruhe (Das dynamische Gesetz des Krieges)

Viertes Buch: Das Gefecht

1. Kapitel Übersicht
2. Kapitel Charakter der heutigen Schlacht
3. Kapitel Das Gefecht überhaupt
4. Kapitel Fortsetzung
5. Kapitel Über die Bedeutung des Gefechts
6. Kapitel Dauer des Gefechts
7. Kapitel Entscheidung des Gefechts
8. Kapitel Einverständnis beider Teile zum Gefecht
9. Kapitel Die Hauptschlacht (Ihre Entscheidung)
10. Kapitel Fortsetzung (Wirkung des Sieges)
11. Kapitel Fortsetzung (Der Gebrauch der Schlacht)
12. Kapitel Strategische Mittel, den Sieg zu benutzen
13. Kapitel Rückzug nach verlorener Schlacht
14. Kapitel Das nächtliche Gefecht

Zweiter Teil

Fünftes Buch: Die Streitkräfte

1. Kapitel Übersicht
2. Kapitel Armee, Kriegstheater, Feldzug
3. Kapitel Machtverhältnis
4. Kapitel Waffenverhältnis
5. Kapitel Schlachtordnung des Heeres
6. Kapitel Allgemeine Aufstellung des Heeres
7. Kapitel Avantgarde und Vorposten
8. Kapitel Wirkungsart vorgeschobener Korps
9. Kapitel Lager
10. Kapitel Märsche

11. Kapitel Fortsetzung
12. Kapitel Fortsetzung
13. Kapitel Quartiere
14. Kapitel Der Unterhalt
15. Kapitel Operationsbasis
16. Kapitel Verbindungslinien
17. Kapitel Gegend und Boden
18. Kapitel Überhöhen

Sechstes Buch: Verteidigung
1. Kapitel Angriff und Verteidigung
2. Kapitel Wie verhalten sich Angriff und Verteidigung in der Taktik zueinander
3. Kapitel Wie verhalten sich Angriff und Verteidigung in der Strategie zueinander
4. Kapitel Konzentrizität des Angriffs und Exzentrizität der Verteidigung
5. Kapitel Charakter der strategischen Verteidigung
6. Kapitel Umfang der Verteidigungsmittel
7. Kapitel Wechselwirkung von Angriff und Verteidigung
8. Kapitel Widerstandsarten
9. Kapitel Die Verteidigungsschlacht
10. Kapitel Festungen
11. Kapitel Fortsetzung
12. Kapitel Defensivstellung
13. Kapitel Feste Stellungen und verschanzte Lager
14. Kapitel Flankenstellungen
15. Kapitel Gebirgsverteidigung
16. Kapitel Fortsetzung
17. Kapitel Fortsetzung
18. Kapitel Verteidigung von Strömen und Flüssen
19. Fortsetzung
20. Kapitel A. Verteidigung von Morästen
    B. Überschwemmungen
21. Kapitel Verteidigung von Wäldern
22. Kapitel Der Kordon
23. Kapitel Schlüssel des Landes
24. Kapitel Flankenwirkung
25. Kapitel Rückzug in das Innere des Landes
26. Kapitel Volksbewaffnung
27. Kapitel Verteidigung eines Kriegstheaters
28. Kapitel Fortsetzung

29. Kapitel Fortsetzung. Sukzessiver Widerstand
30. Kapitel Fortsetzung. Verteidigung eines Kriegstheaters, wenn keine Entscheidung gesucht wird

Dritter Teil

Skizzen zum siebenten Buche: Der Angriff

1. Kapitel Der Angriff in Beziehung auf die Verteidigung
2. Kapitel Natur des strategischen Angriffs
3. Kapitel Vom Gegenstande des strategischen Angriffs
4. Kapitel Abnehmende Kraft des Angriffs
5. Kapitel Kulminationspunkt des Angriffs
6. Kapitel Vernichtung der feindlichen Streitkräfte
7. Kapitel Die Offensivschlacht
8. Kapitel Flußübergänge
9. Kapitel Angriff auf Defensivstellungen
10. Kapitel Angriff verschanzter Lager
11. Kapitel Angriff eines Gebirges
12. Kapitel Angriff von Linienkordons
13. Kapitel Manövrieren
14. Kapitel Angriff von Morästen, Überschwemmungen, Wäldern
15. Kapitel Angriff eines Kriegstheaters mit Entscheidung
16. Kapitel Angriff eines Kriegstheaters ohne Entscheidung
17. Kapitel Angriff von Festungen
18. Kapitel Angriff von Transporten
19. Kapitel Angriff einer feindlichen Armee in Quartieren
20. Kapitel Diversion
21. Kapitel Invasion
    Über den Kulminationspunkt des Sieges

Achtes Buch: Kriegsplan

1. Kapitel Einleitung
2. Kapitel Absoluter und wirklicher Krieg
3. Kapitel A. Innerer Zusammenhang des Krieges
   B. Von der Größe des kriegerischen Zweckes und der Anstrengung
4. Kapitel Nähere Bestimmungen des kriegerischen Zieles. Niederwerfung des Feindes
5. Kapitel Fortsetzung. Beschränktes Ziel
6. Kapitel A. Einfluß des politischen Zweckes auf das kriegerische Ziel
   B. Der Krieg ist ein Instrument der Politik

7. Kapitel Beschränktes Ziel. Angriffskrieg
8. Kapitel Beschränktes Ziel. Verteidigung
9. Kapitel Kriegsplan, wenn Niederwerfung des Feindes das Ziel ist

Literaturverzeichnis

Ancona, Clemente, Der Einfluß von Clausewitz' „Vom Kriege" auf das marxistische Denken von Marx bis Lenin. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 560-591.

Aron, Raymond, Clausewitz, den Krieg denken, Frankfurt am Main, Berlin, Wien 1980.

Bassford, Christopher, Clausewitz in English. The reception of Clausewitz in Britain and America; 1815-1945, New York, Oxford 1994.

Bassford, Christopher, John Keegan and the Grand Tradition of Trashing Clausewitz. A Polemic, In: War and History (1994). Online unter: http://www.clausewitz.com/mobile/keegandelenda.Htm.

Bassford, Christopher, The Primacy of Policy and the ‚Trinity' in Clausewitz's Mature Thought. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 74-90.

Baumann, Timo, Friktion und Chaos. Clausewitz und das naturwissenschaftliche Weltbild, In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 45 (1997), S. 677-695.

Beaufre, André, Totale Kriegskunst im Frieden. Einführung in die Strategie, Berlin 1964.

Bellinger, Vanya Eftimova, Marie von Clausewitz. The Woman behind the Making of On War, Oxford, New York 2016.

Berenhorst, Georg Heinrich, Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. Auch für Layen verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen, Leipzig 1797.

Brodie, Bernard, The absolute weapon. Atomic power and world order, New York, NY 1946.

Brodie, Bernard, Strategy in the missile age, Princeton, NJ 1959.

Bülow, Adam Heinrich Dietrich von, Geist des neuern Kriegssystems. Hergeleitet aus dem Grundsatze einer Basis der Operationen, Hamburg 1799.

Bülow, Adam Heinrich Dietrich von, Lehrsätze des neuern Krieges oder reine und angewandte Strategie aus dem Geist des neuern Kriegssystems hergeleitet, Berlin 1805.

Caemmerer, Rudolf von, Clausewitz, Leipzig, Oldenburg, Berlin 1905.

Camon, Hubert, Clausewitz, Paris 1911.

Carl von Clausewitz. Politische Schriften und Briefe. Hrsg. von Hans Rothfels, München 1922.

Carl von Clausewitz. Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1966 (= Bd. 1).

Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979 (= Bibliotheca rerum militarium, Bd. 45).

Carl von Clausewitz. Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1990 (= Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 49, 1).

Carl von Clausewitz. Schriften – Aufsätze – Studien – Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1990 (= Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 49, 2).

Cimbala, Stephen J., Clausewitz and chaos. Friction in war and military policy, Westport, CT, London 2001.

Clausewitz, Carl von, Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung, Berlin 1832-1837, 10 Bde.

Clausewitz, Carl von, Der Feldzug von 1812 in Rußland, der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand und der Feldzug von 1814 in Frankreich, Berlin, Berlin 1835 (= Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung, Bd. 7).

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, Hrsg. von Wilhelm von Scherff, Berlin 1880.

Clausewitz, Carl von, Bekenntnisdenkschrift 1812. In: Carl von Clausewitz. Politische Schriften und Briefe. Hrsg. von Hans Rothfels, München 1922, S. 80-119.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk, Hrsg. von Bruno Pochhammer, Berlin 1937.

Clausewitz, Carl von, Ausgewählte Briefe an Marie von Clausewitz und Gneisenau, Berlin 1953.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, Hrsg. von Ernst Engelberg, Berlin 1957.

Clausewitz, Carl von, Meine Vorlesungen über den kleinen Krieg, gehalten auf der Kriegs-Schule 1810 und 1811. In: Carl von Clausewitz. Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1966, S. 208-599.

Clausewitz, Carl von, Bemerkungen über die reine und angewandte Strategie des Herrn von Bülow oder Kritik der darin enthaltenen Ansichten 1805. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979, S. 63-88.

Clausewitz, Carl von, Gedanken zur Abwehr, 22. Dezember 1827 und 24. Dezember 1827. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979, S. 493-526.

Clausewitz, Carl von, Historische Briefe über die großen Kriegsereignisse 1806. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979, S. 93-125.

Clausewitz, Carl von, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe, 1823/24. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979, S. 301-491.

Clausewitz, Carl von, Strategie aus dem Jahre 1804 mit Zusätzen von 1808 und 1809. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979, S. 1-61.

Clausewitz, Carl von, Über das Leben und den Charakter von Scharnhorst 1817. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979, S. 205-246.

Clausewitz, Carl von, Die wichtigsten Grundsätze des Kriegsführens zur Ergänzung meines Unterrichts bei Sr. Königlichen Hoheit dem Kronprinzen. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 9-44.

Clausewitz, Carl von, Leitfaden zur Bearbeitung der Taktik oder Gefechtslehre. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 54-125.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Vollständige Ausgabe im Urtext, drei Teile in einem Band. Hrsg. von Werner Hahlweg, Bonn 1980.

Clausewitz, Carl von, Entwürfe und Vorarbeiten zum Werk „Vom Kriege". In: Carl von Clausewitz. Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1990.

Clausewitz, Carl von, Feldzug von 1812 in Russland. In: Carl von Clausewitz. Schriften – Aufsätze – Studien – Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1990, S. 717-935.

Clausewitz, Carl von, Niederschriften des Werkes „Vom Kriege". In: Carl von Clausewitz. Schriften, Aufsätze, Studien, Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1990.

Clausewitz, Carl von, Über die Theorie des Krieges. In: Carl von Clausewitz. Schriften – Aufsätze – Studien – Briefe. Dokumente aus dem Clausewitz-, Scharnhorst- und Gneisenau-Nachlaß sowie aus öffentlichen und privaten Sammlungen. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1990.

Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980 (= Ullstein-Buch, Bd. 35052).

Clausewitz-Kolloquium. Theorie des Krieges als Sozialwissenschaft. Hrsg. von Gerhard Vowinckel, Berlin 1993.

Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007 (= The Oxford Leverhulme programme on the changing character of war).

Clausewitz. The state and war. Hrsg. von Andreas Herberg-Rothe, Stuttgart 2011 (= Staatsdiskurse, Bd. 17).

Coker, Christopher, Rebooting Clausewitz. ‚On War' in the Twenty-First Century, London 2017.

Creuzinger, Paul, Hegels Einfluß auf Clausewitz, Berlin 1911.

Creveld, Martin L. van, Die Zukunft des Krieges, München 1998.

Creveld, Martin L. van, Grausamkeit oder Zurückhaltung. Wie reguläre Armeen asymmetrische Kriege gewinnen können, In: Internationale Politik (April 2006), S. 86-94.

Daase, Christopher, Kleine Kriege – große Wirkung, Baden-Baden 1999 (= Weltpolitik im 21. Jahrhundert, Bd. 2).

Daase, Christopher, Clausewitz and Small Wars. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 182-195.

Delbrück, Hans, Geschichte der Kriegskunst. Die Neuzeit: vom Kriegswesen der Renaissance bis zu Napoleon, Hamburg 2008 (= Bd. 4).

Dieterich, Rainer, Carl von Clausewitz als Psychologe. Die ‚moralischen Größen' im Lichte der Persönlichkeitspsychologie. In: Clausewitz-Kolloquium. Theorie des Krieges als Sozialwissenschaft. Hrsg. von Gerhard Vowinckel, Berlin 1993, S. 111-136.

Dill, Günter, Einleitung. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. VII-XL.

Durieux, Benoit, Clausewitz and the Two Temptations of Modern Strategic Thinking. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 251-265.

Echevarria, Antulio J., Clausewitz and Contemporary War, New York 2007.

Echevarria, Antulio J., Clausewitz and the Nature of the War on Terror. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 196-218.

Echevarria, Antulio J., The Cold War Clausewitz. Reconsidering the primacy of policy in On War. In: Clausewitz. The state and war. Hrsg. von Andreas Herberg-Rothe, Stuttgart 2011, S. 129-148.

Echevarria, Antulio J., After Clausewitz. German military thinkers before the Great War, Lawrence, Kan. 2000 (= Modern war studies).

Emmerich, Andreas, Der Partheygänger im Kriege, oder Gebrauch der leichten Truppen im Felde. Aus dem Englischen; Mit einigen Anmerkungen, Dresen 1791.

Engelberg, Ernst, Carl von Clausewitz in seiner Zeit. In: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Hrsg. von Ernst Engelberg, Berlin 1957.

Ewald, Johann von, Abhandlung über den kleinen Krieg, Göttingen, Cassel 1785.

Förster, Gerhard, Carl von Clausewitz. Lebensbild eines patriotischen Militärs und fortschrittlichen Militärtheoretikers, Berlin 1983.

Franklin, William D., Clausewitz on Limited War, In: Military Review. Professional Journal of the US Army, 47 Heft 6 (1967), S. 23-29.

Frevert, Ute, Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001.

Fuller, John Frederick Charles, Die entartete Kunst, Krieg zu führen. 1789-1961, Köln 1964.

Gaddis, John Lewis, On grand strategy, New York, NY 2018.

Gantzel, Klaus Jürgen, Der unerhörte Clausewitz. Zur Korrektur gefährlicher Irrtümer – eine notwendige Polemik, Hamburg 2001 (= Arbeitspapier, Nr. 5 (2001)).

Gantzel, Klaus Jürgen; Schwinghammer, Torsten, Die Kriege nach dem Zweiten Weltkrieg 1945 bis 1992. Daten und Tendenzen, Münster 1995 (= Kriege und militante Konflikte, Bd. 1).

Gat, Azar, The Origins of Military Thought from the Enlightenment to Clausewitz, Oxford 1989.

Gembruch, Werner, Die Faktoren „Technik" und „technische Entwicklung" in der Kriegslehre von Clausewitz. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 465-473.

Gneisenau, August Neidhardt von, Denkschrift des Oberstleutnants Neidhardt von Gneisenau [Königsberg, August 1808]. In: Die Reorganisation des preußischen Staates unter Stein und Hardenberg. Hrsg. von Rudolf Vaupel, Leipzig 1938 (= Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven), S. 554-555.

Hahlweg, Werner, Clausewitz, Carl Philipp Gottlieb von, In: Neue Deutsche Biographie, 3 (1957), S. 271-276.

Hahlweg, Werner, Lehrmeister des kleinen Krieges. Von Clausewitz bis Mao Tse-Tung und (Che) Guevara, Darmstadt 1968 (= Beiträge zur Wehrforschung, Bd. 18/19).

Hahlweg, Werner, Carl von Clausewitz. Soldat, Politiker, Denker, Göttingen, Zürich, Frankfurt am Main 1969 (= Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 3).

Hahlweg, Werner, Einleitung. In: Carl von Clausewitz. Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979.

Hahlweg, Werner, Das Clausewitzbild einst und jetzt. In: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. Vollständige Ausgabe im Urtext, drei Teile in einem Band. Hrsg. von Werner Hahlweg, Bonn 1980, S. 1-172.

Hahlweg, Werner, Lenin und Clausewitz. Ein Beitrag zur politischen Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von

Clausewitz „Vom Kriege“. Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 592-651.

Handbuch für den Offizier zur Belehrung im Frieden und zum Gebrauch im Felde. Hrsg. von Johann Jakob Otto August Rühle von Lilienstern, Berlin 1818.

Das Heerwesen des XIX. Jahrhunderts. Hrsg. von Eugen von Frauenholz, München 1941 (= Entwicklungsgeschichte des deutschen Heerwesens, Bd. 5).

Herberg-Rothe, Andreas, Das Rätsel Clausewitz. Politische Theorie des Krieges im Widerstreit, München 2001.

Herberg-Rothe, Andreas, Clausewitz und Napoleon – Jena, Moskau, Waterloo. Clausewitz-Gespräch am 1. Dezember 2005, Hamburg 2006 (= Clausewitz-Information, 2006, 1).

Herberg-Rothe, Andreas, Clausewitz and the democratic warrior. In: Clausewitz. The state and war. Hrsg. von Andreas Herberg-Rothe, Stuttgart 2011, S. 149-161.

Herberg-Rothe, Andreas, Der Krieg. Geschichte und Gegenwart: eine Einführung, Frankfurt, New York 2017.

Heuser, Beatrice, Clausewitz lesen! Eine Einführung, München 2005 (= Militärgeschichte kompakt, Bd. 1).

Heuser, Beatrice, Clausewitz's Ideas of Strategy and Victory. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 138-162.

Heuser, Beatrice, Den Krieg denken. Die Entwicklung der Strategie seit der Antike, Paderborn 2010.

Heuser, Beatrice, What Clausewitz read. On the origins of some of his key ideas. In: Strategy Before Clausewitz. Linking Warfare and Statecraft 1400-1830. Hrsg. von Beatrice Heuser, London, New York 2018, S. 185-207.

Hindenburg, Paul von, Aus meinem Leben, Leipzig 1920.

Honig, Jan Willem, Clausewitz's On War: Problems of Text and Translation. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 57-73.

Huntington, Samuel P., The soldier and the state. The theory and politics of civil-military relations, New York, NY 1957 (= A Vintage book Political science, V 514).

Justrow, Karl, Feldherr und Kriegstechnik. Studien über den Operationsplan des Grafen Schlieffen und Lehren für unseren Wehraufbau und unsere Landesverteidigung, Oldenburg i.O. 1933.

Kaldor, Mary, Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung, Frankfurt am Main 2000 (= Edition zweite Moderne).

Kant, Immanuel, Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf, Königsberg 1795.

Kant, Immanuel, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Berlinische Monatsschrift, 1784, H. 12, S. 481-494.

Keegan, John, Die Kultur des Krieges, Reinbek bei Hamburg 1997 (= Rororo Sachbuch, Bd. 60248).

Kleemeier, Ulrike, Moral Forces in War. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 107-121.

Kondylis, Panajotis, Theorie des Krieges. Clausewitz – Marx – Engels – Lenin, Stuttgart 1988.

Lange, Sven, Hans Delbrück und der „Strategiestreit". Kriegführung und Kriegsgeschichte in der Kontroverse 1879-1914, Freiburg im Breisgau 1995 (= Einzelschriften zur Militärgeschichte, Bd. 40).

Lenin, Wladimir Iljitsch, Clausewitz' Werk „Vom Kriege". Auszüge und Randglossen, Berlin 1957.

Liddell Hart, Basil Henry, Strategie, Wiesbaden 1955.

Liddell Hart, Basil Henry, Vom staatlichen und vom militärischen Ziel. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 542-557.

Lloyd, Henry, Des Herrn General von Lloyd's Abhandlung über die allgemeinen Grundsätze der Kriegskunst, Frankfurt, Leipzig 1783.

Lonsdale, David J., Clausewitz and Information Warfare. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 231-250.

Lossau, Constantin von, Der Krieg. Für wahre Krieger, Wien, Leipzig 2009 (= Die Bibliothek von R**).

Ludendorff, Erich, Kriegführung und Politik. Ein Abriß aus der Geschichte des Weltkrieges, Berlin 1923.

Ludendorff, Erich, Der totale Krieg, München 1935.

Luszek, Marius, Der Landsturm 1813 – zwischen Psyche, militärischer Leistung und politischer Kontroverse, (unveröffentlichte Seminararbeit) Universität Potsdam 2018.

Luttwak, Edward, Strategie. Die Logik von Krieg und Frieden, Lüneburg 2003.

Maass, Meinhard, Das Clausewitzbild der DDR, Würzburg 1981.

Mao Tse-tung, Ausgewählte Werke, Peking 1968.

Marwedel, Ulrich, Carl von Clausewitz. Persönlichkeit und Wirkungsgeschichte seines Werkes bis 1918, Boppard am Rhein 1978 (= Wehrwissenschaftliche Forschungen, Bd. 25).

Marx, Peter; Pankoke, Eckart, Das militärische Denken des Carl von Clausewitz in gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive. In: Clausewitz-Kolloquium. Theorie des Krieges als Sozialwissenschaft. Hrsg. von Gerhard Vowinckel, Berlin 1993, S. 79-96.

McMaster, Herbert R., Dereliction of duty. Lyndon Johnson, Robert McNamara, the Joint Chiefs of Staff, and the lies that led to Vietnam, New York, NY 1997.

Millotat, Christian, Carl von Clausewitz und sein Einfluss auf Politiker und Soldaten von heute, Wien 2005 (= Österreichische Gesellschaft für Landesverteidigung und Sicherheitspolitik, Bd. 73).

Moltke. Vom Kabinettskrieg zum Volkskrieg. Eine Werkauswahl. Hrsg. von Stig Förster, Bonn 1992.

Müller, Christian (Th.), Anmerkungen zur Entwicklung von Kriegsbild und operativ-strategischem Szenario im preußisch-deutschen Heer vor dem Ersten Weltkrieg, In: Militärgeschichtliche Mitteilungen, 57 (1998), S. 385-442.

Müller, Christian Th, Jenseits der Materialschlacht. Der Erste Weltkrieg als Bewegungskrieg, Paderborn 2018.

Müller, Holger, Clausewitz' Verständnis von Strategie im Spiegel der Spieltheorie, Berlin 2012.

Münch, Philipp, Strategielos in Afghanistan. Die Operationsführung der Bundeswehr im Rahmen der International Security Assistance Force, Halle (Saale), Berlin 2011 (= SWP-Studie, 2011, S 30).

Münkler, Herfried, Gewalt und Ordnung. Das Bild des Krieges im politischen Denken, Frankfurt/Main 1992.

Münkler, Herfried, Carl von Clausewitz. In: Pipers Handbuch der Politischen Ideen. Hrsg. von Iring Fetscher und Herfried Münkler, München, Zürich 1996 (= Bd. 4), S. 92-103.

Münkler, Herfried, Die neuen Kriege, Bonn 2002 (= Schriftenreihe / Bundeszentrale für Politische Bildung, Bd. 387).

Naumann, Klaus, Einsatz ohne Ziel? Die Politikbedürftigkeit des Militärischen, Hamburg 2011.

Österreich, Karl von, Grundsätze der höhern Kriegskunst für die Generäle der österreichischen Armee, Wien 1806.

Paret, Peter, Clausewitz' Frühe Schriften. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 354-379.

Paret, Peter, Clausewitz' Politische Schriften. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 380-406.

Paret, Peter, Clausewitz und der Staat. Der Mensch, seine Theorien und seine Zeit, Bonn 1993.

Pipers Handbuch der Politischen Ideen. Hrsg. von Iring Fetscher und Herfried Münkler, München, Zürich 1996.

Poenitz, Karl Eduard, Militairische Briefe eines Lebenden an seinen Freund Clausewitz im Olymp, Leipzig 1846.

Rapoport, Anatol, Chicken a la Kahn. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 719-737.

Rapoport, Anatol, Tolstoi und Clausewitz. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 696-718.

Die Reorganisation des preußischen Staates unter Stein und Hardenberg. Hrsg. von Rudolf Vaupel, Leipzig 1938 (= Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven, Bd. 94 = N.F., Abt. 1).

Rose, Olaf, Carl von Clausewitz. Wirkungsgeschichte seines Werkes in Russland und der Sowjetunion 1836-1991, München 1995 (= Beiträge zur Militärgeschichte, Bd. 49).

Rothfels, Hans, Carl von Clausewitz. Politik und Krieg. Eine ideengeschichtliche Studie, Berlin 1920.

Rothfels, Hans, Clausewitz. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980, S. 261-290.

Scheipers, Sibylle, On small war. Carl von Clausewitz and people's war, Oxford 2018.

Scherff, Wilhelm von, Die Lehre vom Kriege auf der Grundlage seiner neuzeitlichen Erscheinungsformen. Ein Versuch, Berlin 1897.

Schering, Walther Malmsten, Die Kriegsphilosophie von Clausewitz. Eine Untersuchung über ihren systematischen Aufbau, Hamburg 1935.

Schindler, Sebastian, Clausewitz zur Einführung, Hamburg 2020 (= Zur Einführung).

Schlieffen, Alfred von, Cannae, Berlin 1925.

Schössler, Dietmar, Carl von Clausewitz, Reinbek bei Hamburg 1991 (= Rowohlts Monographien, Bd. 448).

Schössler, Dietmar, Clausewitz – Engels – Mahan: Grundriss einer Ideengeschichte militärischen Denkens, Berlin, Münster 2009 (= Politik: Forschung und Wissenschaft, Bd. 27).

Schramm, Wilhelm von, Clausewitz. Leben und Werk, Esslingen am Neckar 1981.

Schwartz, Karl, Leben des Generals Carl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz geb. Gräfin von Brühl. Mit Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken, Berlin 1878.

Senghaas, Dieter, Rückblick auf Clausewitz. In: Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz „Vom Kriege". Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1980.

Souchon, Lennart, Carl von Clausewitz. Strategie im 21. Jahrhundert, Hamburg, Berlin, Bonn 2012.

Stahel, Albert A., Klassiker der Strategie – eine Bewertung, Zürich 1996 (= Strategische Studien, Bd. 6).

Stahel, Albert A., Strategisch denken. Ziel – Mittel – Einsatz in Politik, Wirtschaft und Armee, Zürich 1997 (= Strategische Studien, Bd. 14).

Stoker, Donald J., Clausewitz. His life and work, Oxford, New York 2014.

Strachan, Hew, Clausewitz and the Dialectics of War. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 14-44.

Strachan, Hew, Carl von Clausewitz's On war. A biography, London 2008 (= Books that shook the world).

Sumida, Jon, On Defence as the Stronger Form of War. In: Clausewitz in the twenty-first century. Hrsg. von Hew Strachan und Andreas Herberg-Rothe, Oxford, New York 2007, S. 163-181.

Summers, Harry G., On strategy. The Vietnam War in Context, Carlisle, PA 1982.

Sunzi, Die Kunst des Krieges. Online unter: https://zielniok.de/sunzi-die-kunst-des-krieges.pdf

Toffler, Alvin; Toffler, Heidi, War and anti-war. Survival at the dawn of the 21st century, Boston 1993.

Türpe, Andrée, Carl Philipp Gottfried von Clausewitz, ein Philosoph des Krieges, eine Analyse seiner philosophischen Position, Berlin 1977.

Türpe, Andrée, Die Theorie von Clausewitz in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Epoche, Berlin 1986.

Türpe, Andrée, Der vernachlässigte General? Das Clausewitz-Bild in der DDR, Berlin 2020.

Valentini, Georg Wilhelm von, Abhandlung über den kleinen Krieg und über den Gebrauch der leichten Truppen, mit Rücksicht auf den französischen Krieg, Berlin 1810.

Verordnung in Betreff der Modifikationen des Landsturm-Edikts vom 21sten April d. J. vom 17. Juli 1813. In: Das Heerwesen des XIX. Jahrhunderts. Hrsg. von Eugen von Frauenholz, München 1941, S. 172-175.

Verordnung über den Landsturm vom 21. April 1813. In: Das Heerwesen des XIX. Jahrhunderts. Hrsg. von Eugen von Frauenholz, München 1941, S. 161-171.

Verordnung wegen Untersuchung und Bestrafung der Vergehen im Landsturm vom 21. Juli 1813. In: Das Heerwesen des XIX. Jahrhunderts. Hrsg. von Eugen von Frauenholz, München 1941, S. 175.

Wallach, Jehuda Lothar, Das Dogma der Vernichtungsschlacht. Die Lehren von Clausewitz und Schlieffen und ihre Wirkungen in zwei Weltkriegen, Frankfurt a. M. 1967.

Wienecke, Friedrich, Tschammer-Osten, Alexander von, In: Allgemeine Deutsche Biographie, 54 (1908), S. 712-715.

Deutschsprachige Ausgaben von „Vom Kriege“

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk, Teil 1-3, Verlag Ferdinand Dümmler: Berlin 1832-1834. (=Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung, 1.-3. Band) [1. Auflage]

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk, 2. Auflage, Teil 1-3, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung: Berlin 1853. [mit einigen durch den Herausgeber Friedrich von Brühl grundlegend veränderten Aussagen]

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk, Unveränderter Abdruck der 2. Auflage, Teil 1-3, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung: Berlin 1857.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk, 3. Auflage, Teil 1-3, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung: Berlin 1867 [Teile 1 und 2]-1869 [Teil 3].

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, 4. Auflage, Teil 1-3. Hrsg. durch Wilhelm von Scherff, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung: Berlin 1880.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, 5. durchgesehene Auflage. Mit einer Einführung vom Chef des Generalstabes der Armee Generaloberst Grafen von Schlieffen, Exzellenz, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung: Berlin 1905.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, 6. Auflage. Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung: Berlin 1911.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, 7. Auflage. Mit einer Einführung von Generaloberst Graf von Schlieffen, Exzellenz, früher Chef des Generalstabes der Armee, und mit einem ausführlichen Sach- und Namensregister von Oberstleutnant a. D. Paul Creuzinger, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung: Berlin 1912.

General von Clausewitz, Vom Kriege. 8. Auflage. Mit einer Einführung von Graf von Schlieffen, weiland Generaloberst und Chef des Generalstabes der Armee, und einem ausführlichen Sach- und Namensregister von Oberstleutnant a. D. P. Creuzinger, B. Behrs Verlag: Berlin 1914.

General von Clausewitz, Vom Kriege. 9. verbesserte Auflage. Mit einer Einführung von Graf von Schlieffen, weiland Generaloberst und Chef des Generalstabes der Armee, und einem ausführlichen Sach- und Namensregister von Oberstleutnant a. D. P. Creuzinger, B. Behrs Verlag: Berlin 1915.

General von Clausewitz, Vom Kriege. 10. vermehrte Auflage. Mit einer Einführung von Graf von Schlieffen, weiland Generaloberst und Chef des Generalstabes der Armee, und Begleitworten der Generalfeldmarschälle Leopold Prinz von Bayern, von Bülow, von Mackensen, Generalobersten von Kluck, von Eichhorn, von Woyrsch,

Generäle Graf von Bothmer, von Beseler, von Hötzendorf, von Scholz, von Böhm-Ermolli und des Kriegsministers Generalleutnant Wild von Hohenborn nebst einem ausführlichen Sach- und Namenregister von Oberstleutnant a. D. Paul Creuzinger. B. Behrs Verlag: Berlin und Leipzig 1915.

General von Clausewitz, Vom Kriege. 11. vermehrte Auflage. B. Behrs Verlag: Berlin und Leipzig 1915.

General von Clausewitz, Vom Kriege. 12. vermehrte Auflage. B. Behrs Verlag: Berlin und Leipzig 1917.

General von Clausewitz, Vom Kriege. 13. vermehrte Auflage. B. Behrs Verlag: Berlin und Leipzig 1918.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk von General Carl von Clausewitz. 14. vermehrte Auflage, Mit einer Einführung von Graf von Schlieffen sowie Geleitworten des Reichspräsidenten von Hindenburg und des Reichswehrministers General der Infanterie a. D. von Blomberg. Hrsg. von Karl Linnebach, B. Behrs Verlag: Berlin und Leipzig 1933.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk von General Carl von Clausewitz, 15. vermehrte Auflage, Mit einer Einführung von Graf von Schlieffen sowie Geleitworten des Reichspräsidenten von Hindenburg und des Reichskriegsministers und Oberbefehlshaber der Wehrmacht Generalfeldmarschall von Blomberg. Hrsg. von Karl Linnebach, B. Behrs Verlag: Berlin und Leipzig 1937.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, 16. Auflage,Vollständige Ausgabe im Urtext mit historisch-kritischer Würdigung von Dr. Werner Hahlweg, Drei Teile in einem Band. Ferd. Dümmlers Verlag: Bonn 1952.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, 17. Auflage,Vollständige Ausgabe im Urtext, drei Teile in einem Band. Hrsg. von Werner Hahlweg Ferd. Dümmlers Verlag: Bonn 1966.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, 18. Auflage, Vollständige Ausgabe im Urtext, drei Teile in einem Band. Hrsg. von Werner Hahlweg Ferd. Dümmlers Verlag: Bonn 1973.

Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, 19. Auflage [Jubiläumsausgabe],Vollständige Ausgabe im Urtext, drei Teile in einem Band. Hrsg. von Werner Hahlweg, Ferd. Dümmlers Verlag: Bonn 1980.

Daneben gibt es diverse Ausgaben ohne Auflagenbezeichnung. Im Vergleich zur Originalausgabe ist der Text bei diesen aber nicht selten gekürzt worden. Vor allem in der Zeit des Nationalsozialismus wurde mitunter auch die Sprache in tendenziöser Weise „modernisiert“. Eine Taschenbuchausgabe mit dem ungekürzten Urtext wurde mehrfach beim Ullstein-Verlag aufgelegt. Eine vollständige online-Ausgabe von „Vom Kriege“ bietet die Website www.clausewitz.com. Hier kann der Text der

Erstausgabe von 1832-34 auch als pdf-Datei – bereitgestellt von der Clausewitz-Gesellschaft – heruntergeladen werden.[797]

797 Link zur online-Ausgabe: https://www.clausewitzstudies.org/readings/VomKriege1832/_VKwholetext.Htm#1-7 Pdf-Version unter: https://www.clausewitz-gesellschaft.de/wp-content/uploads/2014/12/VomKriege-a4.pdf (jeweils Stand 03.02.2020).

Personenregister

al-Assad, Hafis (1930-2000), Offizier und Politiker 266
Alexander I. (1777-1825), Zar von Russland 31, 112, 234, 236
Arndt, Ernst-Moritz (1769-1860), Dichter 34
Arnim, Achim von (1781-1831), Dichter 29
Aron, Raymond (1905-1983), Philosoph und Soziologe 4, 44, 49, 122, 143, 164, 165, 167, 174, 211, 225, 226, 254, 261, 276, 287
August (1779-1843), Prinz von Preußen 15, 20, 21, 23
Augusta (1811-1890), Prinzessin von Preußen 52

Bagration, Pjotr Iwanowitsch (1765-1812), Offizier 237
Bao Dai (1913-1997), vietnamesischer Kaiser 251
Barclay de Tolly, Michael (1761-1818), Offizier 236-238
Bassford, Christopher (*1953), Historiker 2, 68, 134, 209, 228, 264, 287
Beaufre, André (1902-1975), Offizier und Militärschriftsteller 164, 165, 225, 287
Berenhorst, Georg Heinrich von (1733-1814), Offizier und Militärschriftsteller 13, 73, 74, 80, 91, 287
Berg, Karoline von (1760-1826), Saloniere 16
Bernstorff, Christian Günther von (1769-1835), Diplomat 39, 41, 42
Bethmann Hollweg, Theobald von (1856-1921), Politiker 137, 244
Bismarck, Otto von (1815-1898), Politiker 135-137, 242
Blesson, Johann Ludwig (1790-1861), Offizier und Militärschriftsteller 211
Blücher, Gebhard Leberecht von (1742-1819), Offizier 34, 36
Blume, Wilhelm von (1835-1919), Offizier und Militärschriftsteller 115
Bogdanowitsch, Michail Iwanowitsch, Offizier und Militärschriftsteller 221
Bonaparte, Napoleon (1769-1821), Offizier, Staatsmann und Kaiser von Frankreich 2, 8, 9, 18-21, 24-27, 30-33, 36, 37, 39, 41, 46, 47, 59, 60, 65, 66, 70, 71, 73, 85, 91, 96, 100, 101, 111, 112, 115, 118, 119, 127, 131, 136, 156-158, 163, 178, 181, 187, 189, 196, 204, 223, 224, 234-241, 261, 290, 292
Boyen, Hermann von (1771-1848), Offizier 30, 31, 38
Braunschweig, Ferdinand von (1735-1806), Offizier 19, 20, 53
Brentano, Clemens (1778-1842), Schriftsteller 29
Brodie, Bernard (1910-1978), Politikwissenschaftler 141, 230, 287
Brühl, Carl Adolph von (1742-1802), Offizier 15
Brühl, Friedrich Wilhelm von (1791-1859), Offizier 52, 213, 297
Brühl, Heinrich von (1700-1763), Politiker 15
Brühl, Karoline Franziska von („Fanny“) (1783-1804) 16
Brühl, Sophie von (1761-1837) 16
Bülow, Bernhard von (1849-1929), Politiker 137
Bülow, Dietrich Heinrich von (1757-1807), Offizier und Militärschriftsteller 13, 17, 18, 72, 73, 76, 77, 80, 108, 109, 114, 145, 148, 150, 151, 287

Caemmerer, Rudolf von (1845-1911), Offizier und Militärschriftsteller 214, 287
Camon, Hubert (1855-1942), Offizier und Militärschriftsteller 44, 224, 287
Charlotte (1798-1860), Prinzessin von Preußen 34
Clausewitz, Carl von (1780-1831), Offizier und Militärschriftsteller (Seitenangaben entfallen wegen zu häufiger Nennung)
Clausewitz, Friederike Charlotte Dorothea (1746-1811), geb. Schmidt 10
Clausewitz, Friedrich Gabriel (1740-1802), Offizier und Beamter 9, 10
Clausewitz, Friedrich Volmar von (1771-1854), Offizier 10, 11, 33, 39
Clausewitz, Marie von (1779-1836), geb. Gräfin Brühl 4, 11, 13, 15, 16, 19, 23-26, 28, 29, 33, 35, 41, 43, 49-52, 96, 213, 287, 288, 295

Clausewitz, Wilhelm Benedikt von (1773-1849), Offizier 10, 11, 33, 39
Clauswitz, Benedikt Gottlob (1692-1749), Theologe 9
Clauswitz, Juliane Friederike 10
Corbett, Julian (1854-1922), Marinehistoriker und Seestratege 226
Creuzinger, Paul, Offizier und Militärschriftsteller 44, 224, 290, 297, 298
Creveld, Martin van (*1946), Historiker 3, 68, 121, 134, 210, 231, 260-271, 290

Daase, Christopher (*1962), Politikwissenschaftler 187, 188, 271, 290
Davout, Louis-Nicolas (1770-1823), Offizier 20, 35
Decker, Carl von (1784-1844), Offizier und Militärschriftsteller 211
Delbrück, Hans (1848-1929), Historiker 215, 290, 293
Diebitsch, Hans Karl von (1785-1831), Offizier 33
Dümmler, Ferdinand (1777-1846), Verleger 52, 297
Dumas, Mathieu (1753-1837), Offizier und Militärschriftsteller 76, 148

Echevarria, Antulio J. (*1959), Historiker 2, 127, 161, 211, 290
Eisenhower, Dwight D. (1890-1969), Offizier und Politiker 229
Elze, Walter (1891-1979), Historiker 215
Emmerich, Andreas (1737-1809), Offizier und Militärschriftsteller 191, 195, 290
Engelberg, Ernst (1909-2010), Historiker 217, 288, 291
Engels, Friedrich (1820-1895), Gesellschaftstheoretiker und Unternehmer 45, 206, 218, 219, 293, 295
Erman, Paul (1764-1851), Physiker 161
Euler, Leonard (1707-1783), Mathematiker 75
Ewald, Johann von (1744-1813), Offizier und Militärschriftsteller 191, 195, 291

Fichte, Johann-Gottlieb (1762-1814), Philosoph 29
Foch, Ferdinand (1852-1929), Offizier 223, 224
Franklin, William D., Militärschriftsteller 1, 3, 291
Friedrich II. (1712-1786), König von Preußen 8, 10, 18, 72, 79, 83, 101, 104, 112, 113, 182, 244
Friedrich (1797-1881), Prinz von den Niederlanden 27
Friedrich Wilhelm III. (1770-1840), König von Preußen 11, 16, 18, 42, 201
Friedrich Wilhelm (1795-1861), Kronprinz von Preußen 27
Fuller, John Frederic Charles (1878-1966), Offizier und Militärschriftsteller 223, 226, 227, 291

Gaddis, John Lewis (*1941), Historiker 5, 291
Gilbert, Georges (1852-1901), Offizier und Militärschriftsteller 223
Gneisenau, August Neidhardt von (1760-1831), Offizier 23, 26, 31, 33, 34, 37, 38, 41, 42, 187, 189, 190, 199, 287, 288, 289, 291
Goethe, Johann Wolfgang von (1749-1832), Dichter und Naturforscher 17
Goltz, Colmar von der (1843-1916), Offizier und Militärschriftsteller 115
Graham, James John (1808-1883), Offizier und Militärschriftsteller 225, 226, 228, 229
Grandmaison, Louis de (1861-1915), Offizier 223
Groeben, Karl von der (1788-1876), Offizier 37, 40, 52
Grouchy, Emanuel de (1766-1847), Offizier 36
Guevara, Ernesto „Che“ (1928-1967), Guerilla-Führer und Politiker 190, 207, 291
Gustav II. Adolph (1594-1632), König von Schweden 17, 18, 53

Hahlweg, Werner (1912-1989), Historiker 3, 6, 9, 17, 36, 40, 50, 188, 189, 209, 217, 219, 222, 225, 227, 277, 282, 287-292, 298
Hake, Albrecht Georg von (1769-1835), Offizier 38
Hannibal (247-183 v. Chr.), Feldherr 245
Harlan, Veit (1899-1964), Regisseur 207
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770-1831), Philosoph 44, 45, 220, 221, 224, 225, 290

Henderson, George F. R. (1854-1903), Offizier und Militärschriftsteller 225
Hensel, Clausewitz' Diener 42
Herder, Johann Gottfried (1744-1803), Dichter, Philosoph, Theologe 17
Herberg-Rothe, Andreas (*1954), Politikwissenschaftler 4, 41, 51, 54, 119, 125, 126, 156, 197, 263, 264, 267, 268, 287, 290, 292, 293, 296
Heuser, Beatrice (*1961), Historikerin 5, 164, 210, 292
Hindenburg, Paul von (1847-1934), Offizier und Politiker 137, 292, 298
Ho Chi Minh (1890-1969), Politiker 250, 252, 253
Hohenlohe-Ingelfingen, Friedrich Ludwig zu (1746-1818), Offizier 20
Howard, Michael (1922-2019), Historiker 227, 228, 230
Humboldt, Wilhelm von (1767-1835), Politiker und Schriftsteller 7, 29, 125
Hundt, Gustav Detlof von, Offizier 10
Huntington, Samuel P. (1927-2008), Politikwissenschaftler 230, 292

Johnson, Lyndon B. (1908-1973), Politiker 253, 254, 258, 293
Jomini, Antoine Henry (1771-1869), Offizier und Militärschriftsteller 73, 76, 148, 154, 211, 213, 218, 221, 223, 225, 229

Kahn, Herman (1922-1983), Nuklearstratege 142, 143, 230, 294
Kaldor, Mary (*1946), Politikwissenschaftlerin 260, 292
Kalkreuth, Friedrich Adolf von (1737-1818), Offizier 20
Kant, Immanuel (1724-1804), Philosoph 15, 17, 28, 43-45, 56, 211, 277, 292
Karl, Erzherzog von Österreich (1771-1847), Offizier und Militärschriftsteller 73, 148
Keegan, John (1934-2012), Historiker 3, 68, 133, 134, 210, 226, 228, 229, 262-271, 287
Kende, Istvan (1917-1988), Friedensforscher 55
Kennan, George F. (1904-2005), Diplomat 142
Kennedy, John F. (1917-1963), Politiker 251, 253
Kessel, Eberhard (1907-1986), Historiker 215, 243
Kiesewetter, Johann Gottfried (1766-1819), Philosoph 15, 17, 43-45
Kleemeier, Ulrike (*1959), Philosophin 269, 293
Kluck, Alexander von, (1846-1934), Offizier 248, 249, 297
Kondylis, Panajotis (1943-1998), Philosoph 45, 46, 93, 114, 115, 125, 132, 141, 145, 169, 219, 220, 293
Kutusow, Michail Illarionowitsch (1745-1813), Offizier 238, 239

Lenin, Wladimir Iljitisch (1870-1924), Gesellschaftstheoretiker und Politiker 45, 132, 133, 165, 206, 208, 209, 218-221, 258, 287, 292, 293
Laplace, Pierre Simon (1749-1827), Mathematiker 75
Liddell Hart, Basil Henry (1895-1970), Offizier und Militärschriftsteller 3, 226, 227, 229, 293
Lieven, Christoph von (1774-1838), Offizier und Diplomat 235
Linnebach, Karl (1879-1961), Historiker 215, 298
Lloyd, Henry Humphrey Evans (1718-1783), Offizier und Militärschriftsteller 72, 73, 91, 293
Lossau, Constantin von (1767-1848), Offizier und Militärschriftsteller 74, 75, 91, 108, 123, 124, 145, 154, 293
Ludendorff, Erich (1865-1937), Offizier und Militärschriftsteller 3, 139, 140, 216, 267, 293
Luttwak, Edward (*1942), Politikwissenschaftler 186, 293

Machiavelli, Niccolo (1469-1527), Politiker und Schriftsteller 17, 45, 91, 123, 266
Malenkow, Georgi Maximilianowitsch (1902-1988), Politiker 141

Mao Tse-tung (1893-1976), Politiker 182, 190, 194, 207, 208, 258, 291, 293
Marwedel, Ulrich (*1942), Historiker 209, 224, 293
Marx, Karl (1818-1883), Gesellschaftstheoretiker und Philosoph 45, 133, 165, 209, 218-221, 258, 287, 293
Maslow, Abraham (1908-1970), Psychologe 115
Maude, Frederick Natusch (1854-1933), Offizier und Militärschriftsteller 226, 228, 229
McNamara, Robert (1916-2009), Politiker 254, 255, 293
Medem, Nikolai Wassiljewitsch von (1795-1870), Offizier und Militärschriftsteller 221
Meerheimb, Ferdinand von (1823-1882), Offizier und Militärschriftsteller 214
Meinecke, Friedrich (1862-1954), Historiker 215
Minihan, Kenneth A. (*1943), Offizier und Geheimdienstchef 105, 106
Mitchell, John (1785-1859), Offizier 225
Moltke (d. Ä.), Helmuth von (1800-1891), Offizier und Militärschriftsteller 71, 115, 117, 124, 135, 136, 213, 242, 244, 246, 267, 291
Moltke (d. J.), Helmuth von (1848-1916), Offizier 115, 137, 244, 247, 248
Montaigne, Michel de (1533-1592), Politiker und Philosoph 17
Montecuccoli, Raimondo (1609-1680), Offizier und Militärschriftsteller 71
Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de (1689-1755), Philosoph 17, 44, 47
Morgenthau, Hans (1904-1980), Politikwissenschaftler 142
Möser, Justus (1720-1794), Politiker und Historiker 17
Müller, Johannes von (1752-1809), Politiker und Historiker 17
Müller, Ludwig Christian (1734-1804), Offizier 15
Münkler, Herfried (*1951), Politikwissenschaftler 7, 22, 47, 260, 294
Newton, Isaac (1643-1727), Naturwissenschaftler 75, 115, 167, 227
Ngo Dien Diem (1901-1963), Politiker 251

O'Etzel, Franz August (1784-1850), Offizier 37, 52
Osgood, Robert (1921-1986), Politikwissenschaftler 142, 230

Pahlen, Peter von der (1777-1864), Offizier 31, 32
Palat, Barthélemy Edmond (1852-1931), Offizier und Militärschriftsteller 225
Paret, Peter (*1924), Historiker 49, 105, 227, 228, 230, 294
Pestalozzi, Johann Heinrich (1846-1827), Pädagoge 21, 43
Phull, Karl Ludwig von (1757-1826), Offizier 31, 235, 236
Platon (428/427-348/347 v. Chr.), Philosoph 44
Pochhammer, Bruno, Offizier und Militärschriftsteller 140, 288
Pönitz, Karl Eduard von (1795-1858), Offizier und Militärschriftsteller 211
Powell, Colin (*1937), Offizier und Politiker 230

Rapoport, Anatol (1911-2007), Sozialwissenschaftler und Friedensforscher 142, 294, 295
Riper, Paul K. van (*1938), Offizier 107
Roques, Paul, Historiker 224
Rosinski, Herbert (1903-1962), Historiker 49, 217, 230
Rothfels, Hans (1891-1976), Historiker 215, 217, 230, 287, 288, 295
Rühle von Lilienstern, Otto August (1780-1847), Offizier und Militärschriftsteller 124, 295
Rüstow, Wilhelm (1821-1878). Offizier und Militärschriftsteller 213

Sayn-Wittgenstein, Peter zu (1769-1843), Offizier 33
Schaposchnikow, Boris Michailowitsch (1882-1945), Offizier und Militärschriftsteller 222

Scharnhorst, Gerhard Johann David von (1755-1813), Offizier und Militärschriftsteller 14-16, 19, 23, 24, 27, 28, 31, 33-35, 37, 38, 75, 104, 191, 235, 236, 287-289
Scharnhorst, Wilhelm von (1786-1854), Offizier 37
Schaumburg-Lippe, Wilhelm zu (1724-1777), Offizier 14
Schelling, Thomas (1921-2016), Nuklearstratege und Ökonom 142, 230, 253, 254
Scherff, Wilhelm von (1834-1911), Offizier und Militärschriftsteller 115, 137, 214, 288, 295, 297
Schering, Walter Malmsten (1883-1954), Soziologe 215, 295
Schill, Ferdinand von (1776-1809), Offizier 25, 26
Schiller, Friedrich (1759-1805), Dichter 12, 17
Schlegel, August Wilhelm (1767-1845), Philologe 21
Schleiermacher, Friedrich (1768-1834), Theologe und Philosoph 29
Schlieffen, Alfred von (1833-1913), Offizier und Militärschriftsteller 115, 137, 214, 235, 241-247, 249, 267, 292, 295-298
Schuwalow, Pawel Andrejewitsch (1776-1823), Offizier und Diplomat 237
Senghaas, Dieter, (*1940), Sozialwissenschaftler und Friedensforscher 132, 295
Sokolowski, Wassili Danilowitsch (1897-1968), Offizier und Militärschriftsteller 141
Sokrates (469-399 v. Chr.), Philosoph 44
Souchon, Lennart (*1942), Offizier und Militärschriftsteller 6, 164, 259, 260, 272, 295
Stael, Germaine de (1766-1817), Schriftstellerin 21
Stalin, Josef Wissarionowitsch (1878-1953), Politiker 222
Stein, Karl vom und zum (1757-1831), Politiker 23, 37, 291, 295
Steinmann von Friederici, Offizier 40
Strachan, Hew (*1949), Historiker 5, 36, 188, 222, 228, 275, 287, 290, 292, 293, 296
Summers, Harry G. (1932-1999), Offizier und Militärschriftsteller 67-69, 231, 254-256, 261, 296
Sunzi (um 544-um 496 v. Chr.), Offizier und Militärschriftsteller 1, 296
Swetschin, Alexander Andrejewitsch (1878-1938), Offizier und Militärschriftsteller 222

Talenski, Nikolai A., Offizier und Militärschriftsteller 141
Terentius Varro, Gaius, Politiker und Feldherr 245
Tiedemann, Carl Ludwig Heinrich von (1777-1812), Offizier 27, 30
Thielmann, Johann Adolph von (1765-1824), Offizier 36
Thompson, Robert (1916-1992), Offizier 251
Toffler, Alvin (1928-2016), Futurologe 268, 296
Toffler, „Heidi“ (1929-2019), Futurologin 268, 296
Truong Chinh (1907-1988), Politiker 258
Tschammer-Osten, Alexander von (1737-1809), Offizier 13, 296
Türpe, Andrée (*1949), Philosoph 218, 296

Uwarow, Fjodor Petrowitsch (1769-1824), Offizier 32, 152

Valentini, Georg Wilhelm von (1775-1834), Offizier und Militärschriftsteller 191, 296
Vatry, Marc de, Offizier und Militärschriftsteller 223
Voß, Luise von (1780-1865), Saloniere 25, 29

Wagner, Reinhold, Offizier 214
Wallmoden-Gimborn, Ludwig von (1769-1862), Offizier 35, 188, 194, 201
Weber, Max (1864-1920), Soziologe 46
Weinberger, Caspar (1917-2006), Politiker 230

Weydemeyer, Joseph (1818-1866), Offizier und Journalist 218
Wilhelm (1797-1888), Prinz von Preußen 27, 34
Wilhelm II. (1859-1941), Deutscher Kaiser 247
Wilkinson, Spenser (1853-1937), Historiker 226
Willisen, Wilhelm von (1790-1879), Offizier und Militärschriftsteller 211, 213, 218

Yorck, Ludwig von (1759-1830), Offizier 33, 163

Zeddeler, Ludwig Iwanowitsch, Offizier und Militärschriftsteller 221